

Fritz Schäuffele

Die unheile Welt des Joseph Andermann

Es hätte auch anders kommen können



Joseph Andermanns Tagebuch in Stichworten

5. November «Mer sönd halt Appezöller»,
Volkstheater in Reinkultur
6. Dezember Der Auftrag: «Eine Hymne auf
Väterchen Stalin»
- 1949**
12. Januar Die subversive Setzmaschine
21. Januar Ein «Rat für gegenseitige Wirtschaft-
hilfe», bloss der Schweiz hilft keiner
18. Juni Lindengrün ist ausgegangen
29. Juni Es mangelt an Melkschemeln
24. Juli Ersaufen im Milchsee am Rande des
Butterbergs
27. Juli Ranzige Butter nach Afrika und der
Mongolei
12. August Arbeitsbeschaffung durch «Busi»
(Bundes-Sicherheitsdienst)
5. September An der falschen Stelle abgehört und
Interessantes erfahren
14. September Keine Wiederaufnahme des Studiums,
da nichtproletarischer Herkunft
1. Oktober China wird Volksrepublik
15. Oktober Verbrüderungsfest mit chinesischen
Restaurateuren in Leningen
10. November Hornussen im Dienste der sozialisti-
schen Weltanschauung
19. November Spionage mittels Schabziger
8. Dezember Die Westmächte werden über
Lenkaffenpläne der UdSSR informiert

Fritz Schüffele

Die unheile Welt
des Joseph
Andermann

*Eine utopische Polit-Satire für
unzufriedene Schweizer*

Illustrationen von R.A. Stafford

«Schweizerzeit» Verlags AG, Flaach

Copyright
«Schweizerzeit» Verlags AG, Postfach 23, 8416 Flaach
Alle Rechte vorbehalten
Juli 1991
Umschlaggestaltung: R. A. Stafford, Zürich
Druck: Ziegler Druck und Verlags AG, Winterthur
ISBN 3 – 907983 – 99 – 8

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	Seite	5
Einleitung	Seite	9
Tagebucheinträge 1940	Seite	20
Tagebucheinträge 1941	Seite	43
Tagebucheinträge 1942	Seite	50
Tagebucheinträge 1943	Seite	70
Tagebucheinträge 1944	Seite	86
Tagebucheinträge 1945	Seite	115
Tagebucheinträge 1946	Seite	152
Tagebucheinträge 1947	Seite	166
Tagebucheinträge 1948	Seite	175
Tagebucheinträge 1949	Seite	183
Tagebucheinträge 1950	Seite	205
Joseph Andermanns Tagebuch in Stichworten	Seite	219

*Wenn mir das harte Urteil drohte,
ich hätt' was gegen alles Rote,
dann spräche ich: «Das ist gelogen!
Nichts gegen Rot in Bausch und Bogen!*

*Ich liebe rote Kirschen und
das Schweizerkreuz auf rotem Grund,
die Rosen und den Mohn, den roten
den Rotspon und die Pfefferschoten,
den Rotkohl und die Abendstund
und manchmal einen roten Mund.»*

*Womit wohl klar erwiesen ist:
Ich bin kein echter Extremist!*

A handwritten signature in red ink, appearing to be 'H. H. H.' or similar, written in a cursive style.

Vorwort

Es war im Frühling 1990, als Fritz Schäuuffele dem «Schweizerzeit»-Verlag eine besondere, auf das Jubiläumsjahr «700 Jahre Eidgenossenschaft» zielende Buchidee präsentierte: Er habe, teilte er uns mit, eine Art fiktives Tagebuch im Kopf, das den heute lebenden Schweizern nahebringe, wie es in der Eidgenossenschaft zugegangen und was mit dieser Eidgenossenschaft geschehen wäre, hätten die damaligen Schweizer 1939 und 1940 der braunen Flut an unserer Grenze nicht Halt bieten können.

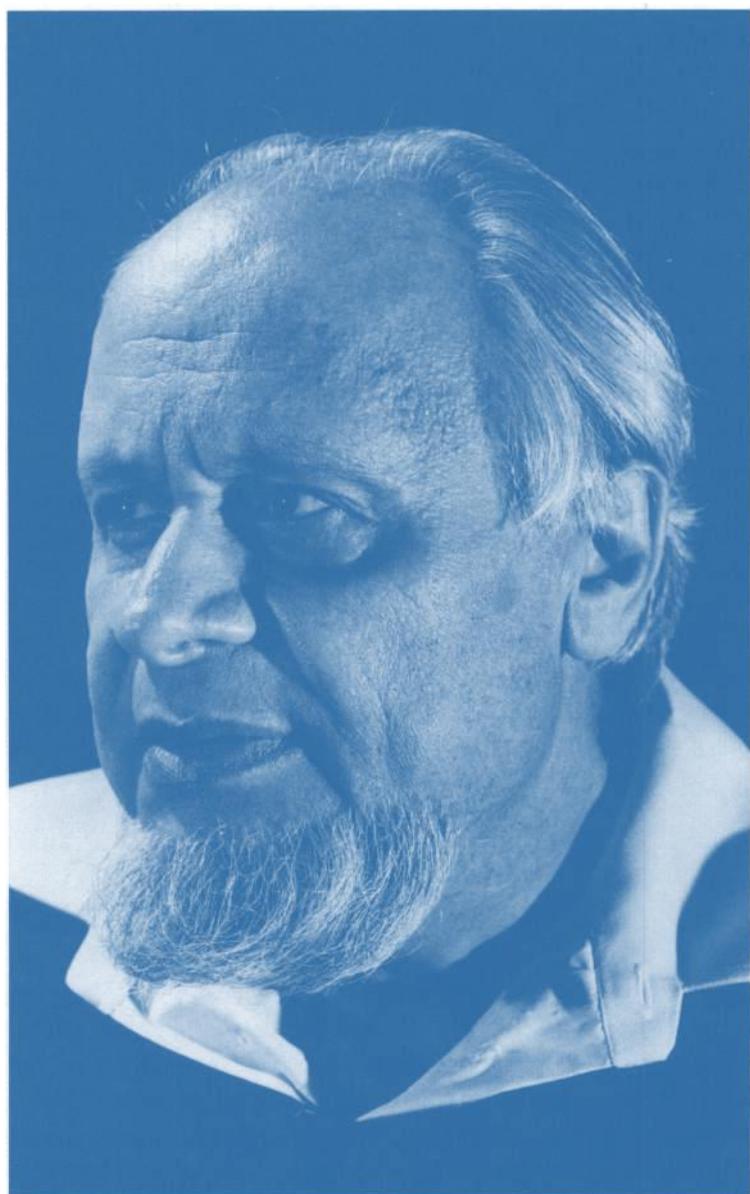
Niemand konnte damals ahnen, dass Fritz Schäuuffele bereits an seinem Vermächtnis arbeitete, als er sich in fast fieberhafter Eile daran machte, seine Idee in Buchform in ein geschlossenes Ganzes zu giessen – als hätte er bereits geahnt, dass seine Schaffenskraft wenige Monate später gänzlich erlöschen würde. Dafür zeigte sich bald, dass sich Fritz Schäuuffeles sehr eigenständige Persönlichkeit in diesem letzten Werk aus seiner Feder auf einzigartige Weise zu erkennen gibt: Alle, die ihn gekannt haben, wurden immer wieder durch sein überaus reiches, stets präsent, auch eine Fülle von Details umfassendes historisches Wissen beeindruckt. Noch faszinierender waren aber die Bezüge, mit denen Fritz Schäuuffele, aus diesem reichen Wissen schöpfend, seine Gesprächspartner immer wieder überrascht – manchmal vor den Kopf gestossen, manchmal erstaunt, nicht selten aber auch erleuchtet – hat. Aus diesem Denken in historischen Zusammenhängen heraus ist die Person des Joseph Andermann entstanden, eines unpolitischen Bürgers, der, zwar mit einer gehörigen Portion herzhaften Schalks versehen, gleichsam als moderner Simplicissimus in seinem Tagebuch seine Erfahrungen und Erlebnisse in einer vom Dritten Reich überfluteten Schweiz festhält: Vom Zusammenbruch der Grenzverteidigung über die bittere Realität der alltäglichen Unterdrückung bis hin zur «Befreiung» durch die

Rote Armee – mit der das, was bis Kriegsende an Eidgenossenschaft noch verblieben war, vollends zu existieren aufhörte.

Es sind Tagebuchaufzeichnungen, die beim Leser immer wieder Beklemmung auslösen, wenn er erkennt, wie nahe unser Land damals jenem Schicksal war, das Joseph Andermann in seinem Tagebuch als seine Wirklichkeit minuziös aufzeichnet. Einige oberflächliche Zeitgenossen werden – sich, obwohl ahnungslos, durch die andere Richtung, welche das Geschehen damals genommen hat, gesichert fühlend – Schäuffeles Fiktion möglicherweise als etwas Abseitiges empfinden. Der um ein wirkliches und gültiges Bild der damaligen Zeit Bemühte wird aus Andermanns Alltagsberichten indessen nur zu bald erkennen, wie haarscharf die Schweiz und die Schweizer damals einer nationalen Katastrophe waren. So erneuert die Lektüre von Andermanns Tagebuch auch die Dankbarkeit darüber, dass eine gütige Vorsehung einerseits, von einem ganzen Volk einmütig getragener entschlossener Widerstandswille andererseits der braunen und wenig später auch der gleichsam im Sog der verendenden braunen Welle nach Westen flutenden roten Gefahr damals an der Grenze Einhalt geboten haben.

Fritz Schäuffele ist in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1991 gestorben. Buchstäblich die letzte Arbeit, die er, schon ans Krankenlager gefesselt, noch bei vollem Bewusstsein abschliessen konnte, war die Korrektur der Druckfahnen für das nunmehr vorliegende Buch.

Mit seinem sehr eigenständigen, nie mit irgendwelchen Modeströmungen des Zeitgeistes Kompromisse schliessenden Denken hat Fritz Schäuffele sich selbst das Leben nicht leicht gemacht – trotz seines bis in die letzten Tage lebendig gebliebenen Humors. Seiner grossartigen Sprachbegabung und seiner sprachlichen Gestaltungskraft war es nicht vergönnt, schon zu Lebzeiten Fritz Schäuffeles jene Anerkennung zu erfahren, die ihnen angemess-



sen gewesen wäre. Die Meinungsmacher an den Massenmedien, deren Schliche er wie kein zweiter erkannt und immer wieder mit scharfer Zunge öffentlich blossgestellt hat, haben ihm seine offene Sprache nie verziehen. Sein mit Leidenschaft vertretenes Anliegen, dass ein von Medienmachern manipulierter Bürger nie ein wirklich freier Bürger sein könne, hat die Rache dieser Medienmacher herausgefordert. Sie lebten sie aus, indem sie Fritz Schäuuffeles Schaffen der Öffentlichkeit vorenthielten.

Nicht zuletzt das in seinen letzten Tagen vollendete fiktive Tagebuch von Joseph Andermann ist indessen Zeugnis dafür, wie Fritz Schäuuffele mit seiner ausserordentlichen Sprachbegabung sein kompromissloses Bekenntnis zu Freiheit und Selbstverantwortung lebendig zu erhalten und weiterzutragen vermochte.

Möge dieses Buch dazu beitragen, das Gedenken an Fritz Schäuuffele in der schweizerischen Öffentlichkeit wachzuhalten.

Ulrich Schlüer

Am 23. Juni 1940 wurde der Hilfsdienstpflichtige Joseph Andermann, geb. 1916, freiberuflicher Journalist und Historiker mit vorzeitig abgebrochenem Philosophiestudium, mit schweren Kopfverletzungen, die er sich in Erfüllung eines militärischen Auftrages zugezogen hatte, bewusstlos ins provisorische Lazarett Hunzenschwil eingeliefert und eine Woche später, als er das Bewusstsein noch immer nicht wiedererlangt hatte, in die Heil- und Pflegeanstalt Tannegg verbracht, wo ich als Psychiatriepfleger arbeitete.

Über den Hergang des Unfalls berichtete auf meinen Wunsch sein damaliger militärischer Vorgesetzter, Wachtmeister Hug:

«Ich hatte den Auftrag, mit drei Mann unserer Chiffrier-Equipe auf dem Rütli dem Bautrupp an die Hand zu gehen, der das Gelände für eine wichtige Veranstaltung unseres höheren Offizierskorps vorzubereiten hatte, später als «Rütli-rapport» allgemein bekannt geworden. Unsere Aufgabe war die Ausschmückung des Ortes mit ordonnanzmässigen Schweizerfahnen. HD Andermann wurde von mir aus dem Grunde ausgesucht, weil ich ihn am Vortag des Unfalles einer Lappalie wegen etwas barsch angefahren hatte und diesen Anschauzer irgendwie wiedergutmachen wollte. Ich hatte ihn, zusammen mit HD Klotter, nämlich dabei ertappt, wie er anlässlich einer Chiffrierübung ein Codewort verwendete, das mir unzulässig schien. Das Wort hiess «Brévine». Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass das Dorf La Brévine unmittelbar an der Grenze zu Frankreich liege und somit militärisches Objekt sei, aus dem ein potenzieller Gegner Schlüsse über unsere eigenen militärischen Pläne ziehen könnte. Andermann reagierte unerwartet empfindlich auf meine Vorhaltungen. Er habe nur einen Scherz machen wollen, und das werde doch trotz der ernsten Lage wohl noch erlaubt sein. Da La Brévine als das Schweizer Dorf mit der

niedrigsten Jahresdurchschnittstemperatur bekannt sei, habe man das Übungstelegramm an Major Kalt, genannt «der Kältepol», dazu benutzen wollen, den nicht sehr beliebten Offizier ein bisschen anzupflaumen. Er und Kamerad Kloter vertrieben sich oft mit solchen Spielchen die Zeit, wenn gerade nichts Besonderes los sei. Das von ihnen beiden erfundene «Kulinarische Übermittlungs-Alphabet» zum Beispiel habe in kurzer Zeit die Runde in den Chiffrier-Détachements des ganzen Armeekorps gemacht. Ich gab zu, das sehr wohl zu wissen und auch als durchaus harmlos noch immer geduldet zu haben. Die Sache war ganz einfach die, dass sie statt der vorschriftsmässigen Alphabetierung Anna, Bertha, Caesar undsoweiter Wörter wie «Ananas, Braten, Cordon-bleu etc. verwendeten bis Xottnix (also «Gesottenes»), Yskafi und Zibelewähe». Und dagegen war ja nun wirklich nichts einzuwenden. Ein Codewort wie «La Brévine» aber, das konnte ich nicht durchgehen lassen. Aber ich wollte ja eigentlich von etwas ganz anderem berichten, nämlich wie es zu dem bedauerlichen Unfall kam. Wir fuhren mit dem Jeep bis Brunnen und setzten von dort mit dem Motorboot aufs Rütli über, wo eine Pontonierkompagnie bereits alles Nötige vorbereitet hatte, unter anderem einen etwa sechzehn Meter hohen Fahnenmast und eine ca. metertiefe Grube, in der dieser verankert werden sollte. Mit Stützstangen hieften nun meine drei Untergebenen, darunter HD Andermann, den schweren Stamm langsam hoch, immer schön gleichmässig, bis der Mast schon fast in der Vertikalen stand und bereit war, in die vorbereitete Grube zu rutschen. In dem Augenblick muss einer von den dreien – die anderen schworen Stein und Bein, es sei Andermann selbst gewesen – falsch reagiert haben. Jedenfalls glitt

das enorme Trumm aus der Halterung der Stützstangen und krachte zu Boden, Ausgerechnet dorthin, wo sich HD Andermann befand. Wir schrien aus vollem Hals, aber er stand wie gelähmt da und wurde voll getroffen. Ein herbeigerufener Sanitäter stellte fest, dass zwar vermutlich keine Schädelfraktur vorlag, da der fallende Mast Andermann nur gerade gestreift und ihm die linke Ohrmuschel beinahe abgerissen hatte, dass aber mit einer schweren Hirnerschütterung gerechnet werden müsse. Nach telefonischer Rückfrage beim Stab veranlasste ich eine sofortige Überführung des noch immer Bewusstlosen ins Lazarett Hunzenschwil, wo er eine Woche verblieb, und dann, als er sein Bewusstsein noch immer nicht wiedererlangt hatte, liess ich ihn auf Anraten des Stabsarztes zur weiteren Pflege und Beobachtung von unseren Sanitätern in die Heil- und Pflegeanstalt Tannegg verlegen. Der General, der Kenntnis von dem Unfall bekommen hatte und sich irgendwie persönlich für den HD Andermann mitverantwortlich hielt, ordnete umgehend die denkbar beste Betreuung an und wünschte, dass der Verunfallte von einer verlässlichen Vertrauensperson gepflegt werde, die auch dafür sorgen müsse, dass HD Andermann als Angehöriger des Armeekorps-Stabes keine Gelegenheit habe, in seinem Zustand ungewollt Dienstgeheimnisse auszuplaudern.»

Paul Hug, ehem. Wm.



Am 30. Juni erwachte der Patient zwar aus seiner langen Ohnmacht, war aber trotz aller ärztlichen Bemühungen nicht mehr imstande, sich in seiner realen Umgebung zurechtzufinden. Unser Chefarzt diagnostizierte eine Bewusstseinspaltung bisher unbekannter Art. Andermann

vermochte sich der Zeit bis unmittelbar vor dem Unfall in allen Details zu erinnern, erkannte auch seine Eltern und die ihn besuchenden Dienstkameraden wieder, war aber völlig ausserstande, seine jetzige neue Umwelt im Sanatorium richtig wahrzunehmen, geschweige denn, sich in ihr zurechtzufinden. Er phantasierte zunächst ununterbrochen von militärischen und politischen Aktionen, die zwar gar nicht stattgefunden hatten, die sich aber zum grossen Teil auf militärisch streng geheimgehaltenes Wissen um Theorien und Möglichkeiten in der Entwicklung der allgemeinen Lage stützten. In diesem Sinne waren die Anordnungen des Stabschefs und des Generals, den Patienten bis auf Weiteres so gut wie möglich zu isolieren, sicher gerechtfertigt und wurden von mir als seinem persönlichen Betreuer auch genau eingehalten.

Da aber auch nach Ende der kriegerischen Handlungen in Europa nie ein Widerruf erfolgte, fühlte ich mich verpflichtet, diese Isolation, gegen die der Patient übrigens nie Einspruch erhoben hat, auch weiterhin aufrechtzuerhalten bis zu Andermanns Ableben. Ich habe auch alle von mir gesammelten Unterlagen wie Tagebuchblätter und aus der Erinnerung notierte Gespräche zwischen Joseph Andermann und mir sorgfältig gesammelt, aufbewahrt und geordnet.

Heute, vierzig Jahre nach seinem Tode, fühle ich mich, der ich selbst inzwischen längst im Ruhestand bin, berechtigt und verpflichtet, die Akte Andermann für die Öffentlichkeit freizugeben. Damals, als er noch lebte, besonders am Anfang unseres ständigen Zusammenseins, hielt ich es für meine Pflicht, alles zusammengetragene Material dem Chefarzt zu übergeben. Ich merkte aber bald, dass die Psychiater nicht daran dachten, diese Unterlagen im Sinne einer Therapie zu nutzen, sondern sie einfach in ihren Schubladen verschwinden liessen. Ich hatte eine Zeitlang sogar den Eindruck, die Ärzte verdächtigten mich, die Aufzeichnungen erfunden oder zumindest ausgeschmückt zu haben, um

mich selbst interessant zu machen. Schliesslich gaben sie offen zu, dieses Material sei für sie gänzlich wertlos, da es sich therapeutisch nicht fassen und auswerten lasse. In Wahrheit fürchteten sie wohl eine Publikwerdung des hochbrisanten Materials. So hörte ich allmählich auf, die Ärzteschaft mit dem Papierkram zu belästigen, und es hat sich nie jemand darüber beschwert.

Persönlich zeigte sich Joseph Andermann seinen Ärzten gegenüber geradezu provozierend verschlossen und liess sich kein einziges Wort entlocken. Er war nur mir, seinem Betreuer und, wie ich wohl sagen darf, Freund, gegenüber auf seine seltsame Art kommunikativ und schwieg sich auch seinen immer spärlicher werdenden wenigen Besuchern gegenüber beharrlich aus, nickte und lächelte nur zu allem, was man ihm sagte, bedankte sich mit einem gnädigen Kopfnicken für das Mitgebrachte und liess sogar seine eigene Familie spüren, dass die Brücke zwischen ihr und ihm für immer abgebrochen war.

Nie habe ich erlebt, dass er sich bei irgendjemandem darüber beschwerte, dass er sein Zimmer nicht verlassen durfte, keine Zeitungen und Bücher zu lesen bekam und auch auf Telefon und Radio verzichten musste. Auch mir, seinem Vertrauten gegenüber, hat er sich nie beklagt. Im Gegenteil, er schien dankbar dafür zu sein, dass ihn zunächst die Gestapo und später, nach 1945, das NKWD in seinem «Schlupf», wie er es nannte, in Ruhe liess.

Einen einzigen Wunsch äusserte er noch Ende 1940, als er physisch wieder einigermaßen hergestellt war: Er wollte Schreibheft und Stylo haben. Nach Rückfragen beim Chef – dazu war ich natürlich verpflichtet – habe ich ihm seinen Wunsch erfüllt. Vielleicht erhoffte die Wissenschaft, auf diesem Wege Zugang zu seinem wahren Ich zu finden. Aber, wie gesagt, die Wissenschaft gab auch diese Hoffnung bald auf

und behandelte ihn immer summarischer, bis sie ihn schliesslich ganz aufgab. «Von mir aus lassen Sie ihn ruhig weiterschreiben», sagte der Chefarzt eines Tages beiläufig zu mir, «ihm hilft vielleicht, und anderen kann es nichts schaden. Tagebuchnotizen, die weder seine Person, noch seine Probleme betreffen, sind für uns völlig nutzlos.»

Mit diesem Satz hatte der Chef mich übrigens unwillkürlich auf eine Tatsache aufmerksam gemacht, die mir zunächst gar nicht aufgefallen war: Während ein landläufiges Tagebuch doch schliesslich dazu da ist, persönliche Erlebnisse, Empfindungen und Ansichten festzuhalten und damit eine Art Beichtiger-Funktion erfüllt, waren Andermanns «Annalen» – wie ich sie heute eigentlich lieber nennen würde – absolut unpersönlich. Selten enthielten sie Stellungnahmen, und nicht ein einziges Mal hat Andermann sich selbst in irgendeiner Weise in den Mittelpunkt oder gar in den Vordergrund gedrängt.

Andermann ist mir Zeit seines Lebens ein Rätsel geblieben. Soviel ich als psychiatrischer Laie weiss, sind schizophrene Menschen solche, die sich in ihrer gespaltenen Persönlichkeit für jemand anderen halten. Sie glauben, Napoleon oder Kleopatra oder Einstein zu sein. Es ist also das eigene Ich, das sie mit allen Mitteln aufwerten müssen. Nicht so bei Joseph Andermann. Er will nicht ein anderer sein, keine Berühmtheit aus der Weltgeschichte, er bleibt sich selbst. Nicht er glaubt eine eingebildete Welt zu bewegen, sondern diese Welt bewegt und beherrscht ihn. Wäre er der Held eines Romans, würden die Rezensenten ihn vermutlich einen «passiven Helden» nennen, einen, der an seiner Vorstellungswelt früher oder später zugrunde gehen musste.

Ich wusste also wesentlich mehr über ihn als alle anderen. Aber seinen Angehörigen oder gar seinen ehemaligen Vorgesetzten gegenüber glaubte ich seine Visionen, oder wie man das nennen will, unter gar keinen Umständen enthüllen zu dürfen, solange der Krieg andauerte.

Man hätte ihn möglicherweise für einen Hellseher gehalten und sich vor seinen Einbildungen gefürchtet. Und nach Kriegsende hatte ich ja keinen Grund mehr, zum Beispiel militärische Stellen ins Bild zu setzen. Ich sammelte Andermanns Aufzeichnungen und Gespräche schliesslich nur noch für mich selbst, ohne darüber nachzudenken, was ich später einmal damit anfangen sollte.

Nach seinem Tode kamen andere, neue Aufgaben auf mich zu, das «Archiv Andermann» geriet beinahe in Vergessenheit. Nun habe ich auf einmal sehr, sehr viel Zeit. Ich habe die alten Schriften wieder hervorgekramt, sie wieder gelesen und chronologisch geordnet, soweit dies nach so langer Zeit noch möglich war. Und wieder habe ich wie damals festgestellt, dass keines der geschilderten Ereignisse je eingetreten ist. Wenigstens bei uns in der Schweiz nicht. Zum Glück, möchte ich sagen. Hingegen wird mir heute deutlicher als damals bewusst, dass alles tatsächlich so hätte kommen können, wie er es in seiner zweiten Welt erlebte. Die Logik, mit der sich bei ihm ein Geschehnis aus dem anderen entwickelt, ist zwingend und wurde durch die laufende Zeitgeschichte in anderen Staaten durchaus bestätigt. Eine Annexion durch das Deutsche Reich hätte zwangsläufig die «Befreiung» durch alliierte Truppen nach sich gezogen, vielleicht tatsächlich durch die Russen, wenn sie im Jahre 45 einen energischen Vorstoss an der Südflanke riskiert hätten, statt in Wien und der Steiermark Gewehr bei Fuss zu bleiben.

Unerklärlich bleibt mir immer noch, wie Andermann den Wandel eines Nazistaates in ein Kommunistenland hatte voraussehen können in einer Zeit, als der Nichtangriffspakt zwischen Molotow und Ribbentrop noch funktionierte. Die Zustände in der «Alpinen Volksrepublik» zwischen Neusiedler- und Neuenburger-See entsprechen in fast allen Punkten den Lebensbedingungen in den heutigen Ostblockstaaten bis vor kurzer

Zeit, besonders der DDR. Noch erstaunlicher ist vielleicht, dass in seiner Zweitwelt entscheidende Ereignisse zeitlich mit dem wirklichen Geschehen zusammenfallen, aber von einer anderen Logik geprägt sind. So der reale Holocaust in Polen mit seiner Begegnung mit dem «Jerusalem-Express» oder die Auslieferung der Wlassow-Armee an die Russen, die er fast auf den Tag genau visionär in der Westschweiz sah, wie sie in Wirklichkeit in Österreich passiert ist. Wie konnte er von einer Russenarmee in deutschen Diensten reden, wo noch nicht einmal Krieg zwischen den beiden Mächten herrschte? Auch Namen und Handlungen von Persönlichkeiten, die vor Andermanns Unfall bei uns völlig unbekannt waren, wie etwa Tolbuchin, Pannwitz oder Rommel können nur auf übersinnliche Weise in sein Bewusstsein (oder wohl besser: Unterbewusstsein) gelangt sein. So hält er zum Beispiel am 1. Juli 1942 die Schilderung einer Zwangsrekrutierung in unserem Lande für einen Feldzug in Afrika (!) fest. Ausgerechnet an dem Tag, als Rommel schon fast vor Kairo stand.

Rätsel über Rätsel! Und alles, was er geschrieben oder mir im Gespräch anvertraut hat, ist absolut logisch und nachvollziehbar, fern aller utopischen Phantasterei. Andermann hat sein zweites Leben nicht «erfunden» oder gar «sich ausgedacht», er hat es tatsächlich miterlebt auf einer uns nicht zugänglichen Ebene, die er bis zu seinem letzten Atemzug nicht wieder verlassen durfte.

Zwar blieb Andermann in dieser unserer realen Welt seinem Herkommen und seinem Bildungsstand nach noch immer durchaus er selbst. In «seiner» Welt dagegen war er ein anderer, ein «Ander-Mann», der aufgrund seines Namens und seiner prominenten Nase sogar ums Haar in einem Konzentrations- und Vernichtungslager geendet hätte, da SS und Gestapo bei ihren improvisierten Säuberungsaktionen nach der Beset-

zung nicht lange nach Ausweisen fragten, sondern deportierten, was sie für jüdisch und damit vernichtungswürdig hielten.

Zur physischen Erscheinung Andermanns wäre übrigens noch nachzutragen, dass er von eher schwächlicher Natur war, für sein Alter etwas zu korpulent und manuell eher unbeholfen.

Er hatte einen eierförmigen, schwach behaarten Kopf, ein fliehendes Kinn, klare blaue Augen, einen Mund, den man als sinnlich bezeichnen könnte, und eine leicht gebogene grosse Nase.

Auf Grund seines Studiums und einer überdurchschnittlichen Fähigkeit im Kombinieren und in der vergleichenden Analyse verschiedenartiger Wissensgebiete war er ohne militärische Grundausbildung als HD dem Stab des II. Armeekorps zugeteilt worden. Dort machte er einige Verlegungen und leichtere Übungen mit, wurde aber bald von grösseren körperlichen Anstrengungen dispensiert, weil sich seine Herzerweiterung wieder bemerkbar machte, die ihm fünf Jahre zuvor die Rekrutenschule erspart hatte.

Sein Wesen war freundlich und distanziert kameradschaftlich, vielleicht manchmal etwas herablassend, aber kaum je herzlich oder kumpelhaft-anbiedernd.

Wie bereits gesagt, gab sich Joseph Andermann nach seinem Eintritt in die «Tannegg» auch und vor allem seinen Ärzten gegenüber verschlossen und war kaum zu anderen Äusserungen als «ja» oder «nein» zu bewegen. Einer unserer Stationsärzte glaubte sogar, eine Art partieller Sprachstörung diagnostizieren zu müssen. Ich weiss es jedenfalls besser, denn schon relativ bald reagierte er auf mich und gab auf meine Fragen Antwort, knapp und leise zwar, aber doch äusserst präzise, wenn auch anfänglich für mich völlig unverständlich. Er nannte mich Paul, da er mich für seinen Bruder hielt. Dieser hatte zwar tatsächlich ein-

mal existiert, war aber bereits 1937 an einer Lungenentzündung gestorben.

Auffallend war sein aussergewöhnliches Schlafbedürfnis. Tagsüber konnte er stundenlang mit geschlossenen Augen reglos in seinem Sessel sitzen. Es wurde mir bewusst, dass er anscheinend nur noch rein körperlich präsent war und seinen Geist sozusagen spazieren schickte. Dafür schlief er nachts nur wenig. Er schrieb und schrieb. Manchmal ein Dutzend oder mehr Seiten pro Nacht. Seine Schrift war nervös, kackelig und zerfahren, seine Sätze auf dem Papier oft ausgestrichen und neu formuliert. Man darf es mir ruhig glauben, wenn ich die Reinschrift seiner Krähenfüsse als Schwerarbeit bezeichne. Manche seiner Wörter waren mir überhaupt unverständlich, da sie aus Sprachen zu stammen scheinen, die ich leider nicht beherrsche.

Natürlich habe ich lange nicht die ganze schriftliche Hinterlassenschaft in diesem Buche verwendet, vieles schien mir doch zu banal, vieles wiederholte sich. Auch schrieb Andermann nicht regelmässig, er rührte oft wochenlang keinen Schreibstift an. «Wozu?», sagte er dann, «es kommt ja doch alles, wie es kommen muss. Du kannst nichts dran ändern, und ich auch nicht.»

Wie gesagt gestattete Andermann mir schon bald, seine Aufzeichnungen zu lesen, ehe er sie in seine Nachttischschublade einschloss. Oft waren seine Berichte derart wirklichkeitsfremd und für Dritte unverständlich, dass ich in einem Gespräch mit ihm nähere Einzelheiten zu erfahren suchte und diese auch prompt und mit grosser Folgerichtigkeit von ihm bekam. Diese Gespräche habe ich dann hinterher aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren versucht, wobei das eine oder andere vielleicht nicht ganz präzise wiedergegeben ist. Mein Gedächtnis ist

zwar gut, aber doch nicht perfekt. Ausserdem sprach er, wie gesagt, ziemlich leise und undeutlich. Einmal nannte er mich seinen «Neckermann», obschon ich mir nicht vorstellen kann, was dieser Warenhausmensch und Dressurreiter mit mir gemein haben könnte.

Mein einziger Trost ist, dass mir kein Mensch je einen Fehler in der Wiedergabe vorwerfen kann, da das Geschehene ja gar nicht wirklich geschehen, sondern lediglich einem kranken Hirn entsprungen ist.

Allerdings – wenn ich ganz ehrlich sein soll –, je länger ich mich mit dieser zweiten Welt des Joseph Andermann befasse, desto öfter spüre ich, dass sich in mir selbst die Grenzen zwischen den beiden Welten zu verschieben beginnen, desto eher bin ich geneigt zu glauben, dass wirklich nur er allein die Wirklichkeit erlebt habe, während wir anderen alle in einer Traumwelt weiter existieren, in der es in Europa seit fast fünfzig Jahren keinen Krieg mehr gegeben hat.

sig. G. Winkler

Joseph Andermanns Tagebuch

24. Juni 1940

In der Einheit herrscht einige Verwirrung und Nervosität. Befehle werden erteilt, um gleich widerrufen zu werden. Es soll eine sofortige Verlegung der ganzen Stabskompagnie bevorstehen. Im Hof der alten Villa Bally drunten, die zur Zeit unser Quartier ist, werden Akten verbrannt.

Es ist passiert! Die Deutschen, die im Rücken der Maginotlinie letzte Woche die Schweizer Grenze erreicht und das 45. französische Armeekorps und eine polnische Division über unsere Grenze gedrückt haben, haben unerwartet ihre Operationen wieder aufgenommen und unter flagranter Verletzung unserer Neutralität bei La Brévine und Les Verrières die Schweizer Grenze überschritten. Unsere zahlenmässig weit unterlegenen Truppen leisteten Widerstand, so lange es ging, aber heute früh 3.38 h erreichte die Spitze einer Panzerkolonne Gen. Guderians bereits Neuchâtel. Unser I. AK hat neue Stellungen im Raum Vuilly, Kerzers und Aarberg bezogen.

La Brévine! Ausgerechnet dieses gottverlassene kleine Nest La Brévine! Der Name lässt mir keine Ruhe. Warum nur? Waren wir einmal dort einquartiert? Ich kann mich nicht erinnern. Oder liegt dort eine Kompagnie, in der ich jemanden kenne? Ich weiss es nicht.

Dübendorf wurde bei einem massiven Stuka-Angriff zerstört, bevor unsere Jagdflieger aufsteigen konnten.

Das III. AK meldete schwere Abwehrkämpfe im Raume Sargans und Rheinmündung in den Bodensee. Es muss mit einem Zangenangriff auf Zürich gerechnet werden.

Unsere Grenzwacht am Rhein zwischen Basel und Konstanz meldet keinerlei Aktivität des Feindes. Man vermutet, dass die deut-

sche Wehrmacht am Oberrhein im Augenblick noch zu wenig motorisierte Kräfte mobilisieren kann, weil die neue Südfront eigentlich gar nicht vorgesehen war.

25. Juni 1940

Der Stab II. AK hat Schönenwerd verlassen. Unsere Fahrzeugkolonne versucht, über Schöftland – Triengen – Sursee die Inner-schweiz zu erreichen, um sich möglichst noch heute an einem anderen Standort neu zu etablieren. Das in unserer Nachrichtenabteilung kursierende Gerücht über eine Art militärischen Reduits im Gotthardgebiet könnte also stimmen. Hoffentlich kommen wir durch. Die Strassen sind wiederum wie am 10. Mai mit Flüchtlingsfahrzeugen verstopft. Deutsche Jagdbomber vom Typ Dornier «Bleistift» greifen immer wieder an. Eines unserer Fahrzeuge wurde getroffen und musste brennend zurückgelassen werden.

Haben uns im Engpass vor Emmenbrücke den Weg mit Waffengewalt freikämpfen müssen. Es ist ein grauenvolles Gefühl, zu wissen, dass auf eigene Landsleute, dazu noch Zivilisten, gefeuert wird. Gottlob sind wir fünf Stabschiffreure unbewaffnet und können uns an der Aktion nicht beteiligen. Die einzige Handgranate, die jeder von uns im letzten Augenblick vor der Dislokation gefasst hat, soll dazu dienen, im äussersten Notfall unsere Chiffriermaschinen gebrauchsunfähig zu machen. Weiss denn hier keiner, dass die «Enigma» ein deutsches Produkt ist und also dem Feind sehr wohl bekannt sein dürfte?

Wir kämpfen uns durch Luzern, wo eine unbeschreibliche Verwirrung herrscht. Die Heerespolizei tut, was sie kann, aber es ist zu spät. Wer hätte es auch für möglich gehalten, dass die Deutschen doch noch kommen würden! Die Pilatusstrasse gleicht einem Hexenkessel. Die Quaibrücke soll gesprengt, die hölzerne Kappellbrücke eingestürzt sein. Wohin nun?

Sind nach Westen in Richtung Lopper abgedrängt worden und

müssen versuchen, uns provisorisch im Nidwaldischen zu etablieren, um unsere Grenztruppen am Rhein per Funk zu koordinieren. Da wird es für das Chiffriedétachement einiges zu tun geben!

26. Juni 1940

Konnten uns gestern Nacht spät noch in einem leerstehenden Hotel in Seelisberg notdürftig installieren. Haben wieder Funkkontakt mit unseren Einheiten, sofern sie überhaupt noch existieren. Soweit die Lage im Augenblick:

Rheinfrent: Noch immer keine Feindberührung. Ein provokativer und keinesfalls autorisierter Gegenstoss mit Schlauchbooten in Richtung Waldshut stiess auf keinerlei Widerstand. Unsere Männer sind unversehrt zurückgekehrt, dürften aber noch mit unserer Heerespolizei zu tun bekommen.

Jurafront: Die Deutschen sind lt. Wehrmachtsbericht auf breiter Front zwischen Basel und Genf einmarschiert. Sie stehen vor Bern, das anscheinend durch Luftwaffeneinsatz schwer zerstört wurde.

Am Bodensee und im unteren Rheintal wird entgegen anderslautenden früheren Meldungen noch immer Widerstand geleistet. Die Festung Sargans ist noch in unserer Hand, konnte aber nicht verhindern, dass Teile der 1. und 2. deutschen Gebirgsdivision über den Kerenzerberg in den Raum des Obersees und der March gelangt sind. General Dietl, der «Held von Narvik», soll aus Norwegen zurückgeflogen sein und die Operationen persönlich leiten.

Der Abendappell ergibt, dass wir auf dem Weg zu unseren neuen Stellungen einen Offizier, drei Unteroffiziere und 8 Mann verloren haben. Oberleutnant M. soll irrtümlich in unserem eigenen MG-Feuer gegen renitente Zivilisten gefallen sein. HD-Chiffreur Wm Hug will allerdings beobachtet haben, dass sich der Mann

von unserer Einheit absetzen und Fahnenflucht begehen wollte. Darüber wird allerdings nicht gesprochen.

Noch halten wir Kontakt mit unseren im Raume Baselbiet – Fricktal inzwischen eingekesselten zwei Regimentern. Ihre Zernierung scheint unvermeidlich. Arme Teufel!

27. Juni 1940

Deutsche Luftlandetruppen haben uns heute früh 4.11 h zur Kapitulation gezwungen. Über die Hälfte unserer abgeschnittenen Stabskompagnie ist in einem letzten sinnlosen Widerstand fürs Vaterland gefallen, darunter mit der Pistole in der Hand ein Oberstbrigadier und zwei Divisionäre. Der Korpskommandant wurde gefangengenommen, als er sich zu erschiessen versuchte, und mit unbekanntem Ziel abtransportiert.

Uns sog. «Gemeine» haben sie in die Turnhalle des Schulhauses in Buochs gesperrt. Wir werden soweit anständig behandelt und (aus unseren eigenen, vom Feind erbeuteten Vorräten) gut gepflegt.

Der Feind gibt sich redlich Mühe, uns davon zu überzeugen, dass wir ganz umsonst versucht hätten, uns für die Herrschaft der Plutokraten zu opfern, und dass wir ja im Grunde genau so gute Deutsche seien wie sie selbst. Auf die Aufforderung, mit dem deutschen Gruss stramm zu stehen, reagierte HD Kloter mit dem bekannten Götz-Zitat. Und es ist ihm nicht einmal etwas geschehen!

Im Lauf des Nachmittags sind nun auch die «ostmärkischen» Gebirgstruppen aus Innsbruck über Schindellegi und Rothenthurm einmarschiert und wollen unseren Generalstab bei Morschach gefangengenommen haben. Das meldete der deutsche Wehrmachtsbericht. Über den Verbleib unseres Generals haben wir nichts erfahren.

«Hast noch der Söhne ja ...!» – Es ist alles ganz anders gekom-

men. Die Rheinverteidigung zusammengebrochen, das Hinterland überumpelt. Panik allüberall. Nicht «... wie sie St. Jakob sah»!

28. Juni 1940

Es ist alles vorüber. Unser Generalstab hat kapituliert. Nirgendwo wird noch gekämpft. Wenigstens lassen uns das die Deutschen glauben. Major Rudel, der Kommandant des Wachbataillons, das uns «betreut», erklärte beim heutigen Appell auf dem Schulhof, man betrachte uns nicht als Kriegsgefangene im engeren Sinne, sondern als irregeleitete Volksdeutsche, die es dem grossdeutschen Vaterland zurückzugewinnen gelte. Alle, die freiwillig Hand zur Versöhnung und zur Zusammenarbeit böten, dürften schon in Bälde mit einem Gnadenakt des «Führers» rechnen.

Unsere Stimmung ist auf dem Tiefpunkt. Wir sind nicht nur fast kampflös besiegt worden, jetzt stehlen uns die «Schwaben» auch noch die Ehre, Schweizer gewesen sein zu dürfen.

29. Juni 1940

Man lässt sich mit der versprochenen baldigen Entlassung nach Hause Zeit. Anscheinend werden unsere Akten einzeln überprüft. Das trifft auf uns Hilfsdienstler nicht weniger zu als auf die Herren Stabsoffiziere, denn in einem höheren Stab Dienst zu tun, verlangt in jeder Armee der Welt absolute politische Integrität. Keiner gelangt in eine Kadergruppe, nicht einmal als Offiziersordonnanz, der einer Gruppierung angehört oder auch nur seine Sympathien schenkt, die gegen die offizielle Staatsidee arbeitet.

In meinem persönlichen Fall scheint allerdings in dieser Beziehung eine kleine Lücke bei den Recherchen meines Vorlebens geklafft zu haben, als es darum ging, mich als Chiffreur, und erst noch als Stabschiffreur, einzuteilen. Ich habe mich nämlich schon in meiner Gymnasialzeit für



die Vorgänge in Deutschland interessiert und diese nicht, wie einige meiner Klassenkameraden, in Bausch und Bogen abgelehnt, sondern auch positive Seiten gefunden. Es war nicht nur der Bau von Autobahnen oder die radikale Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit, es war vor allem die Idee, ganz Europa im Sinne einer strafferen Ordnung und unkomplizierteren Verwaltung neu zu ordnen, endlose, auch mir sinnlos erscheinende Parlamentsdebatten und das zerfleischende Parteiengezänk durch klare Richtlinien kompetenter Männer zu ersetzen. Mir imponierten die Arbeitsdienst-Freiwilligen, die da in der UFA-Wochenschau im Kino mit geschultertem Spaten und einem Marschlied auf den Lippen an diesem Adolf Hitler vorbeiparadierten. Ich las den «Völkischen Beobachter», «Die Front» und den «Eidgenossen» und schrieb sogar ab und zu kleine Artikel über Tagesfragen, die alle auch abgedruckt wurden, worauf ich mir unerhört wichtig vorkam und nicht verstehen wollte, dass sozusagen kein Mensch in meinem Bekanntenkreis meine journalistischen Wunderkind-Leistungen gelesen hatte.

Einmal, wirklich nur ein einziges Mal, liess ich mich von meinen Freunden Ueli Imhof und Walter Bösch dazu überreden, mit ihnen eine öffentliche Kundgebung des «Volksbundes» zu besuchen. Schon früher hatten sie versucht, mich zum Eintritt in die «Nationale Front» zu bewegen, der sie als «Jungfrontisten» angehörten, aber meine Eltern fanden, ich sei zu jung zum Politisieren, und überdies müsse man doch abwarten, wie es mit diesem Hitler und diesem Mussolini überhaupt weitergehe. So ganz im Sinne der Eidgenossenschaft sei das nämlich nicht. Aber anscheinend waren diese kleinen politischen Jugendsünden nicht ernst genug, um mich nicht zum Chiffreurdienst aufzubieten.

Wir erfahren soeben, dass sich gestern deutsche Gebirgsjäger und italienische Alpini auf den Passhöhen von Albula, Julier, San

Bernardino, Gotthard, Nufenen, Simplon und St. Bernhard die Hand reichten, den Griespass haben sie wohl übersehen. Damit ist die neue Grenze zwischen Italien und Deutschland besiegelt. «Für alle Zeiten!», soll der Führer vor dem Gotthardhospiz zu seinem Waffengefährten Mussolini gesagt haben.

Die «Nationalzeitung», die als einzige Schweizer Zeitung noch erscheint, bringt ein Bild «Historische Begegnung auf der Gotthard-Passhöhe». Da steht Hitler und reicht seinem Bundesgenossen Mussolini, der irgendwie etwas höher oben steht, die Hand. Aber worauf steht denn der Duce? Eine Schneewächte? Ein Stein? Und warum in aller Welt? Nein, es ist eine Art Brett. Jetzt weiss ich es. Ich habe diese Zweiergruppe der neuen Polit-Elite in genau dieser Stellung irgendwann und irgendwo schon gesehen. Da ist retouchiert worden. Es könnte das Trittbrett eines Eisenbahnwagens sein, auf dem Mussolini steht. War da nicht kürzlich ein Treffen der beiden auf der Brenner-Passhöhe? Dort gäbe es eine Bahn. Auf der Gotthardhöhe natürlich nicht. Wozu das Ganze? Hat die «historische Begegnung» am Ende gar nicht stattgefunden? Und wenn nicht – was hat sie verhindert?

Laut Vertrag (von dessen Existenz die Welt erst heute erfährt) mussten die deutschen Gebirgsjäger das Engadin, das sie eben erst erobert hatten, den über Puschlav und Bergell vorrückenden Alpini überlassen. Man munkelt, eine schweizerische Fliegerabwehr-Einheit habe bei Pontresina sowohl gegen die Deutschen wie auch gegen die Italiener bis zum letzten Blutstropfen Widerstand geleistet.

Ich bin sehr betrübt. Nicht nur, weil unter den Helden von Pontresina mein lieber Schulfreund Otto Scheurer gewesen sein muss, sondern auch über die Tatsache, dass ich mir die «Neue Ordnung» Europas ganz entschieden anders vorgestellt habe.

Aber jetzt ist sie da, und wir werden wohl bis ans bittere Ende mit ihr leben müssen.



Diese «Tagebuch»-Blätter der letzten Juniwoche des Jahres 1940 sind zwar von Andermann selbst handschriftlich so datiert worden, wie ich sie hier wiedergegeben habe, können aber in Wirklichkeit frühestens einige Wochen später niedergeschrieben worden sein, da mein Patient ja, wie bereits erwähnt, bis Monatsende tief bewusstlos war und seinen Wunsch nach Papier und Schreibstift erst viel später zum ersten Mal äusserte. In meine Hände gelangten die Blätter zusammen mit anderen, die ich nachstehend publizieren werde, sogar erst kurz vor Weihnachten 1940. In diesem ersten halben Jahr seines Aufenthaltes in der «Tannegg» wagte ich J. Andermann kaum auf seine kurzen mündlichen und etwas ausführlicheren schriftlichen Äusserungen hin anzusprechen. Zwischen Weihnachten und Neujahr ergab sich dann aber ganz überraschend ein längeres Gespräch, auf das ich natürlich nicht vorbereitet war, und das ich deshalb nur sehr lückenhaft aus der Erinnerung hier wiedergeben kann:

«Oh Gott, Paul!»

«Ja, Herr Andermann? Fehlt Ihnen etwas?»

«Warum sagst du immer «Herr Andermann» zu mir, Paul. Ich heisse Joseph.»

«Wenn Sie ... ich meine: wenn du meinst, – Joseph.» «Ja, ich meine! – Nun, was ist?»

«Was sollte sein? Ich habe nichts gesagt.»

«Aber du wolltest. Schon die ganze Zeit plagt dich etwas. Heraus damit. Ich habe Vertrauen zu dir. Warum also du nicht zu mir?»

«Ja also, wenn Sie ... wenn du so direkt fragst: Ich hätte schon lange gern gewusst, wie sich das mit den Aufzeichnungen verhält, die du mir zu lesen gegeben hast. Ich meine, mit den Datierungen. Da waren Notizen dabei, die mit den Daten zwischen dem 24. und dem 29. Juni versehen sind...»

«Na und? Das waren doch die Daten, an denen es geschah.»

Sind die etwa nicht wichtig genug?»

«Doch, natürlich – in deiner Sicht schon. Aber du warst doch in dieser Zeit bewusstlos. Wie hättest du da schreiben können?»

«Bewusstlos? Ich? Dummes Zeug. Das hat übrigens der Professor auch behauptet. Was ist das? Ein Komplott?»

«Aber nein doch! Du hattest eine schwere Kopfverletzung.» «Ein Streifschuss, nichts weiter. Hab ich beim Überfall unserer Fallschirmjäger auf unseren ... Ich meine, bei dem Gefecht auf dem Seelisberg abbekommen. Wurde auch gleich verarztet. Nicht der Rede wert.»

«Aber nein, Joseph. Es geschah auf dem Rütli. Und du lagst bewusstlos! Eine ganze Woche lang! Die Woche zwischen dem 23. und dem 30. Juni! Verstehst du denn nicht? Wie kann man da schreiben? Und datieren?»

«Lass mich in Ruhe mit dem Unsinn. Vielleicht habe ich tatsächlich kurz die Besinnung verloren. Aber in einem solchen Falle kann man ja schliesslich auch etwas zurückdatieren, nicht? Wichtig ist nur, dass man dabei war, dass man es erlebt hat. – Aber ich ahne schon, wo diese dumme Geheimniskrämerei hinaus soll.»

«Nun?»

«Da steckt die Gestapo dahinter. Auf ihren Befehl werde ich jeden Tag verhört.»

«Joseph! Hier gibt es keine Verhöre und keine Gestapo!»

«Sie ist überall, das hat man schon vorher in der Zeitung lesen können.»

«Vorher? Vor was?»

«Vor dem Anschluss.»

«Hier hat es keinen Anschluss gegeben!»

«O nein. Sie haben es anders genannt. Wir waren ja keine Österreicher. Einen «Akt der Heimholung ins Reich», so nannten sie es wohl. Nächstens werden sie noch behaupten, uns befreit zu haben.»

«Wer «sie»?»

«Die Deutschen. Wir Deutschen, müssen wir jetzt wohl sagen, seit dem gestrigen Erlass des Führers.»

«Führererlass? Davon weiss ich nichts.»

«Weil du Tag und Nacht hier eingesperrt bist. Du solltest mehr unter die Leute. Zeitungen lesen. Radio hören! Der Herr Reichs Statthalter Bürkel hat seine Aufgabe als Landesvater-Stellvertreter erfüllt. Wir sind für würdig erachtet worden, ein eigener Reichsgau zu werden. «Reichsgau Hochrhein» mit einem eigenen Gauleiter! Gauleiter aus eigenem Boden. Sie wissen nur noch nicht genau, wen der Führer haben will. Rolf Henne ist im Gespräch. Oder Dr. Tobler. Vielleicht sogar Major Leonhard, der ist noch ein bisschen führertreuer...» Andermann unterbrach sich selbst abrupt, grinste und fragte dann unvermittelt:

«Warum sagst du nicht, dass ich das Maul halten soll? Dass die Wände Ohren haben? Warum? He?»

«Warum sollte ich? Hier kannst du sagen, was du willst. Noch sind wir freie Schweizer, noch hat Hitler hier nichts zu sagen! Joseph, so hör mir doch zu! Deine Tagebucheintragungen sind Hirngespinnste. Niemand hat uns angegriffen.»

«Warum sagst du solchen Unsinn? Hat man es dir befohlen? Oder glaubst es am Ende selbst?»

«Ich glaube es nicht – ich weiss es, Joseph!»

«Es hat keinen Sinn, mit dir kann man nicht diskutieren. Auch mit dir nicht. – Schade!»

sig. G. Winkler



18. August 1940

Morgen sollen wir entlassen werden. Das heisst: etwa ein Drittel von uns. Der Rest wird, so heisst es, noch ein paar Tage zurückbehalten, um unsere Quartiere instand zu stellen. Bei uns hiess das «retablieren», aber unser Feldwebel wusste nicht, was das ist.

das ist. Ist ja auch nur ein «...webel» ohne «i»! Der wahre Grund dürfte allerdings sein, dass sie mit der Durchleuchtung unseres politischen Vorlebens noch nicht ganz zurandekommen. Drei von uns sind letzte Woche abgeholt worden. Ohne Erklärung, einfach so. Kohlers Vater besitzt eine kleine Druckerei bei Zürich, die die «Oberländer Volksstimme» druckt und Propagandamaterial für die Sozi. Der zweite war bei den Telefönlern eingeteilt und heisst Wurmser. Er hätte nächstens Korporal werden sollen. Über den Dritten weiss ich nur, dass wir uns gerne über ihn lustig machten, weil er so merkwürdig weiche Bewegungen machte und einen Augenaufschlag produzieren konnte, der einer Garbo Ehre gemacht hätte. Er sei halt ein «Asliger» hiess es und könne nichts dafür. Aber sonst sei er ein hilfsbereiter Kamerad gewesen. Er hiess Albert, wurde aber allgemein Berteli genannt.

Wir haben morgen früh um punkt sechs marschbereit zu sein. Mit der vollständigen Ausrüstung. Was ist das schon noch gross: die Uniform, der «Aff», die Gamelle und das Mannsputzzeug. Ceinturon, Helm und Gasmaske haben sie uns ja schon gleich am ersten Tag abgenommen, gleich nach Karabiner, Munition und Bajonett. Sofern wir überhaupt Waffen hatten. Wir vom Chiffrier-Détachement z.B. hatten keine.

19. August 1940

Luzern, Kasernenareal. Zum letzten Appell angetreten. Etwas fröstelig, denn jetzt haben sie uns auch noch Mütze und Waffenrock abgenommen. Nicht einmal den Kaput durften wir behalten. Was wir sonst am Leibe hatten, hat man uns gnädigst gelassen: die Hosen zum Beispiel. Das Militärmesser haben sie anscheinend vergessen. Ein Andenken an die Schweizer Armee!

Unser Feldwebel hält eine Ansprache, in der er uns als «Kameraden» und «Volksgenossen» anredet und der Erwartung des ge-

meinsamen deutschen Vaterlandes Ausdruck verleiht (so geschwollen ging es früher bei unseren Hauptverlesen höchstens am 1. August zu!), wir möchten uns des Vertrauens würdig erweisen, das der Führer in uns setze, und, jeder von uns an seinem Platz, dem Lande auch weiterhin treue und nützliche Dienste leisten.

«Rührt euch!»

HD-Kamerad Kloter sitzt mir hemdsärmelig im Zug gegenüber. Es geht Richtung Heimat. Als wir dem Rotsee entlangfahren, bricht er ein langes Schweigen und brummt: «Weiterhin treue und nützliche Dienste! Was soll das heissen: weiterhin!? Hast du den Schwaben und ihrem Führer etwa treue und nützliche Dienste geleistet?» – «Chabis! Ein bisschen in die Zeitung geschrieben habe ich halt. In den «Eidgenossen» und die «Basler Zeitung».» – «Und in die «Front» nicht?» – «Doch, auch einmal. Warum?» – «Da war ich dabei. Wir haben bei den letzten Wahlen 27 Prozent der Stimmen gemacht!» – «Damit dürfte es nun zu Ende sein, mit Wahlen und Abstimmungen, meine ich.» Dann war wieder längere Zeit Stille. Wir starteten krampfhaft aus dem Fenster. Wir machten uns wohl beide ähnliche Gedanken. So war es nicht gemeint gewesen mit der «Neuen Ordnung»!

Der Zug fuhr durch Rotkreuz, ohne anzuhalten. Auf den Strassen sah alles aus wie immer. Und auch bei unserem kurzen Halt im Bahnhof Zug war nichts Aussergewöhnliches zu sehen. Höchstens ein älterer Landser mit Stahlhelm und umgehängtem Gewehr auf dem Perron I. Das Schild werden sie wohl gelegentlich ersetzen: «Bahnsteig I».

«Komisch», sagte Kloter kurz nach Baar, «dieser Schwabensoldat, dieser Feldweibel, der uns entlassen hat. Er hat nicht einmal den Hitlergruss gemacht zum Schluss.» – «Soviel ich weiss, grüsst nur die Waffen-SS mit «Heil Hitler», nicht die Wehrmacht. Die salutiert immer noch.» – «Mir passt unser «Harus» immer

noch besser als «Heil Hitler»! Schliesslich sind wir immer noch Deutschschweizer und keine Preussen!» – «Deutschschweizer? Das waren wir einmal, solange es auch Welschschweizer und Tessiner gab. Jetzt müsste man höchstens «Schweizerdeutsche» zu uns sagen, wenn überhaupt.»

22. August 1940

Wieder zuhause. Habe mich erstaunlich schnell wieder ans Zivilleben gewöhnt. Ob ich mich auch so schnell daran gewöhnen werde, jetzt Deutscher zu sein?

Zuhause ist alles gesund. Auch die Stadt hat beim Einmarsch keinen Schaden genommen. Hingegen sollen Rheineck und vor allem Bischofszell sehr gelitten haben. Laut Wehrmachtsbericht wurde dort der letzte Widerstand unserer Milizen «niedergewalzt». Oberlis im Nachbarhaus haben dabei beide Söhne verloren, Karli und Toni, mit denen ich früher auf der Strasse gespielt habe. Es ist unmöglich, mit einem Trostwort an die Eltern heranzukommen. Der alte Oberli hält uns für Mitglieder der «fünften Kolonne», weil mein Vater seinerzeit dankend abwinkte, als Oberli ihn für die SP ködern wollte. Mein Vater soll ihm seinerzeit geantwortet haben: «In ein paar Jahren wird es sowieso keine Parteien mehr geben. Da bleibe ich lieber schon jetzt parteilos.» Seither sind wir in den Augen der Oberlis Nazis.

Sind wir das wirklich? Vielleicht kommt einmal der Tag, wo wir nicht mehr anders können. Das ist meinem Onkel Theo an der Technischen Hochschule in Aachen auch so gegangen. Bis 1938 hat er sich heraushalten können, dann war es passiert: Die Professur war ohne Parteibuch nicht zu haben. Jedenfalls hat Mutter heute vom Tuch-Hettler eine Hakenkreuzfahne mitgebracht. Eine ziemlich grosse. Die hängt jetzt vom Balkon herab. Überhaupt macht die Stadt mit den vielen Hakenkreuzfahnen einen feierlichen, ja fast heiteren Eindruck. Die längste Flagge hängt am

Turm der Hauptpost. Schon seit Tagen. Wahrscheinlich, seit die Reichspost dort eingezogen ist.

23. August 1940

Da die reichsdeutschen Gesetze bisher offiziell unsere Rechtsnormen noch nicht ersetzt haben, hören wir natürlich auch London. Ich muss allerdings den Deutschen in einem recht geben: Da stimmt auch nicht alles, was die ausstrahlen. Heute früh zum Beispiel meldete der deutschsprachige Dienst der BBC, es sei eine Lüge, dass es der Wehrmacht gelungen sei, die Schweiz zur Kapitulation zu zwingen. Der angebliche Führerbesuch auf dem Gotthardpass vom 28. Juni sei reiner Humbug, da die Gotthardfestung noch völlig intakt und fest in der Hand der Schweizerarmee sei. Lebensmittel und Munition seien in ausreichender Menge vorhanden.

Es wäre zu schön, so etwas glauben zu dürfen. Ich glaube es nicht. Ich habe ja schliesslich selbst miterlebt, wie demoralisiert unsere Stabskompanie war und wie oft läppische Zufälle zu unseren Ungunsten ins Geschehen eingegriffen haben. Allerdings – merkwürdig ist es schon, dass der deutsche Wehrmachtsbericht, der sonst mit genauen geographischen Angaben und mit Namen feindlicher Politiker und Strategen nicht knausert, sich so kurz und unpräzise über den Waffenstillstand äusserte. «Es wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet», hiess es. Von wem? Vom angeblich gefangengenommenen General Guisan, von dem seit zwei Monaten nie mehr die Rede war??

24. August 1940

Wollte heute vormittag schnell einmal bei Trudi Krist vorbeischaun. Wir haben uns in der Tanzstunde kennengelernt und «gingen» eine Zeitlang «miteinander», wie man so sagt bei uns. Aber das Namensschildchen beim Klingelknopf war weg. Ich klingelte trotzdem. «Die? – Die sind fort, ausgezogen», sagte die vollbusige Dame, die schliesslich öffnete. Sie sprach Hoch-

deutsch und trug das dreieckige Abzeichen der NS-Frauenschaft an der Bluse. «Wohin? Wie soll ich das wissen? Man hat uns die Wohnung zugewiesen.»

Ich verzichtete darauf, zu fragen, wohin die Kristis wohl so unverhofft verzogen sein mochten. Trudis Mutter war eine geborene Rappaport, Trudi selbst also Halbjüdin. Vielleicht haben sie Glück gehabt und konnten die Schweiz noch rechtzeitig verlassen. – Dummes Zeug! Wer kann die Schweiz jetzt noch verlassen? Und wenn ja, wohin? Die Deutschen sind überall.

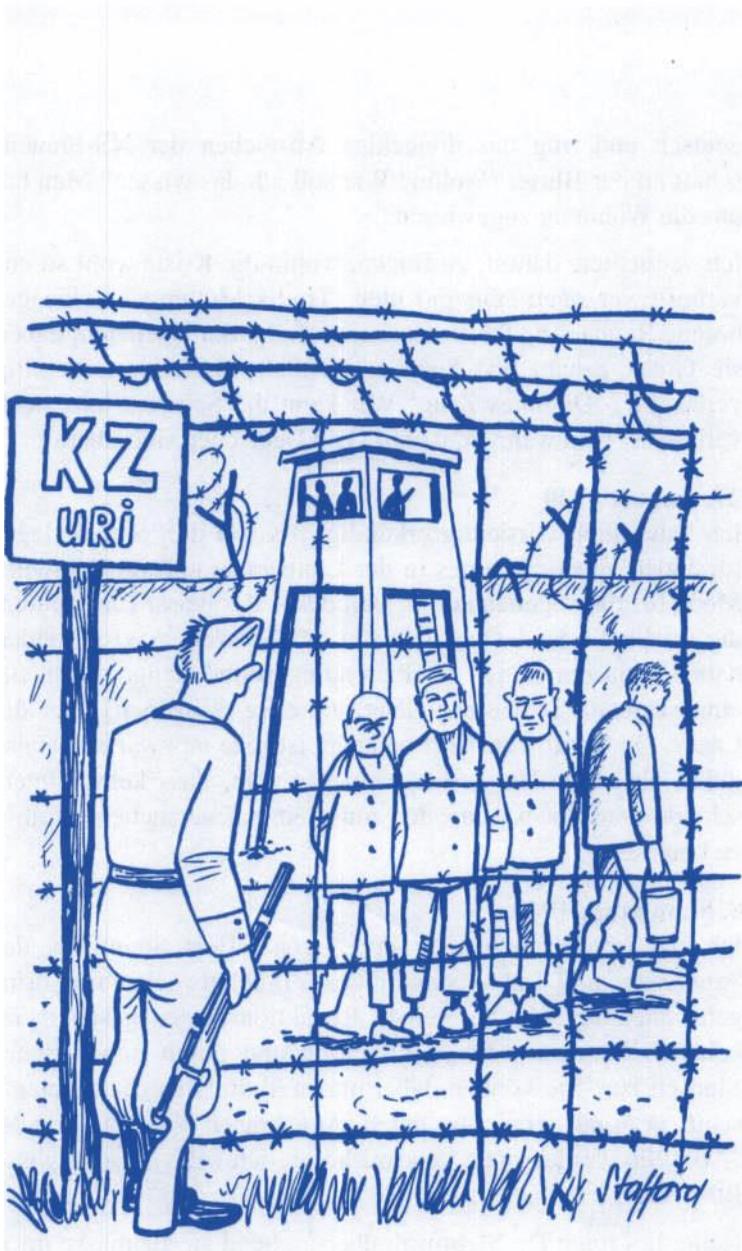
27. August 1940

Ich habe mich vorsichtig erkundigt. Es soll drei Sammellager für Juden geben. Je eines in der Linthebene und im Wauwiler Moos für die sogenannten «Neujuden», das heisst Emigranten, die im Laufe der letzten Jahre in der Schweiz Asyl gefunden haben. Und ein drittes in Oberendingen und Lengnau für alteingesessene «Schweizerjuden» wie etwa die Blochs oder die Loebis. Ob Trudi wohl dort gelandet ist? Sie ist zwar nur Halbjüdin, aber aus den Zeitungen weiss man, dass keine Unterschiede gemacht werden. Ich muss einmal versuchen, dorthin zu kommen.

8. September 1940

Ich war immer noch nicht in Lengnau. Herr Steinfurth, der Feuilleton- und Lokalredaktor des «Tagblatts», hat mir dringend abgeraten. Er hat seinen Redaktionsposten anscheinend behalten können, weil er ein durch und durch unpolitischer Mensch ist. «Sie können dabei nur in Teufels Küche geraten», sagte er, und seine buschigen Augsbrauen zuckten nervös. «Aber Sie werden noch von mir hören, ich habe da so gewisse Beziehungen.»

Heute rief mich Dr. Steinfurth überraschend an. Er müsse mich sprechen, er habe vielleicht etwas für mich. Wir tafeln uns im Café Seeger.



Nein, eine Familie Krist sei im Lengnauer Getto nicht gemeldet, und er vermute, als Halbjüdin sei Trudi sicher auch nicht nach Schmitten gekommen, denn dort seien wirklich nur die sogenannten Emigranten interniert, die, soviel er wisse, in regelmässigen Schüben in ein anderes Lager nach Villingen verfrachtet würden. «Ich würde an Ihrer Stelle nichts unternehmen, Sie gefährden nur Ihre Zukunft. Was kann denn schon passieren? Die Juden sollen mit deutscher Hilfe eine neue Heimstätte in Madagaskar erhalten. Dort ist die Luft zwar nicht ganz so gut wie im Schwarzwald, aber die Juden sind dann für alle Zeiten unter sich, und das kann weder ihnen noch uns schaden.»

11. September 1940

Ich habe wieder Arbeit. Dr. Steinfurth hat mich bei der Zweigstelle der Reichs-Pressestelle als festen Mitarbeiter des «Tagblatts» vorgeschlagen, weil ich schon früher für ihn Lokalberichterstattung, Veranstaltungsberichte, Kino- und sogar Theaterrezensionen geschrieben hätte. Mir ist die Hauptsache: Ich muss nicht in den Arbeitsdienst. «Auch Kinokritiken?», fragte ich hoffnungsfroh. «Kino-Besprechungen! Kritik ist heute nicht mehr gefragt. Einfach den Inhalt des Films und wer mitspielt, aber keinerlei Wertung, verstanden?» – Nun ja, mir ist der Passepartout in alle Kinos der Stadt die Hauptsache, den er mir in die Hand drückte. Darauf steht zwar: «Dauerkarte zum unbeschränkten Zutritt. Der Lichtspieltheaterverband».

18. September 1940

Es geht aufwärts! Auch Vater hat wieder Arbeit. Als Werkmeister bei Saurer. Der Arbeitsweg nach Arbon mit dem Velo ist zwar etwas beschwerlich. Aber was tuts? Als Mutter ihn nach seinem ersten Arbeitstag fragte, wieviele Lastwagen er denn heute montiert habe, ging er nicht auf den Scherz ein. Mit Autos werde wohl bis auf Weiteres nichts sein, meinte er. Nun, wir insistieren nicht

mehr. Saurer gehört jetzt den Hermann-Göring-Werken, und da soll der hinterste Handlanger Geheimnisträger sein.

Nachtrag zum 22. August 1940

Ich weiss jetzt auch, warum am 24. Juni der von Bregenz herkommende Panzerkeil nach anfänglich harten Kämpfen um St. Margrethen und Rheineck quasi ungehindert bis Bischofszell gelangen konnte. Mein Freund Walser, der in den Dornier-Werken Altenrhein als Schweisser arbeitet, hat es mir unter dem Siegel absoluter Vertraulichkeit verraten: Die Schweizer-Belegschaft wurde nach ihrem Eintreffen am Arbeitsplatz unter einem Vorwand in den Luftschutzbunker geschickt und dort von ihren deutschen Kollegen, die alle schon vor dem Krieg hier tätig waren, eingesperrt. Dann hatten die Deutschen Panzerkanonen eingesetzt, um die dortige Schweizer Flab-Stellung in Schach zu halten. Die Gebirgsjäger und Panzerschützen der Deutschen durchbrachen daraufhin den Staader Riegel. Ich stelle mir die ohnmächtige Wut der Schweizer Arbeiter vor, als sie endlich realisierten, was geschehen war. Es ist zwar nicht anzunehmen, dass sie viel hätten ausrichten können. Aber irgendwie wäre es ihnen vielleicht doch gelungen, per Telefon wenigstens eine Warnung durchzugeben oder sogar einige der Saboteure unschädlich zu machen. Man hatte ja viel von der sogenannten «5. Kolonne» gehört, aber so ganz ernst genommen hatte das eigentlich kaum jemand.

30. September 1940

Nach fast zweiwöchiger Pause wieder einmal ein Eintrag: Ich habe jetzt viel zu tun und bin ständig auf der Jagd nach Lokalsensatiönchen: Vereinsjubiläen, Jahresfeiern der Turner und Sänger und so. Alles unpolitisch. Aber was ist denn heute schon noch unpolitisch??

Ich hatte den Auftrag, einen kurzen Bericht über die Ausstellung «Der deutsche Mensch im Spiegel der Kunst» unter der Schirm-

herrschaft von Reichs-Statthalter Bürckel zu schreiben. Natürlich waren da die in Marmor gemeisselten Kraftprotze, die schon den Treppenaufgang zur Tonhalle flankierten, und drinnen neben ein paar schwülstigen Schinken von Padua peinlich genau bis ins letzte Schamhärcchen gepinselte Akte von Ziegler, wuchtig sein Sollendes mit wehenden Hakenkreuzfahnen und SA-Leuten im Marsch von einem gewissen Mjölñir, und dann Genreszenen mit und ohne Haustiere von Eichhorst und Spiegel. Nicht ein Gesicht, das zu lächeln versucht hätte! Das alles kommt mir sehr bekannt vor, ähnliche Hochstilisierung urwüchsiger Leiblichkeit und Verbissenheit hatte ich nämlich schon anno 37 an der Pariser Weltausstellung gesehen. Sowohl am deutschen wie auch am sowjetischen Pavillon. Was also tun? Ich dachte an die Mahnung meines Mentors, mir nur ja keine Wertung anmassen zu wollen, machte mir Notizen und schrieb unter anderem Folgendes:

«Es führt eine gerade Linie von den muskelstrotzenden Akten Arno Brekers zu der antikisierenden Sinnlichkeit in Paduas «Leda mit dem Schwan». Es ist das Loblied auf den gesunden Leib, der vom Nationalsozialismus gefördert und als Ideal betrachtet wird.»

2. Oktober 1940

Ich habe nicht schlecht gestaunt, als ich meine Besprechung heute im Tagblatt las. Sie war um einige Zeilen angewachsen und von meinem Geschreibsel ziemlich verschieden. So kam das Wort «Deutsch» nicht wie im Original nur zwei oder drei Mal vor, sondern gleich achtzehn Mal. Die oben notierte Passage lautete jetzt:

«Es führt eine gerade Linie durch diese Ausstellung gesunder deutscher Leiblichkeit. Wie verschieden und doch dem gleichen Leistungsprinzip verpflichtet sind zum Beispiel die in die Zukunft weisenden germanischen Gestalten eines Arno Breker – zu

schade, dass das Kolossalwerk Thoraks in der zu kleinen Tonhalle keinen Platz finden konnte – und die «Leda mit dem Schwan» Paduas. Mag Leda auch die sinnlich-dekadente und trotzdem von der deutschen Seele immer wieder gesuchte Welt des Südens verkörpern, der herrliche nordische Schwan lässt uns sogleich wieder an Lohengrin denken, diesen männlichen Helden nordischen Geblüts.»

5. Oktober 1940

Habe noch gestern Nachmittag Dr. Steinfurth in seiner Redaktionsstube aufgesucht und ihn empört gefragt, wer meinen sachlich abgefassten Artikel zu einem derartigen Schwulst entstellt habe. Mein väterlicher Gönner presste den Zeigefinger an die Lippen und schloss zunächst einmal die Verbindungstür zum Sekretariat. «Warum? Gefällt er Ihnen nicht? Ich wars.» – «Sie?» – «So, wie Sie geschrieben haben, hätte der Artikel die Zensur nie passiert. Stimmt, Sie haben sich jeder Kritik enthalten. Aber Sie haben zu loben vergessen. Das darf man nämlich. Man muss es sogar. Also habe ich gelobt. Mit sozusagen fest zugekniffenen Augen, möchte ich sagen. Und dann dachte ich, ein paar Mal «deutsch» oder «germanisch» oder «nordisch» dazwischen könnte nie schaden. Das haben sie gern, die Herren von der Reichspressekammer. Und übrigens – wen habe ich denn eigentlich schon gelobt? Doch höchstens den Schwan. Zwischen den Zeilen muss man heute schreiben, mein lieber junger Freund, zwischen den Zeilen. Den Gescheiten freut's, und die anderen, die es angeht, merken es meistens gar nicht.» – «Ich weiss nicht, ob ich das kann.» – «Natürlich können Sie es. Sie haben es sogar bereits getan. Erinnern Sie sich Ihrer Formulierung ...?» Dr. Steinfurth kramte in seinen Manuskripten und zog meins aus dem Stoss: «Da! ... «Loblied auf den gesunden Leib, der vom Nationalsozialismus gefördert und als Ideal betrachtet wird.» Was heisst das zwischen den Zeilen anderes, als dass die Brüder für Grips und Gemüt

überhaupt kein Verständnis und keine Zeit mehr haben? – Denken Sie mal drüber nach!»

6. Oktober 1940

Ich habe drüber nachgedacht. Es ist zwar nicht ganz ungefährlich, aber ich werde es versuchen. Ich muss einmal bei Freytags Theaterstück «Die Journalisten» nachlesen. Da kommt eine Figur namens Schmock vor, und der sagt einmal: «Kann ich schreiben so – kann ich aber auch schreiben so!» Dass dieser Kollege Schmock als Nichtarier geschildert wird, kümmert mich wenig.

4. November 1940

Ich scheine mit der neuen Methode ganz gut zurechtzukommen. Gestern hatte ich über eine Rede des neuernannten Kulturreferenten Schaffroth zu berichten, der, natürlich im Braunhemd, im Restaurant «Schelmen» im Linsenbühlsquartier über das Thema: «Brot für alle» sprach. Ich schrieb: «Donnernde Heilrufe brandeten empor, als PG Schaffroth zum Schluss ausrief: «Wir stehen auf geweihter Erde, die immer neu ihre reiche Ernte erbringen wird. Denkt daran, Volksgenossen. Unseren teuren Ahnen, die auf dieser Erde gelebt und gewirkt haben, ja, deren Blut vielleicht diese Erde unter unseren Füßen trinkt – Sieg Heil!»

Dass das Restaurant Schelmen ausgerechnet über der mittelalterlichen Richtstätte für gemeine Diebe und Mörder steht, mögen natürlich nur ganz wenige wissen. Jedenfalls ging mein Bericht anstandslos durch die Zensur und die einheimischen Leser mögen sich dabei das Ihre gedacht und sich ins Fäustchen gelacht haben.

27. Dezember 1940

Weihnachten war ein bisschen kärglicher als früher. Zwar hatten wir unser traditionelles Rollschinkli am Heiligabend und Milken-

pastetchen am Weihnachtstag. Nur mit dem Schenken war es dieses Jahr so eine Sache. In den letzten drei Wochen sind in Extrazügen scharenweise Leute von «drüben» zu uns hereingeströmt. Aus Stuttgart, Karlsruhe, ja sogar aus München, sagt man, und hamsterten, was nicht niet- und nagelfest war: Schokolade, Zigaretten, Wurstwaren, Teigwaren, Käse und natürlich auch Textilien, made in Switzerland. Weiss der Teufel, wo die die Rationierungsmarken her haben, die bei uns noch immer im Umlauf sind. Und bezahlen tun sie mit ihrer lausigen Reichsmark, und zwar zum Kurse 1:1. Und wenn wir Einheimische endlich dazukommen, stehen wir vor leeren Regalen.

Wenigstens war der Christbaum reich geschmückt in unserer Stube. Allerdings nicht gerade billig geschmückt. Und auch nicht sehr mannigfaltig. Es waren lauter Sterne, Schaukelpferdchen, Trompetchen und Engel, die wie Zwergwalküren aussahen. Und alles weiss-glitzerig überzuckert. Mit einem Wort, es waren die von mir nicht verkauften Winterhilfsabzeichen. Nach reichsdeutschem Muster werden nämlich in der Adventszeit alle Menschen, die irgendwie künstlerisch tätig sind, Schauspielerinnen, Maler, Solotrompeter, etc. vor den Karren der Wohltätigkeit gespannt. Winterhilfsabzeichen zu verkaufen, Rückgabe nicht vorgesehen. Unverkaufte Stücke müssen als persönliche Spende abgerechnet werden.

Da ich keine Lust hatte, mit meinem Bauchladen stundenlang in der Kälte herumzustehen, blieben ganze 21 Stück des Kistchens an mir hängen. Das Stück zu einem Franken. Jetzt hängt die volksgenössische Pracht bei uns am Bäumchen.

Die zweifelhafte Ehre, für das WHW sammeln zu dürfen, verdanke ich vermutlich dem Umstand, dass ich neuerdings abends am Stadttheater als Statist und Chorsänger tätig bin. Zu holen ist dabei allerdings herzlich wenig. Je einen Franken pro Leistung, das heisst pro Probe oder Vorstellung. Aber für Zigaretten

reichts, das heisst – solange es noch Zigaretten oder das Stinkkraut, das man jetzt «Zigarette» nennt, gibt.

11. Januar 1941

Seit Jahresbeginn kann bei den bisherigen deutschen Konsulaten, die jetzt zu Parteiamtsstellen umfunktioniert worden sind, um die Mitgliedschaft in der NSDAP nachgesucht werden. Es sind vor allem Deutsche, die schon seit Jahren in der Schweiz leben. Die meisten von ihnen haben noch vor einem halben Jahr kräftig über die Nazis geschimpft.

Wir Schweizer-Deutschen können, je nachdem, wie wir eingestuft worden sind, eine Sonderbehandlung erfahren – man erwirbt gleichzeitig mit der Parteimitgliedschaft auch das deutsche Bürgerrecht. Allerdings auch noch etwas anderes: die Verpflichtung zum Wehrdienst. Bin gespannt, ob sie mich auch auffordern. Von selbst gehe ich da nicht hin.

11. Februar 1941

Habe gestern nach der Vorstellung vom «Zigeunerbaron» mit Miller, einem Choristen, Fett- gegen Zuckermarken getauscht. Dabei bin ich, glaube ich, draufgekommen, woher die Vorweihnachtsgrenzgänger, die uns nahezu kahlgefressen hatten, ihre Rationierungsmarken haben. Die Zuckermarken sind falsch! Farbe und Papierqualität weichen ganz leicht vom Original ab. Da ich mir nicht vorstellen kann, dass Miller das Zeug selbst gemacht hat, muss ich annehmen, dass das Gerücht doch stimmt, nach dem die Deutschen lange vor ihrem Einmarsch, pardon: vor unserer Heimkehr ins Reich, eine grossangelegte Verwirrung unserer Kriegswirtschaft geplant hatten, indem sie in grossem Massstab gefälschte Marken entweder einschmuggelten oder von Flugzeugen aus abwarfen. Bestimmt sind unsere Kriegswirtschafts-Beauftragten dahintergekommen, aber ehe die Sache publik wurde, sind die Herrschaften höchstpersönlich erschienen. Etwas Ähnli-

ches sollen sie ja in England mit falschen Pfundnoten versucht haben.

15. Februar 1941

Im Radio wurde bekanntgegeben, dass die erleichterte Parteimitgliedschaft für uns Eidgenossen nicht schon am 1. März gestoppt wird, sondern erst am 20. April. Aha! «Führers Geburtstag!» Da ist wieder etwas Teufels im Gange. Jedenfalls kann bis jetzt mit einem Massenbeitritt kaum gerechnet werden.

19. März 1941

In der heutigen Ausgabe der wenigen noch existierenden Zeitungen (das St. Galler Tagblatt gehört zum Glück noch dazu!) stand eine merkwürdige kurze Meldung. Auf der Gotthardstrecke habe es ein schweres Eisenbahnunglück gegeben. Ein Transit-Güterzug sei bei Wassen entgleist und in die Reusschlucht gestürzt. Dabei seien über hundert Passagiere getötet oder schwer verletzt und die ganze Fracht vernichtet worden.

Da ich inzwischen nicht nur zwischen den Zeilen schreiben, sondern auch lesen gelernt habe, drängten sich mir sogleich ein paar Fragen auf:

1. Da ein Reiseverkehr in jeder Form über den Gotthard längst eingestellt wurde, kann es sich nur um einen Transport kriegswichtiger Güter von oder nach Italien gehandelt haben, die getöteten «Passagiere» müssen also militärisches Begleitpersonal gewesen sein.
2. Laut einer sehr genauen Karte, die ich von meinem Onkel habe (er war früher Elektrifizierungs-Ingenieur bei den SBB), kann ein solcher Sturz in die Schlucht nur zwischen den Kehrtunnels I und II passiert sein, und zwar auf der Talseite. Der Zug muss also Richtung Italien gefahren sein.
3. Als Transportgüter kommen also in erster Linie Waffen und Munition für den Achsenfreund in Frage. Gewöhnliche Güter

wie Lebensmittel etc. hätten bei einem Sturz über knapp ein Dutzend Meter niemals total vernichtet werden können.

4. Der Zug fuhr bergan und war vermutlich wie üblich stark überladen. Überhöhte Fahrgeschwindigkeit kommt also nicht in Frage. Aber was sonst?

Wäre unsere Armee nicht, wie es hiess, aufgelöst und verschwunden, sondern hätte sie sich wenigstens teilweise in unsere Festungswerke im Gotthard zurückziehen und dort bis heute ausharren können, wäre die Lösung des Rätsels einfach: Sabotage durch unsere Truppen, eventuell mit einem Überfall auf den zum Halten gebrachten Zug kombiniert. Aber das sind Wunschträume. Es gibt keinen schweizerischen Widerstand mehr!

20. April 1941

Führers Geburtstag! Es regnet. Also ist «Kaiserwetter» nicht identisch mit «Führerwetter». Vielleicht ist es dort, wo sich Hitler jetzt gerade aufhält, besser. Wider Erwarten wurde die Bevölkerung nicht wie üblich zu einer organisierten Führer-Huldigung aufgerufen. Hitler spricht heute überhaupt nicht am Radio. Dafür verliest Goebbels punkt 11.00 Uhr eine Proklamation, zu deren Empfang wir uns alle, Redaktion und Produktion der Zeitung, im grossen Rotationssaal versammeln müssen. Zwei Sekretärinnen mit gespitzten Bleistiften sitzen bereits unter dem Hauptlautsprecher, damit die anscheinend wichtige Meldung gleich in den Satz gehen kann. Wir sind etwas nervös. Was hat's wieder gegeben? Krieg mit Russland? Zuzutrauen wär's ihm ja. Da – die Fanfare «Ta taa ta taa, ta taa ta taa!» «Volksgenossen, deutsche Männer und Frauen! Der Führer hat mich beauftragt, die folgende Proklamation zu verlesen: «Drei Jahre sind es nun her, dass die Ostmark ins deutsche Reich heimgekehrt, und heute habe ich die geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, euch zu verkünden, dass auch die früher so hochgeachtete Eidgenossenschaft ...» «Aha, jetzt



kommts! – » «... die sich nach dem unseligen Dreissigjährigen Krieg vom Reiche lösen musste, nach 300-jähriger feiger Absonderung vom gesamtdeutschen Schicksal heim ins Reich gefunden hat. Ich erkläre mit dem heutigen Tage dieses Land zum vollberechtigten Teil unseres Vaterlandes und ernenne gleichzeitig Parteigenossen Leonhard zum Gauleiter «Hochrhein». Dieses Land zwischen Alpen und Rhein ist geradezu von der Vorsehung bestimmt, Bollwerk des Südens zu sein, Vorposten eines neuen gewaltigen Deutschland mit unerschütterlichen Ehrbegriffen, eines Reiches, das es niemals wieder zulassen wird, dass fremde Mächte über sein Schicksal entscheiden. Unserem geliebten Vaterland und dem neuen Reichsgau ein dreifaches Sieg – Heil!»

22. April 1941

Ausgerechnet dieser Major Leonhard, Gründer und Führer des «Volksbundes», der kleinsten und bedeutungslosesten aber grossdeutsch gesinnten Emeuerungspartei. «Wer ist denn das schon wieder?», fragte mich im Anschluss an den Gemeinschaftsempfang Dr. Steinfurth. Er hatte den Namen noch nie gehört. Ich schon! Das war vor ein paar Jahren gewesen, lange vor dem Krieg. Major Leonhard sollte im «Schützengarten»-Saal sprechen. Wir, ein Häuflein junger Leute, die gerade nichts Besseres zu tun hatten, gingen hin und wurden gleich schon am Eingang vom Referenten abgefangen. «Euch kann ich brauchen», sagte er und kramte aus einer zerschlissenen Ledermappe ein paar bedruckte Zettel. «Die sind für die Diskussion», und drückte jedem von uns einen in die Hand. «Wenn die Diskussion beginnt, steht ihr einzeln auf – natürlich sitzt ihr nicht an einem Haufen, sondern verteilt euch ein bisschen – und sagt den Text her, den ich euch gegeben habe. Aber auswendig! Ihr habt Zeit, die paar Worte zu lernen. Es sind Fragen, die ich spontan beantworten werde. Alles klar?»

Ich schielte auf meinen Fresszettel. «Herr Major, können Sie mir bitte sagen, was Sie von einem Anschluss der Schweiz ans Dritte Reich halten würden?» stand da. Und darüber die Zahl 3. Alles klar, aber mir nicht eben sympathisch. Wer seiner Sache sicher ist, kann Fragen auch dann beantworten, wenn er sie nicht selbst formuliert hat.

Ueli Imhof als Nummer 1 machte seine Sache ganz gut. Es klang wirklich irgendwie improvisiert. Er hatte nach der Vereinbarkeit von Nationalismus und Sozialismus zu fragen. Wie aus der Pistole geschossen bekam er auch seine Antwort: «Wieso sollten sich beide ausschliessen? Wenn sich die beiden harmonisch ergänzen, wird ihnen die ganze Welt zu Füßen liegen.»

Dann erhob sich Walter Bösch. Er musste sich erst lange räuspern und brachte schliesslich den Satz so heraus, wie er auf dem Zettel stand, nämlich hochdeutsch: «Warum sind die Juden unser Unglück?» und setzte sich blitzschnell wieder. Unruhe im Saal entstand, es gab Pfiffe, vereinzelt Gelächter, aber auch krampfhaften Beifall. Der Referent streckte beschwörend beide Arme aus: «Ruhe bitte! Ruhe im Saal! Dieser junge Mann hat mir soeben eine Frage gestellt, die sich in dieser Form unmöglich in einem einzigen Satz beantworten lässt. Fest steht aber eines: Jawohl! Sie sind es! Sie waren es zu allen Zeiten und sie werden es solange sein, wie wir sie in unserem Lande dulden.» Diesmal gingen die Proteste im Beifall unter. «Nach dem Warum zu fragen, ginge heute zu weit. Aber ich bin gerne bereit, in Bälde eine Kundgebung zu organisieren, die ganz allein nur dieser Frage gewidmet ist. – Wer wollte noch eine Frage stellen?»

Das war mein Stichwort, Nummer drei war dran. Aber noch ehe ich den Mund aufmachen konnte, erhob sich ein älterer, etwas beleibter Herr mit schwarzer Künstlerbinde um den Hals und rief kräftig und völlig ruhig: «Ja, ich, wenn Sie gestatten, Herr Füh-

rer.» Ich kannte ihn, und viele im Saal kannten ihn ebenfalls und irgendjemand lachte kurz und hysterisch. Es war der Dramatiker Werner Johannes Guggenheim, dessen letztes Stück vor Kurzem an unserem Theater uraufgeführt worden war. Nur Major Leonhard kannte ihn nicht. Er sagte nur kurz und etwas unsicher: «Ja, bitte!»

«Dass Sie und Ihresgleichen uns Juden nicht ausstehen können, kann ich Ihnen nachfühlen. Uns geht es nämlich mit Ihnen genauso ...»

Pfiffe, Buhrufe, «use mit dem Saujud!»

Aber Guggenheim liess sich nicht aus dem Konzept bringen. «Ja, ich möchte tatsächlich etwas von Ihnen wissen. Wenn Sie hier in unserem Lande etwas zu sagen hätten...»

«Use mit em! Juda verrecke! !»

«... was würden Sie dann mit uns Juden tun? Bitte erklären Sie mir das.»

Der Major schnappte nach Luft. Das war wider die Abmachung. Darauf hatte er keine Antwort bereit. «Ich? ... ich würde ... ich meine, man müsste Sie ... Sie würden selbstverständlich irgendwie etwas anders behandelt werden müssen als unsere arischen Landsleute. Ihre bisherige blutsaugerische Tätigkeit würden Sie jedenfalls keine Minute länger zum Schaden deutschblütiger Volksgenossen weiter betreiben dürfen ...»

Jetzt wurde im Publikum offenkundig gelacht. Der Major wusste also noch immer nicht, mit wem er es zu tun hatte, denn dass ein Theaterschreiber weder eine blutsaugerische Tätigkeit ausübt, noch zum Schaden deutschblütiger Volksgenossen wirkt, hätte selbst er wissen müssen. Aber er hatte sich erneut gefasst und höhnte von seinem Rednerpültchen herunter: «Sie fragen, was ich täte, wenn ich hier etwas zu sagen hätte. Nun, da können Sie ganz beruhigt sein. Mich würde das kaum betreffen, denn Adolf Hitler hat unsere Neutralität anerkannt und wird sie immer respektieren.

Ich selber kann, will und werde also niemals sein Stellvertreter in der Eidgenossenschaft sein. Der Volksbund ist eine rein schweizerische Gemeinschaft. Deutschland hat seine Ziele, Italien hat sie, und wir Schweizer haben sie genau so. Es sind nicht des Führers Ziele, sondern die unseren, das dürfen Sie mir glauben, wenn wir auch in manchem gleicher Meinung sind...»

Das war vor ein paar wenigen Jahren. Und heute? Leonhard ist unser Gauleiter, Leonhard, der falsche Fünfziger, der in seinem Leben zumindest einmal zu oft «niemals!» gesagt hat.

Aber ehrlich – haben wir selbst nicht auch bei falscher Gelegenheit «niemals» gesagt und geglaubt, wir würden im Ernstfall unser Land bis zum letzten Blutstropfen verteidigen? Es ist auch nichts draus geworden.

5. Januar 1942

Sie sammeln schon wieder! Kaum haben wir die Bettelei für das Winterhilfswerk überstanden, reisst man uns buchstäblich das letzte Hemd vom Leibe. Symbolisch natürlich. Diesmal gehts um warme Wintersachen für die Ostfront. Pullover, Strickjacken, Socken und Mützen. «Frau Professor», unsere Hausbesitzerin und Hausmeisterin, hat sich sogar von ihrem Pelzmantel getrennt, der trotz penetrantem Mottenkugelgeruch ziemlich wüste Frassstellen aufwies. Frau Professor ist geborene Württembergerin, also patriotisch und sparsam zugleich. «Als Fudder dut er's allewoil noch», meinte sie.

Im Grunde hat sie ja recht: Die armen Teufel vor Lenin- oder Stalingrad müssen Schlimmes erleiden. Für unsere Feinde (habe ich Feinde, die ich totschiessen möchte??) ist der Winter zwar genau so streng, aber sie sind ihn gewohnt. Und solange wir für Deutschlands Grösse nur frieren und nicht den Kopf hinhalten müssen, dürfen wir uns nicht beklagen. Bisher haben sie nämlich im Hochrheingau nur Freiwillige genommen. Mein alter Schul-

kamerad Ueli Imhof ist dabei. Man hat ihn zur Waffen-SS gesteckt, und darauf war er mächtig stolz. Ob das noch immer so ist? Das letzte, was ich von ihm hörte, war, dass er bei der Erstürmung der Waldai-Höhen dabeigewesen sei. Die Russen seien gelaufen wie die Hasen, schrieb er. Jetzt wird es mit dem Stürmen wohl vorbei sein, jetzt ist man froh um jede Höhle, in die man sich verkriechen kann. «Wir werden es ihnen schon zeigen!», schrieb er. Wir? Ach ja, wir heimgeholten Deutschen, wer sonst?

7. Januar 1942

Jetzt gibt es ausser der Lebensmittel- auch eine Raucherkarte. Knapp genug für einen Kettenraucher wie mich. Ich werde bei Verwandten und Bekannten schnorren müssen. Zum Glück haben wir noch eine Grossmutter und ihre beiden Schwestern. Die bekommen natürlich die volle Rauchration für Frauen und sind sicher gerne bereit, diese gegen etwas anderes einzutauschen. Kaffee vor allem. Echter Bohnenkaffee ist allerdings am Tag der Heimholung schlagartig von den Regalen verschwunden.

3. Mai 1942

Ein Kuriosum ist seit gestern von den Landkarten getilgt. Das Fürstentum Liechtenstein hätte sein sechshundertjähriges Jubiläum feiern wollen, aber am Vorabend zum Fest sind drei oder vier Schützenpanzer am Fuss des Schlosses Vaduz vorgefahren, und ein Hauptmann verlas eine Proklamation des Führers, wonach dieses Schieber- und Spekulantennest einer überwundenen plutokratischen Epoche mit sofortiger Wirkung im Reich aufgehen. Zum Ärger von Gauleiter Leonhard wurde das «Ländle» dem Gau Tirol-Vorarlberg zugeschlagen und nicht uns, die wir es doch ohnehin schon als illegalen 23. Kanton ansahen. In wenigen Tagen wird Reichsmarschall Göring hier erwartet. Es soll sich um die Sicherstellung wertvoller Gemälde handeln.

12. Mai 1942

Ich muss gestehen, dass ich mich noch immer nicht um meine Tanzstundenfreundin Trudi gekümmert habe. Weder habe ich ernsthaft versucht, ins Getto Lengnau-Oberendingen zu gelangen, noch habe ich insistiert, als ich von der Lagerleitung «Linth» keine Antwort bekam. Nun haben aber zwei persönliche Erlebnisse mich unwillkürlich doch wieder mit dem Judenproblem konfrontiert.

Das erste Mal, als ich mitten auf dem Bahnhofplatz von zwei Uniformierten angehalten und nach meinen Papieren gefragt wurde. Ich zückte natürlich prompt meinen neuen deutschen Pass.

«Sie heissen Andermann?» – «Jawohl.» – «Wie kommen Sie zu diesem Pass?» – «Wieso? Viele haben einen neuen Pass.» – «Andermann klingt aber sehr jüdisch.» – «Ein guter alter Schweizer Name.» – «Ihren Ariernachweis, bitte!» – «Sowas habe ich bis jetzt nicht gebraucht.» – «Sie haben also keinen?» – «Natürlich nicht. In dieser kurzen Zeit kann man doch nicht Ahnenforschung bis zu den Urgrossmüttern zurück betreiben.» – «Grossmütter genügen vollkommen.» – «Wenns weiter nichts ist!» und ich zählte ihnen meine Grosseltern auf, sogar mit Geburtsjahrgang. «Können Sie das beweisen? Bis in vierzehn Tagen liefern Sie uns die beglaubigten Abschriften der Taufregister nach, verstanden! Übrigens – so wie Sie heissen und – Verzeihung – wie Sie aussehen, täten Sie gut daran, sich schleunigst einen Ariernachweis zu besorgen, Heil Hitler!»

Das zweite Mal war heute. In Ossingen nördlich Winterthur. Ich hatte den Auftrag gehabt, über die hiesige Landwirtschaftsausstellung einen Bericht zu schreiben. Dieser war schon vormittags beisammen und ich hatte keine Lust, mich an dem gebotenen Mittagessen (Bauerneintopf) zu beteiligen. Ich machte mich also auf den Weg zur Station, etwa eine halbe Stunde weit. Ossingen liegt nämlich an der Linie der ehemaligen Nationalbahn zwi-



schen Zofingen und Etzwilen, und diese Strecke umfährt kurioserweise die meisten Ortschaften oder gar Städte in weitem Bogen. Lange war diese Marotte eines Eisenbahnbarons aus dem letzten Jahrhundert ein Stiefkind der Bundesbahnen, heute hat sie als Güter-Transitlinie zwischen uns und dem Altreich wieder etwas an Bedeutung gewonnen.

Die Station lag verschlafen in der Mittagssonne, einzig der Stationsvorsteher, der früher Vorstand hiess und eine andere rote Mütze trug, döste an seinem Schalter vor sich hin. Ich wollte auf dem Perron warten. Mein Zug aus Stammheim war schon überfällig, und noch immer rührte sich im gusseisernen Lätwerk nichts. Der Vorsteher kam aus seinem Kabäuschen und bat mich, einstweilen den Wartesaal zu benützen. Es könne noch eine Weile dauern, bis mein Zug komme, weil er in Stammheim die Kreuzung mit einem Gegenzug abwarten müsse. «Aha», sagte ich, nur um etwas gesagt zu haben, «ein Güterzug.» – «Nun, so könnte man es auch nennen.» – «Also doch eine Art Bummelzug. Im Fahrplan ist aber keiner aufgeführt.» – «Bitte treten Sie zurück. Er kommt. Und sie haben es nicht gern, wenn einer allzu neugierig ist.»

Mit «sie» meinte er offensichtlich seine neuen Brotherren von der Reichsbahn.

«Bitte gehen Sie in den Wartesaal! Er kommt.»

«Er», das war eine Komposition uralter geschlossener Viehwagen, gezogen von einer Maffei-Dampflok, die trotz des ebenen Geländes mächtig zu schnaufen und zu pusten hatte. Von meiner Gusseisen-Säule des Perrondachs aus, hinter die ich mich zurückgezogen hatte, beobachtete ich, wie der Lokführer routinemässig grüsste und der Stationsvorstand salutierte. Dann kamen die braunroten Viehwagen, etwa zwanzig müssen es gewesen sein. Die meisten Luken waren geschlossen, aber aus anderen lugten spitze, bleiche Menschengesichter heraus, die etwas schrien, das

im Kreischen der Räder unterging. Menschen! Menschen in Viehwagen!

Als der gespenstische Zug Richtung Norden verschwunden war, stand ich immer noch mit hängendem Unterkiefer da. «Was um Gottes Willen war denn das?» – «8221a», sagte der junge Mann mit der roten Tellermütze, «ein Einschaltzug. Kommt jeden Tag um die gleiche Zeit. Wir nennen ihn den «Jerusalem-Express».» Er versuchte krampfhaft zu lächeln. «Juden von irgendwo im Oberland oder so, wo es scheint ein Lager gibt. Man bringt sie über lauter Nebenstrecken nach Villingen im Schwarzwald, soviel ich weiss. In ein anderes Lager, ein grösseres.» – «Und dann?» – «Was weiss ich? Wahrscheinlich müssen sie dort arbeiten. Heim ins Reich, und wir sind das Pack los. Aber bitte, vergessen Sie, was Sie gesehen haben. Millionen andere tun das auch. Und nur zu Ihrem Vorteil.»

13. Mai 1942

Ich soll vergessen. Ich kann es aber nicht. Sicher, ich habe mich oft geärgert über diese Emigranten, die sich, kaum in Sicherheit, oft wie die Wanzen aufführten. In den Läden zum Beispiel. Vor-drängelnd, frech, laut, wenigsten die meisten. Aber deswegen kann man sie doch nicht wie Schlachtvieh in solche Waggons pferchen. Das kann doch eine Nation nicht tun, die sich so viel auf ihre Kultur einbildet. Wie werden denn diese Menschen – und es sind eben doch irgendwie Menschen! – unterwegs gepflegt? Und wie ist das mit der Hygiene? Villingen ist zwar nicht allzuweit, aber wenn der Zug über lauter Nebenstrecken geführt wird, kann es ohne Weiteres zwei, drei Tage dauern. Ich denke an Trudi Krist und an unseren früheren Wirtschaftsredaktor Beerbaum, der von einer Stunde auf die andere spurlos verschwand. Die beiden sind zwar keine Emigranten und werden wohl glimpflicher behandelt.

Ich sehe schon, ich muss noch lernen, mich besser an diese «neue Zeit» anzupassen, von der die Hitlerjugend so begeistert singt: «Unsre Fahne ist die neue Zeit. Und die neue Zeit ist die Ewigkeit!»

Ewigkeit? Was für Aussichten!



Bevor ich den nächsten wichtigeren Tagebucheintrag Joseph Andermanns hier im Wortlaut wieder gehe, seien mir ein paar persönliche Überlegungen gestattet, die sich mir schon damals vor 50 Jahren aufdrängten, und die sich im Laufe der Zeit immer stärker verdichteten.

Ich habe mir in den letzten Monaten bei der Zusammenstellung meines Buches rein interessenthaler anhand zeitgenössischer Dokumente ein paar historische Daten herausgeschrieben und bin dabei, wie ich schon früher erwähnte, auf erstaunliche Parallelen des echten Zeitgeschehens mit der Phantasiewelt Andermanns gestossen.

Am 12. Mai 1942 wurden im Vernichtungslager Auschwitz die ersten Juden in die Gaskammer geschickt. Auf dieses Datum soll das erste authentische Dokument innerhalb der SS lauten. Möglicherweise waren schon früher Versuche in dieser Richtung unternommen worden, doch hierüber existieren keine Dokumente und Statistiken. Es war natürlich unumgänglich, dass im Lauf der Zeit Gerüchte über Auschwitz und Treblinka publik wurden, bestimmt aber nicht bereits im Mai 1942.

War also die Datumsgleichheit (12. Mai 1942) von Andermanns Vision des «Jerusalem-Express» reiner Zufall? Ich kann es nicht recht glauben, denn etwas Ähnliches erfolgt nur wenige Tage später zum zweiten und dritten Mal, nämlich dort, wo Andermann über die Ermordung des Gauleiters am 27. Mai und die Zerstörung Gurtnellens am 29. Mai berichtet.

An diesem selben 27. Mai wurde nämlich in Prag das Attentat auf Obergruppenführer Heydrich, den stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren verübt, an dessen Folgen Heydrich starb. Allerdings nicht auf der Stelle, sondern erst acht Tage später. Und die totale Vernichtung des tschechischen Dorfes Lidice erfolgte sogar erst am 10. Juni, also zwei Wochen später. In beiden Fällen wurde eine Ortschaft dem Erdboden gleichgemacht, weil ihre Einwohner angeblich oder tatsächlich mit dem Widerstand gegen die Staatsgewalt zu tun hatten.

Die Parallelen sind unverkennbar. Wie aber wäre die Schilderung in Andermanns Tagebuch gelangt, und zwar bereits am 29. Mai, also zu einer Zeit, da Lidice noch existierte?! War Andermann eine Art Medium, das auf telepathischem Wege Nachrichten von aussen, ja sogar aus der Zukunft empfangen konnte? Wäre es damals meine Pflicht als Betreuer meines Patienten gewesen, Meldung über diese seltsamen Koinzidenzen zu erstatten?

Aber das wäre ja gar nicht möglich gewesen, besonders im Duplizitätsfalle Ossingen/Auschwitz (polnisch: Oswiecim! Zufall oder Bestimmung?), da die Wahrheit über Auschwitz ja erst Jahre später publik wurde. Ich habe nichts gemeldet. Was hätte es genützt? Und wem? Es hätte höchstens meinem Schützling geschadet, indem die Wissenschaft parapsychologische Experimente mit ihm angestellt hätte.

Nachtrag:

Nachträglich fällt mir ein, dass auch der Begegnungsort mit dem «Jerusalem-Express» von schicksalhafter Doppelbedeutung zu sein scheint: Ossingen = ossarium? Was auf deutsch meines Wissens etwa das gleiche bedeutet wie Golgatha. Stätte der Gebeine? Je mehr ich an der Auswertung arbeite, desto unheimlicher wird mir das Ganze!
sig. G. Winkler



27. Mai 1942

Auf unseren Gauleiter ist von noch unbekannter Täterschaft ein Anschlag verübt worden. Major Leonhard (er nennt sich auch als Gauleiter immer noch so und scheint keinen Vornamen zu haben) wurde mit einem Kopfschuss getötet, als er im Altdorfer Teilspielhaus die neu geschaffene «Alpgenossenschaft» in die Deutsche Arbeitsfront überführen wollte. Reichsleiter Ley von der deutschen Arbeitsfront, der ebenfalls anwesend war, kam mit dem Schreck davon. Das Makabre an der Sache ist nicht einmal so sehr der Tod des unbeliebten Gauleiters, sondern der spontane Ruf eines Veranstaltungsbesuchers irgendwo in den hinteren Reihen: «Das war Teils Geschoss!» Der Mann wurde unverzüglich festgenommen und von der Saalwache, SA-Männern aus Luzern und Zug, abgeführt. Das Teilspielhaus wurde geräumt und die Besucher nach Waffen durchsucht. Anscheinend ergebnislos, denn die Suchaktionen erstrecken sich bereits auf die unmittelbare Umgebung des Fleckens Altdorf. Die Bevölkerung wurde mittels Lautsprecherwagen aufgefordert, Beihilfe zur Ergreifung des Schützen zu leisten.

28. Mai 1942

Der Führer nannte in einer kurzen Radioansprache das Attentat von Altdorf eine feige Tat gewissenloser Banditen und drohte mit gnadenloser Vergeltung. Er ernannte mit sofortiger Wirkung den ehemaligen deutschen Botschafter in der Schweiz, Baron von Beisswächter, zum einstweiligen Reichsverweser, Beisswächter zeigte sich in früheren Jahren in seinem Botschafteramt als verständnisvoller Kenner schweizerischer Verhältnisse, ja einige nannten ihn sogar einen heimlichen Freund unseres Landes. Was wohl kaum richtig gewesen sein dürfte, wenn der Führer ausgerechnet in diesem Augenblick ihn sozusagen zu seinem Statthalter ernannt. Jedenfalls scheint die Chance, einen unserer eigenen Leute in diesem Amt zu sehen, für immer verspielt.

Im Anschluss an die Führerrede erliess das Reichssicherheitsamt eine zweite, dringliche Warnung an die einheimische Bevölkerung, flüchtigen Personen unter keinen Umständen Unterschlupf zu gewähren und Verdächtige unverzüglich zu melden. Sie haben ihn also noch nicht! Die Spuren scheinen reuss-aufwärts zu weisen, nachdem das Umerland bei Flüelen hermetisch abgeriegelt wurde.

29. Mai 1942

Eine Sondermeldung: «Eine Einheit der Waffen-SS hat auf Befehl des Führers heute früh das Dorf Gurtellen dem Erdboden gleichgemacht, nachdem erwiesen ist, dass die Einwohner gegen die Reichsgesetze schärfstens verstossen und feigen Hecken schützen und Mördern Unterschlupf gewährt haben. Sämtliche Häuser, Ställe und andere Gebäude wurden dem Erdboden gleichgemacht und damit der Name des Dorfes für alle Zeiten getilgt. Die Verluste des Straf-Expeditionskorps waren gering.»

Ich bin meinem Mentor Steinfurth dankbar, dass er mich zwischen den Zeilen lesen gelernt hat. Denn was heisst dieses Communiqué denn anderes als

1. dass die Verfolger den oder die Attentäter zwar in die richtige Richtung verfolgt, aber nicht gefasst haben.
2. dass die Einwohner Gurtellens sich mit ihnen solidarisiert und mit ihnen rechtzeitig das Dorf mit unbekanntem Ziel verlassen haben, denn entgegen sonstiger deutscher Gepflogenheit meldete der Sonderbericht nichts über Massenerschießungen oder auch nur Deportationen der Gurteller Bevölkerung.
3. besonders bemerkenswert: Es ist von eigenen Verlusten die Rede. Irgendwo in oder um Gurtellen muss die Strafexpedition auf massiven organisierten Widerstand gestossen sein!! Ich bin gespannt auf weitere Meldungen.

9. Juni 1942

Noch immer keine weiteren Meldungen aus dem Umerland. Den «neuen Tellen von Altdorf», wie sie bereits heimlich vom Volk genannt werden, und ihren anscheinend gut bewaffneten Verteidigern samt der gesamten Bevölkerung von Gurtnellen scheint es also gelungen zu sein, sich irgendwo in den Bergen in Sicherheit zu bringen.

Was aber heisst das anderes, als dass dieses sagenhafte Reduit am Gotthard tatsächlich existiert und sogar imstande ist, erfolgreiche Störaktionen durchzuführen? Darauf deutet übrigens auch die merkwürdige Tatsache hin, dass der Transitverkehr nach Italien immer seltener durch den Gotthard, sondern über die Lötschberg-Simplon-Linie geführt wird. Und das wiederum lässt die Vermutung zu, dass mein Tagebuch-Eintrag vom 14. März vergangenen Jahres (angebliches Eisenbahnglück bei Wassen!) nur die Spitze des Eisberges erfasst, mit anderen Worten: dass schon seit fast zwei Jahren Waren- und Waffentransporte systematisch von unseren Festungstruppen aufgehalten und geplündert werden.

Wenn ich auch nur den Schatten eines Beweises für meine kühnen Vermutungen hätte! Es klingt schier unglaublich, dass die Reichsregierung es bisher fertiggebracht hat, diese Laus im Pelz zu verschweigen. Merkwürdigerweise schweigt sich nämlich auch die BBC in ihrem deutschsprachigen Dienst über mögliche Widerstandsnester und Partisanen im Gebirge aus. Vielleicht mit Absicht, um die Deutschen irrezuführen.

16. Juni 1942

Ich male mir immer häufiger aus, wie es wäre, wenn ich mich, getarnt als harmloser Wanderer, versuchte ins Festungsrevier am Gotthard durchzuschlagen. Aber was soils? Als Kämpfer bin ich kaum der richtige Mann. Ich gehöre wahrscheinlich eher zu jenen, die versuchen sollten, den jetzigen Zustand mit der Waffe

des Geistes zu beenden. Aber wie? Und letzten Endes eben doch: wozu?

Hat Widerstand um jeden Preis wirklich jetzt noch einen Sinn? Wir alle haben uns bereits recht gut und bequem an diese «neue Ordnung» gewöhnt. Einige leben darin sogar sehr gut, besser als vor dem Krieg. Es gibt kaum mehr Arbeitslosigkeit, im Inneren herrschen Ruhe und Ordnung, und unsere Jugend bekommt in der Schule und in der Hitlerjugend neue Lebensinhalte vorgekaut, die zwar mit unseren alten kaum mehr etwas gemein haben, die ihnen aber gefallen und imponieren: Sport, Lagerfeuerromantik, Wandervogellieder und vor allem einen geradezu unheimlichen Stolz auf sich selbst. Sie, die Jugend, ist die Welt von Morgen. Glaubt sie.

Uns Erwachsenen fällt die Umstellung allerdings etwas schwerer. Besonders mir, der ich ja sogar ein wenig mit ihr geliebäugelt hatte. Aber nun ist alles so ganz anders. Es mag ja viele geben, denen organisierte Freizeit wirklich hilft, geistige Leere zu überbrücken. Mir ist sie von Herzen zuwider. Ich habe etwas gegen Kameradschaftsabende und Singtreffen.

Und lieber lief ich zu Fuss nach Madeira, als dass ich mich von der «Wilhelm Gustloff» als KdF-Urlauber zusammen mit Piefke aus Berlin, Schmitz aus Köln und Hinterleitner aus Graz dahin verfrachten liesse.

24. Juni 1942

Im Dritten Reich hält man grosse Stücke auf Gedenktage, da diese die Möglichkeit bieten, Aufmärsche und Kundgebungen mit Pauken, Fanfaren und vielen Fahnen zu veranstalten.

Diesmal ist es der zweite Jahrestag unserer «Heimholung ins Reich». Grosse Parade aller NS-Formationen durch die Zürcher Bahnhofstrasse bis zum Adolf-Hitler-, früher Bürkliplatz und dort die Rede des Führers.

Ich hätte mich unmöglich drücken können, ich bildete nolens volens eine (wie Adolf Hitler das immer so schön nennt:) «verschworene Gemeinschaft» innerhalb der Ortsgruppe Zürich der NS-Studentenschaft. Und weil Jugend in diesem Staat alles gilt, stand unsere Kolonne sogar ganz vorne, unmittelbar unter der Rednertribüne, sozusagen Auge in Auge mit dem Führer.

Man mag sagen, was man will, aber es ist schon ein Erlebnis. Man hat das Gefühl, er blicke jeden von uns wirklich direkt an und präge sich unsere Gesichter für alle Zeiten ein. Und wenn er spricht, kann man nicht anders – man muss ihm einfach jedes Wort als bare Münze abnehmen. Wenn er zum Beispiel die Taten unserer Helden Winkelried oder Fontana als mannhaften Einsatz freiheitsliebender Männer für das Reich und gegen eine arrogante Hausmacht preist, geht ein frohes und stolzes Aufatmen durch die Kolonnen der Angetretenen. Und sogar der Steinwurf des Hauptmanns Arnold Schick in die Fresse des Ritters Münch von Münchenstein nach der Schlacht bei St. Jakob gewinnt neuen Glanz, obwohl jedermann im Geschichtsbuch nachlesen könnte, dass es im Schwabenkrieg nicht mehr gegen eine Hausmacht, sondern gegen das Heilige Deutsche Reich selbst ging.

Die Geschichtsbücher, in denen solche Dinge nachzulesen wären, sind allerdings längst eingezogen und durch neue ersetzt, die auf nicht weniger als 76 Seiten vage Dinge von einer germanischen Urgeschichte erzählen, von der ich bisher recht wenig wusste. Die griechisch-römische Antike dagegen muss sich mit ganzen 42 Seiten zufrieden geben, und Ägypter und Babylonier scheint es gar nie gegeben zu haben.

Von der Führerrede selbst brauche ich an dieser Stelle keine Aufzeichnungen zu bringen, die steht ja im Wortlaut im «Völkischen Beobachter». Höchstens vielleicht den Satz: «Ich weiss, dass ich mich in der Stunde der Bewährung auf meine prachtvolle deutsche Jugend verlassen kann!»

Ich glaube, er hat uns gemeint. So ganz habe ich mich immer noch nicht dran gewöhnt.

28. Juni 1942

Gestern wurde Ernst Gisiger, ein pensionierter Lehrer aus Altdorf und jahrelanger Walter-Fürst-Darsteller, erschossen. Es handelt sich um den Mann, der nach Major Leonhards Tod gerufen haben soll: «Das war Teils Geschoss!» Zivilcourage oder Wichtigtuererei? Jedenfalls hätte sich der alte Herr sagen müssen, dass er mit solchen Aktionen nichts ändern kann. Dass man ihn nicht am Tatort selbst niederknallte, sondern erst jetzt hinrichtete, lässt darauf schliessen, dass man in ihm einen Komplizen des Täters sah und ihm auf der Folter den Namen abpressen wollte. Anscheinend erfolglos, denn an der «Gotthardfront» herrscht tödliche Ruhe. Wenigstens in Presse und Rundfunk.

30. Juni 1942

Ich habe schon wieder einmal vor einem Aushebungsoffizier zu erscheinen. Diese Leute zeigen in allen Armeen der Welt frappante Übereinstimmungen. Indem sie dich zwingen, vor ihnen die Hosen herunterzulassen, verstehen sie, dir den letzten Rest menschlicher Würde zu rauben. Anscheinend hat sich trotz relativen materiellen Wohlergehens meine Begeisterung, für Führer und Vaterland zu sterben, noch nicht gesteigert. Mir gefällt der Ton nicht, der den verbalen Umgang von Gemeinen und Offizieren miteinander prägt. Ich muss mich sogleich nach einem nützlichen Dokument umsehen, das die Herrschaften zu überzeugen vermag, dass ich an der Heimatfront nützlicher als in Russland oder Afrika sein kann.

13. Juli 1942

Ich glaube, ich hab's: Es werden junge Akademiker und Studenten für «Ostland» gesucht, die die dortige slawische, kaschubi-

sche oder baltische Bevölkerung «eindeutschen» helfen, soweit sie nicht umgesiedelt wurde. Ich werde mich melden. Hoffentlich reichts noch vor der Aushebung.

1. August 1942

Das Anmeldeformular kam genau im richtigen Augenblick. Ich habe es gleich ausgefüllt zurückgeschickt und in der Rubrik «Fremdsprachen» geschrieben: französisch und englisch. Es heisst doch, die Polen seien die Franzosen des Ostens. Dass ich auch russisch kann, verschweige ich lieber.

In früheren Jahren pflegte ich an diesem Tage und um diese Zeit den «Augustfunken» auf der Berneggerhöhe aufzuschichten. Damit wird es wohl für alle Zeiten vorbei sein. Dafür war heute Aushebung. Es wurde grosser Wert auf körperliche Belastbarkeit gelegt: laufen, springen und klettern. Ich bin auch diesmal wieder wehrdienst-untauglich geschrieben. Es hätte mein Ost-Einsatz-Papier gar nicht gebraucht. Ich habe es dem Stabsarzt trotzdem gezeigt, sozusagen, um meinen guten Willen zu beweisen. Der Hauptmann überflog den Wisch und grinste: «Na also, Lehrdienst statt Wehrdienst. Muss ooch sinn. Aber wat wollnse denn mit Französisch bei den Polacken? – Wenn schon – denn schon, wenn Se schon Lehrkörper spielen wolln, melden Sie sich für Burgund oder Lothringen. Die können zwar französisch, aber noch keen Deutsch.»

13. August 1942

Krieg kann manchmal sogar seine positiven Seiten haben. Jetzt haben sie anlässlich der grossen Reichs-Eisensammlung das hässliche alte Gitter zwischen unseren Vorgärtchen und der Strasse abgesägt. Frau Professor schrie zwar Zeter-Mordio und verlangte einen Holzzaun als Ersatz, aber die Sammelkolonne zeigte kein Musikgehör.

Ich weiss, ich bin wieder einmal zynisch. Ich meine, wegen Krieg

und positiven Seiten. Aber das lässt sich je länger je weniger vermeiden. Ich bin mir natürlich bewusst, dass aus Gartenzäunen Panzerfäuste werden können, die irgendeinmal dich oder mich oder unsere Hausmeisterin töten können, wenn es keinen militärischen Feind mehr gibt. Aber was soils? Nützt es etwas, zu jammern oder gar zu protestieren und mit Gewalt zu verhindern zu suchen, was keiner mehr verhindern kann?

30. August 1942

Auch Luxemburg, einen Monat länger «befreit» als wir, kommt nicht mehr drum herum. Es wurde heute ins Grossdeutsche Reich eingegliedert und bildet zusammen mit dem bisherigen Gau Koblenz-Trier den neuen «Reichsgau Moselland». Hitler hat also 300 Jahre nach dem länderhungrigen König Ludwig von Frankreich und seinem Vorrücken zur Rheinlinie seinerseits die Reichsgrenze wieder dort gezogen, wo sie jahrhundertlang gewesen war: an Mosel und Maas. Dass damit rassefremde Fremdsprachige einverleibt werden, kümmert die Reichsregierung anscheinend wenig, denn in den neuen Reichsgauen Lothringen (Hauptstadt Nanzig, ehemals Nancy) und Burgund (Hauptstadt Genf) spricht kaum einer freiwillig deutsch, und auch in Wesel (Vesoul), Bisanz (Besançon) und Mömpelgard nicht, obschon letzteres bis Napoleon gut württembergisch war.

Das soll jetzt, wie gesagt, alles anders werden. Es gibt nur noch deutsche Schulen, deutsche Gerichte und deutsche Kanzeln. Von allem Gedruckten ganz zu schweigen. Ich habe auf mein Gesuch noch keine Antwort, laufe also Gefahr, doch noch zu ernsteren Aufgaben herangezogen zu werden.

13. September 1942

Bisher schwerster Luftangriff auf Winterthur und Baden. Die Zivilbevölkerung hat schwerere Verluste erlitten, als der Rundfunk zugeben will.

Weiss denn dieser Churchill nicht, dass wir keine Österreicher sind? Dass wir Hitler nicht mit «Sieg Heil!» und «ein Volk, ein Reich, ein Führer!» empfangen haben? Wir hätten uns doch wehren wollen, nur hat es leider nicht so geklappt, wie es hätte klappen sollen. Was können wir dafür, dass unsere Grenzbefestigung im Jura sträflich vernachlässigt wurde, weil unser General fest davon überzeugt war, die Franzosen würden uns nicht angreifen? Womit er übrigens sogar Recht behielt: sie haben uns tatsächlich nicht angegriffen.

16. September 1942

Schon wieder Luftangriffe, diesmal aber in einer Gegend, wo sie niemand vermutet hätte: Im Raume Thun, Spiez, Kandersteg und ennetbirgisch das Lötschental. Warum?

17. September 1942

Bahn und Strassen sind im Berner Oberland unpassierbar geworden. Also doch! Der Raid galt ganz eindeutig der letzten noch funktionierenden Alpentransversale im Westen des Reiches nach dem anscheinend totalen Ausfall der Gotthard-Route.

30. Oktober 1942

Mein schöner Plan mit dem Lehreinsatz im früheren Welschland ging in die Hosen. Sie haben mich doch noch ausgezogen, und zwar zu einer Nachrichtenabteilung des Afrika-Korps. Unsere Marschroute: Genf – Lyon – Marseille. Also doch!

Grund für meine neue Einteilung: Ich Pechvogel habe Blutgruppe Null, bin also scheint's hitzeresistent.

*

Ziemlich genau ein halbes Jahr lang, nämlich zwischen Oktober 1942 und April 1943, scheint Joseph Andermann nicht eine einzige Zeile ge-

schrieben zu haben. Wenigstens konnte ich weder in dieser Zeit noch auch später nach seinem Tode irgendwelche Aufzeichnungen von ihm finden.

Zuerst hoffte ich auf eine Besserung seines Zustandes, dass er vielleicht gar den Weg ins tatsächliche Zeitgeschehen wiederzufinden im Begriffe sei. Dem war aber leider nicht so. Er verharrte weiterhin in seinem lethargischen Zustand ständiger Geistesabwesenheit, sass stundenlang fast bewegungslos in seinem Sessel, das heisst, es ging lediglich in seinem Gesichtsausdruck etwas vor. Bald war es Wut, bald Verzweiflung, bald aber auch (selten genug) ein Lächeln oder hämisches Grinsen. Er ging früher als sonst zu Bett und war weniger ansprechbar denn je.

Höchstens während den Mahlzeiten, die wir wie immer gemeinsam auf seinem Zimmer einnahmen, spürte ich manchmal, wie sich zwischen seiner und unserer Welt eine Art Brücke zu bilden schien. Keine solide Steinbrücke, eher ein schmaler schwankender Steg wie aus Spinnweb. Ich musste an die primitiven Hängebrücken südamerikanischer Indios über die schwindelerregenden Abgründe in den Anden denken. In solchen Augenblicken konnte er mich plötzlich anstarren und etwa sagen: «Was ist, Paul, warum siehst du mich so an, als ob ich ein Wesen von einer anderen Welt sei?»

«Nun, bist du das etwa nicht?» konnte ich dann etwa scherzen, «deine Welt ist nicht die meine. Gottseidank nicht, denn diese deine Welt, die ich ja nur aus deinen Tagebüchern kenne, kann keine sehr schöne Welt sein.»

«Du wunderst dich, dass ich nicht mehr schreibe», sagte er eines Tages unvermittelt, «ich kann es nicht. Ich darf es nicht. Und ausserdem hätte ich gar keine Zeit und keine Gelegenheit dazu. Wir sind im Krieg, versteht du? – Und wenn ich doch etwas schriebe», hier kräuselten sich

seine Lippen zum Versuch eines Lächelns, während seine Augen wieder unverwandt ins Leere starrten, «wenn ich doch etwas schriebe, käme es niemals aus dieser gottverdammten Wüste hinaus. Dafür sorgen nicht nur die Engländer. «Wer denn noch? Rommel?»

«Kann sein. Oder wenigstens die Feldgendarmarie!»

«Und wo seid ihr jetzt?»

Langes Schweigen, dann: «Es ist so heiss hier, hast du nichts zu trinken?»

«Da steht dein Tee wie immer. Trink, soviel du magst. «Andermann fasste zielsicher sein Glas und trank. «Tee! Tee! Man wird mich zuletzt für einen Engländer halten.»

Wieder dieses angedeutete Grinsen. «Und erschiessen. Sie sind uns nämlich ziemlich nahe auf den Fersen.» «Wo?»

Keine Antwort. Dann erhob er sich, ging zum Fenster und liess die Jalousie herunter. «Unerträglich heiss!», sagte er noch, dann brach der Kontakt ab. Den ganzen Abend und den ganzen Tag danach.

Am 28. März (ich habe mir das Datum genau gemerkt!) hörten wir in Andermanns Zimmer einen schrillen Schrei. Dr. Jung, einer unserer Assistenzärzte, und ich stürzten ins Zimmer und fanden unseren Patienten wimmernd am Boden liegen. Sein rechtes Knie presste er mit beiden Händen an den Leib. Auf unsere Frage, was denn passiert sei, konnte Andermann nur immer wieder stöhnen: «Mein Bein! Es hat mich erwischt!»

Wir versuchten in hochzunehmen, aber Andermann war ausserstande, sich auf den Füüssen zu halten, so dass wir ihn im Hinfallen auffangen und in sein Bett tragen mussten. Dr. Jung entblöste das Knie, das offensichtlich stark angeschwollen war. Blut war keines zu sehen, und auch sonst wies nichts auf eine Verletzung von aussen hin.

«Er wird gestolpert sein und sich beim Hinfallen eine Bänderzerrung

zugezogen haben, weiter nichts Schlimmes. Machen Sie ihm kalte Kompressen und lassen Sie ihn vorläufig im Bett.» Er tastete nochmals das Gelenk ab. Andermann unterdrückte nur mühsam einen Schmerzensschrei. «Vielleicht der Meniskus. Ich bin Psychiater, nicht Orthopäde. Ich werde einen Mediziner holen, wenn sich die Sache nicht von selber gibt.»

«An einen Meniskus kann ich nicht so recht glauben, Herr Doktor», sagte ich. «Andermann lag doch auf dem Rücken, er kann nicht aufs Knie gefallen sein.»

«Meniskusverletzungen können auch durch bruske Drehbewegungen entstehen, soviel verstehe ich noch von der Allgemeinmedizin.»

In der kommenden Nacht begann Andermann zu fiebern, sein Knie schwell an und verfärbte sich. Der Ortsarzt untersuchte ihn und nahm ihn schliesslich zum Röntgen in seine Praxis mit. Befund negativ, die Knochen waren in Ordnung, ebenso die Knorpelscheibe. Aber das Knie blieb gerötet und geschwollen, an ein Beugen des Beines war nicht mehr zu denken. Auch vierzehn Tage später, als die Geschwulst abgeklungen war, blieb das Bein steif und erlangte seine Gelenkigkeit nie wieder. Es zeigte sich aber am rechten Oberschenkel, unmittelbar über dem Knie eine kleine trichterförmige Delle, die sich nach weiteren drei Tagen sogar mit Blut füllte.

«Sonderbar», meinte Dr. Rüfenach, den wir wieder beizogen, «man möchte fast von einem Einschuss sprechen. Aber den hätte ich doch schon beim ersten Mal diagnostizieren müssen. Dr. Jung und ich bestätigten, selbst auch nichts Derartiges bemerkt zu haben und eine nachträgliche Selbstverletzung durch eine Schere oder ein Messer für ausgeschlossen zu halten.

Während der ganzen Zeit lag Joseph Andermann fast immer apathisch da. Wenn er sich regte, war es nur, um Unmengen kalten Lindenblütentees zu trinken. Ich versuchte mehrere Male, ihn anzusprechen, ihn

zu fragen, wie das passiert sei. Die Antwort – wenn überhaupt eine Antwort kam – war stereotyp die gleiche: «Mein Bein! Es hat mich erwischt!»

Meine Vermutung, er könnte sich in seiner Parallelwelt eine Kriegsverletzung zugezogen haben, bestätigte sich völlig überraschend am 12. April, als mir Joseph Andermann beim Frühstück wortlos ein Blatt Papier über den Tisch schob. Es war nach langer Unterbrechung endlich wieder einmal ein Tagebucheintrag.

gez. G. Winkler

*

11. April 1943

An Bord der MS «Laupen» unterwegs Richtung Genua. Hoffentlich, denn die Aktivität des Feindes in der Luft nimmt täglich zu. Ich habe mit meiner Verwundung vor Sfax grosses Schwein gehabt. So etwas nennt man hier einen «Heimatschuss».

Erst sah es ziemlich schlimm aus, besonders als ich von Freund und Feind unbemerkt hinter den englischen Linien zurückgeblieben war. Mein Knie ist total zertrümmert, und ich rechnete schon fest mit einer Amputation. Jetzt, wo die britische MG-Kugel doch noch aus dem Knochensplitterbrei herausgefischt werden konnte, weiss ich, dass das Bein ganz bleiben darf, dass ich aber zeitlebens ein wirklicher Staatskrüppel bleiben werde. Denn Leute mit einem steifen Bein schickt man auch im Dritten Reich nicht mehr an die Front.

Sogar das EK II. Klasse haben sie mir verliehen. Warum, weiss ich selbst nicht. Ich habe nichts Besonderes getan. Ich habe zwei Tage und drei Nächte mit meinem kaputten Bein in einem Sandloch ausgeharrt und darauf gewartet, dass unsere Truppen wieder einmal zum Gegenstoss antreten würden. Es braucht ja nicht wieder gleich bis El Alamein zu sein! Zum Zeitvertreib habe ich mit

dem Rest meiner Munition auf streunende Hunde oder Schakale geschossen, die mich bereits für ein Aas hielten. Ein Wüstenfuchs wäre mir allerdings lieber gewesen. Durch meine Schüsse aufmerksam gemacht, hat mich schliesslich eine Sanitätskolonne (gottlob war es eine der unseren) zusammengelesen und nach Sfax ins Lazarettzelt gebracht, das, deutlich mit riesigen roten Kreuzen markiert, zwischen der Hafenmole und der mittelalterlichen Stadtmauer steht.

Andere mögen sich über den Karbolgeruch beklagen, ich fand den süsslichen Gestank der Phosphatfässer am Pier viel unangenehmer. Das Zeug kriecht durch alle Ritzen, frisst sich in die Bettlaken und verdirbt das Lazarettessen, das an und für sich nicht einmal so schlecht gewesen wäre. Bloss das ewige Hammelfleisch in Dosen, eine Beute von Benghazi, also darauf könnte ich glatt verzichten.

Nun, das wird wohl schon in den nächsten Tagen nicht mehr das Problem des Afrikakorps sein, sondern eher der 8. britischen Armee, die möglicherweise jetzt schon unseren tunesischen Brückenkopf aufrollt.

Die «Laupen» ist übrigens ein kleiner Frachter einer Schweizer Reederei, nicht grösser als ein Bodenseedampfer, der schon seit zehn Jahren im Mittelmeer herumrutscht, und der jetzt natürlich unter italienischer Flagge fährt. Auch die Besatzung besteht aus lauter Italienern. Die fahren anscheinend noch recht gern auf einem Kahn, der auf seinem weissgescheuerten Deck ein rotes Kreuz trägt. Leider ist es aus der Luft kaum erkennbar, denn die «Laupen» ist hoffnungslos überfrachtet, wir liegen, sitzen und stehen auch hier oben herum. Aber wenn uns ein U-Boot ins Visier bekommt, gebe ich keinen Pfennig für Schiff, Passagiere und Mannschaft mehr. Bei starkem Seegang krängt und schlingert die alte Dame fürchterlich, und dann wird der Gestank so schlimm, dass ich mich zu den Naphtafässern von Sfax zurücksehne.

15. April 1943

Wir sind auf der Heimreise. Allerdings nicht wie vorgesehen direkt über Genua – Mailand, sondern über Marseille – Genf. Ich kann mir schon denken, warum. Mein Bettnachbar, MG-Schütze Tschannen, der bei der Räumung der Insel Djerba einen Lungenschuss erwischte, will wissen, dass wir in ein Genesungslazarett auf dem Bürgenstock kommen sollen. Er ist sehr nett, macht mit pfeifendem Atem Witze und stammt aus einer Fabrikantenfamilie, die Kugellager produziert.

1. Mai 1943

Wer irgendwie kriechen oder humpeln kann, ist zur Maifeier auf dem Felsplateau hinter dem Wehrmacht-Genesungsheim kommandiert. Muss früher ein feudales Hotel gewesen sein, heute spürt man kaum noch etwas davon. Ich kann zwar wieder ein bisschen herumhoppeln, aber längere Zeit Habtacht-Stehen und Männchen machen, dazu reicht es noch nicht. Deshalb darf ich nach dem Appell wieder in die Krankenstube zurück.

Ich habe wieder zu schreiben begonnen, werde mich aber auch hinterher an die Schweigepflicht gebunden fühlen und mich über meine Frontzeit nicht äussern. Das Positive stand überdies schon in den Wehrmachtsberichten, und über das Negative schweigt man besser.

Auch zum Lesen habe ich jetzt Zeit und bin einer der fleissigsten Besucher der Hausbibliothek. Aber da ist eben alles weltanschaulich ausgerichtet. Belletristik oder gar Krimis gibt es hier nicht, dafür umso reichlicher Politisches von Houston Stewart Chamberlain, der sozusagen die Arier «erfunden» hat, bis hin zu Nadler, Epp und natürlich Rosenberg. Dieser scheint mir so ziemlich der einzige Paladin Hitlers zu sein, der über die deutschen Reichs- und Volksgrenzen hinauszudenken vermag. Im Augenblick lese ich, nachdem ich mich durch den «Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts» hindurchgebissen habe, eine weniger be-

kannte, frühe Publikation von ihm: «Burgund, der verlorene Stamm der Germanen». Hochinteressant, besonders für uns Schweizer. Da wird die Wanderung dieses Volkes von seiner Urheimat Bornholm an den Rhein beschrieben, dann natürlich die lange Sesshaftigkeit in und um Worms, über die Nibelungensage und den Zusammenstoss mit Attila und seinen hunnischen Untermenschen, und schliesslich die Zeit, da die Burgunden aus ihren mittelrheinischen Wohnsitzen vertrieben und vom römischen Feldherrn Aetius in der Freigrafschaft und vor allem in der stark entvölkerten Waadt, in Genf und im Unterwallis angesiedelt wurden. Das sei im Jahre 443 gewesen, schreibt Rosenberg, und die Burgunder seien hinfort über viele Jahrhunderte hinweg treue Wächer der Südwestflanke des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewesen, obschon ihnen von ihrem Gastvolk, den romanisierten Helvetiern, die welsche Sprache aufgezwungen worden sei. «Und heute noch», schwärmt Rosenberg, «kann man an den Ufern des Genfer Sees und in den Rebbergen des sonnigen Burgunderlandes blondhaarige, langschädliche und blauäugige Menschen antreffen, die ihre arische Herkunft bewahrt haben. Ein Jammer, dass dieses tapfere Burgundervolk selbst nichts mehr von seiner germanischen Herkunft weiss, sondern welsch spricht und wohl auch welsch denkt.»

Ich blättere an den Anfang zurück. 1934 ist das Erscheinungsjahr. Damals wurde Rosenberg Beauftragter des Führers für die Überwachung und weltanschauliche Erziehung. Heute hört man weniger von ihm, es heisst, er habe sich in Fragen der Ostpolitik mit dem Führer überworfen.

10. Mai 1943

Die Sache lässt mir keine Ruhe. Schon die Jahreszahl! 443. Das sind heuer genau anderthalb Jahrtausende her. Ich bin sicher: Herrschte nicht Krieg – hier müsste ein grossartiges Jubiläum gefeiert werden.

Zufällig kam ausgerechnet heute auch Bescheid von der Reichs-Planungsstelle. Man habe meine Bewerbung als Eindeutschlehrer in den neuen Südwestgauen geprüft und biete mich zu einem Schulungskurs auf der Ordensburg Sonthofen auf, der am 1. September beginne.

Endlich eine dankbare Aufgabe. Ich könnte mit der Entwicklung meines Schicksals zufrieden sein. Bloss der Begriff «eindeutschen», der passt mir ganz und gar nicht. Man kann einen Frankophonen seit Generationen doch nicht einfach so mir nichts dir nichts «eindeutschen»! Das klingt wie «einmachen», oder wie man in der Schriftsprache sagt: «einwecken»! Beim Einmachen werden gesunde, kräftige und farbenfrohe Früchte in die Pfanne gehauen, zu Mus zerkocht und dann, wenn ihnen keiner mehr ansieht, wie sie ursprünglich einmal gewesen sein mögen, randvoll und in genau abgemessenen Portionen abgefüllt – da friss! Die Romands hüben und drüben des Juras sind aber keine Pflaumen und Erdbeeren, die man zu sauer findet und deshalb so lange zukert und abkocht, bis sie dem Verzehrer schmackhaft genug sind!

11. Mai 1943

Habe meine Überlegungen heute nachmittag Tschannen mitgeteilt. Er hat eine welsche Grossmutter aus Apples sur Morges und gibt mir recht: So geht das nicht. Natürlich sind wir für ein machtvolles Reich wie zu Stauerzeiten. Aber ein vielfältiges, kein gleichgeschaltetes. Ein erster Anfang ist ja schon gemacht: Prag, die alte deutsche Kaiserstadt, ist wieder im Begriff, Mittelpunkt europäischen Geisteslebens zu werden. So dürfen auch Strassburg, Metz, Nanzig (früher Nancy), Bisanz und Genf nicht zurückstehen. Aber so etwas entwickelt sich doch nicht in ein paar Monaten, nicht einmal in Jahren. Dazu sind Generationen gefordert. Deutsch sollte in Burgund und Lothringen zunächst erste, obligatorische Unterrichtssprache werden, dann irgendeinmal zweite und schliesslich erste Umgangssprache.

Amtssprache meinetwegen schon etwas früher, aber auch nicht unter Zwang.

«Die Deutschen geniessen dort drüben ohnehin nicht den besten Ruf', meinte Alfred, «und mit einer forcierten Eindeutschung machen wir sie nur wieder zu unseren Todfeinden. Man müsste ihnen auf ihrer Ebene entgegenkommen: Nonchalance, Esprit und vor allem mit Wein, viel Burgunderwein.»

«Wer?» fragte ich grinsend, «wer sollte ihnen damit entgegenkommen? Die Deutschen?»

«Du zum Beispiel, wenn du jetzt zum Eingliederungsfachmann ausgebildet wirst.»

«Ich fürchte, das wird schwer halten, mit Zack-Zack ist da nichts zu wollen. Aber vielleicht finde ich in Sonthofen Kameraden mit Verständnis. Wer weiss.»

23. Juli 1943

Wir haben bei einem Schoppen Münchner Bier Abschied genommen, Fredi Tschannen und ich. Ich werde morgen entlassen, er muss sich noch weiter in der Bergluft auskurieren. Wir wünschten uns gegenseitig alles Gute und versprachen, uns gegenseitig beizustehen, wenn Not am Mann ist. Das sagt sich alles so leicht, aber wie lange hält es an?

*

An dieser Stelle muss ich von einem Gespräch berichten, das ich am Tag nach dem Ableben Joseph Andermanns mit unserem Herrn Seitz hatte, dem Buchhalter der «Tannegg».

«Wie ist das nun eigentlich mit den Kosten, die durch den Tod Andermanns entstehen. Sarg, Blumen, Bestattungsamt undsoweiter?»

«Alles in bester Ordnung, machen Sie sich keine Sorgen. Es liegt noch

ein ganz anständiger Betrag auf seinem Konto. «Konto? Andermann hatte ein Konto?»

«Was glauben denn Sie? Die Sanatoriumsleitung hätte ihn sonst wohl kaum zehn Jahre lang durchgefüttert, und das in einem Einzelzimmer. Und Sie, lieber Winkler, mussten ja schliesslich auch dafür bezahlt werden, dass Sie sozusagen Tag und Nacht für ihn da waren.»

«Merkwürdig. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Wer hat denn das alles bezahlt?»

«Es kam jeden Monat ein Check.»

«Von wem? Seine Eltern sind doch gestorben und waren, wenn ich mich nicht irre, nicht gerade auf Rosen gebettet. Die Kasse? Das Militärdepartement?»

«Sie glauben auch noch an den Storch. Die zahlen seit sieben Jahren keinen Rappen mehr.»

«Pfennig!»

«Wie bitte?»

«Verzeihung. Nicht, ist mir nur so herausgerutscht.»

«Komisch! Sie haben recht. Der Unterstützer zahlte tatsächlich in Mark und Pfennig ein. Das heisst, seine Original-Checks lauteten auf deutsche Währung.»

«Und der Name des Absenders?»

*«Warten Sie – ja, da haben wirs. Ein gewisser Herr Alfred Tschannen.»
sig. G. Winkler*

*

1. August 1943

Bis heute durften wir doch wenigstens noch so tun, als existiere die Eidgenossenschaft weiter. Wir haben vorletztes und auch noch letztes Jahr unsere Höhenfeuer und Lampions und Knallfrösche gehabt (Raketen waren bereits verboten) und haben unsere Häuser mit unseren Kantonsfahnen beflaggt und Lieder ge-

sungen, die unserem Volkstum entsprechen. Etwa: «Niene geihts so schön u luschtig», oder «Vo Lozäm gäge Wäggis zue» oder «Myn Vatter escht en Appezöller». Verboten waren nur Nationalhymne und Schweizerfahne. Das heisst: die alte offizielle Fahne mit dem kurzschenkligen Kreuz ist verboten, das langschenklige weisse Kreuz im Roten Feld, wie es seinerzeit von der «Nationalen Front» geführt wurde, wird geduldet. Man darf aber nicht mehr vom «Schweizerkreuz» reden, das ist jetzt das «Sempacher Kreuz». Warum nicht gleich «Kreuz von Marignano»?

6. August 1943

Erst gestern habe ich von meinem väterlichen Freund Steinfurth erfahren, dass sich während meiner Abwesenheit im Appenzellerland eine Art Protestkundgebung abgespielt hat, die wohl ihresgleichen sucht. Obschon die Landsgemeinde wie alle übrigen demokratischen Institutionen vom Parlament bis hinunter zu den Gemeindeversammlungen schon lange abgeschafft ist, pilgerten am sogenannten «Landsgemeindesonntag» im April gegen tausend Appenzeller im Sonntags-»Häs» und mit umgeschnalltem Säbel nach Hundwil, um dort auf dem traditionellen Landsgemeindeplatz feierlich, friedlich, aber entschieden gegen das Führerprinzip zu protestieren. Aber noch ehe einer der Teilnehmer das Wort ergreifen konnte, umzingelten SA-Leute den Platz und forderten die Appenzeller auf, auseinanderzugehen. Da kein nennenswerter Widerstand geleistet wurde (ein einziger, ein gewisser Alder, zog seinen Säbel und verwundete drei SA-Männer, ehe er überwältigt wurde), konnten rund 850 Demonstranten, vorwiegend einfache Bauern, nach kurzem Handgemenge festgenommen werden.

Es ist nur der Fürsprache unseres neuen Gauleiters Beisswächter zu verdanken, dass die Rebellen nur wegen unerlaubter Zusammenrottung und Waffentragens gebüsst und nach drei Tagen auf

Zusehen wieder freigelassen wurden. In einer Audienz bei Reichspropagandaminister Goebbels konnte Beisswächter geltend machen, dass die Beschuldigten lediglich einem uralten germanischen Brauch gehuldigt hätten, ja, dass dieser alte Brauch nur noch auf dem Gebiet der Deutschschweiz fortlebe und deshalb in der einen oder anderen Form vom Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda gefördert werden sollte.

Gestern nun, wie gesagt, kam eine Verlautbarung heraus, nach der die Teilnehmer an der «letzten Landsgemeinde» nicht nur straffrei ausgehen, sondern dass der alte Brauch unter dem neuen Namen «Appenzeller Thing» von nun an mit ausdrücklicher Genehmigung des Führers alle zwei Jahre gefeiert werden dürfe. Man denkt an einen Gross-Aufmarsch aller waffenfähigen (aber natürlich nicht waffentragenden!) Bürger, an dem die Anordnungen der Gauleitung vom Volk entgegengenommen und gutgeheissen werden dürfen. Bei dieser Feier könne auch der Ehrendolch des Reiches feierlich verliehen werden, auf dessen Klinge die Worte «Blut und Ehre» eingeritzt sind.

Und so wie beim altgermanischen Thing sollten die Frauen auch fürderhin und für alle Zeiten ausserhalb des Ringes bleiben.

30. August 1943

Morgen reise ich nach Sonthofen, das ja nicht weit von uns im allgäuischen Illertal liegt, um in der Ordensburg an diesem Schulkurs für Eindeutschlehrer teilzunehmen. Es heisst, Reichsleiter Rosenberg werde persönlich anwesend sein und eine Rede über das Thema: «Burgunder und Lothringer, unsere Brüder» halten. Gleichzeitig sollen Pläne zur Durchführung einer Millenarfeier entwickelt werden, an denen wir natürlich massgeblich beteiligt sein werden.

Ich bin von diesem Plan zwar sehr angetan, um nicht zu sagen: begeistert, fürchte aber, dass die deutsche Art der Abwicklung

einer solchen Feier bei diesen neuen Brüdern auf wenig Verständnis oder gar Gegenliebe stossen wird. Das «grosse Antreten» in Hunderten von uniformierten, strammstehenden Kadern im Sinn und Geist der Nürnberger Parteitage wird ihnen ebensowenig behagen wie der durchorganisierte Folklorerummel der Bückeberger Erntefeste. Wir, die wir seit Jahrhunderten mit unseren Romands zusammengelebt haben, verstehen deren Mentalität vielleicht doch ein bisschen besser als ein Preusse oder ein Tiroler.

Der Burgunder ist ein freimütiger, aufrichtiger Mensch mit viel Beharrlichkeit und Festigkeit, um nicht zu sagen: Starrsinn. Sein Witz ist derb und erdnah, Prüderie ist ihm ein ebenso grosser Greuel wie jeder Versuch einer Glorifizierung. Der Burgunder feiert nicht – er festet. Das weiss ich nicht nur aus den Büchern eines Ramuz oder Romain Rolland. Selbst unseren gewesenen General (merkwürdig: Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Ob er überhaupt noch lebt?) habe ich ein paar Wochen vor Kriegsausbruch anlässlich eines Altherrentages seiner Studentenverbindung noch höchst weinselig und sozusagen führungsuntauglich erlebt. Schwamm drüber.

31. August 1943

Auf der schier endlosen Fahrt mit dem Bummelzug ins Allgäu habe ich mir ein paar Gedanken über unsere künftigen Aufgaben gemacht, zu denen auch die Organisation der grossen Burgundfeier gehören soll. Ich werde versuchen, bei günstiger Gelegenheit eine Art Festprogramm «1'500 Jahre Burgundische Westmark» zu entwickeln. Ein Fest mit wenig Ansprachen, dafür Tanz auf der Strasse, Saucissons und viel, viel Wein. Sofern von diesen guten Dingen noch genügend übrig ist. Die Deutschen haben nicht nur uns, sondern auch die Welschen im Lauf der Zeit ziemlich kahlgefressen.

Zwischen Lindau und Oberstaufen stehen wir lange auf offener

Strecke und warten eine Kreuzung ab. Sie kommt endlich: Panzer, Paks und geländegängige Fahrzeuge und Truppen, mindestens ein Regiment. Es sind Gebirgsjäger. Ich kenne sie an der Mütze. Es sieht aus, als ob sie zu einem Einsatz gebracht würden. Aber wohin um alles in der Welt? Hinter Lindau und ennet dem See fangen die Berge an, unsere Berge. Was soll ein «Kaiserjäger»-Regiment in unserem befriedeten Hochrheingau? Sollte am Ende doch noch ...? Mehr als drei Jahre danach?? Kaum wahrscheinlich. Aber nicht unmöglich. Dazu würden auch die merkwürdigen «Rosinenbomber» passen, alliierte Fracht-Grossflugzeuge, die zu Kriegszwecken höchst ungeeignet, weil viel zu plump sind, alte Kästen vom Typ «Herkules», die bisher nur dank massiven Jägerschutzes nicht heruntergeholt werden konnten. Frachtflugzeuge, die schon eine Stunde später wieder auf dem Rückflug waren, Richtung Nordwest diesmal. Also vermutlich Versorgung aus der Luft! Für wen? Wenn man nur Genaueres wüsste!

«Nächster Halt Immenstadt! Umsteigen nach Sonthofen, Obersdorf!»

2. September 1943

Die gestrige Eröffnung unseres Ausbildungskurses war eher enttäuschend. Reichsleiter Rosenberg ist nicht persönlich erschienen, sondern hat sich durch einen seiner Staatssekretäre vertreten lassen, einen gewissen Obergruppenführer Steguweit, einen Ostpreussen, von dem ich nicht weiss, welche besonderen Beziehungen er zu unserem Schulungsthema haben könnte. Der Mann wäre doch im «Generalgouvernement» weit eher am Platze als bei uns. Dort muss ja auch eingedeutscht werden!

Seine Ansprache war denn auch dementsprechend, voller historischer Fehler (die Burgunder sind nicht, wie er behauptet, vor den bösen Hunnen in die liebevollen Bruderarme des Aetius geflohen, sondern Aetius hat die Hunnen dazu benutzt, die Burgunder

zu schlagen und dann den kläglichen Rest sozusagen abgesehen im heutigen Burgund und in der Waadt zwangsangesiedelt!), aber auch voller plumper Deutschtümeleien, die am Thema glatt vorbeiziele, da es damals ein gemeinsames Deutschtum ja noch gar nicht gab. Im Gegenteil: In keiner römischen Provinz waren die einzelnen Stämme eines Volkes so arg unter sich zerstritten wie bei den Germanen. So konnte es auch kein einheitliches deutsches Denken und Empfinden geben. Es gab noch nicht einmal den Begriff «deutsch» in unserem Sinne, der setzte sich erst 300 Jahre später durch.

So ist beispielsweise ein Satz Steguweits, den ich mir wörtlich gemerkt habe, völliger Unsinn: «Unsere Aufgabe wird es nun sein, unseren deutschen Brüdern, unseren Volksgenossen, die vergessen haben, dass sie Deutsche sind, ihr Deutschtum wieder-zuschenken.»

Steinfurth hat recht: Man kann das Wort «deutsch» nie oft genug an den Mann bringen!

Aber es scheint, dass den Deutschen aller Zeiten das Gespür für die Grenzen ihres Charmes abgegangen ist. Sonst wäre die allgemeine Enttäuschung im Altreich über unseren Mangel an Begeisterung anlässlich unserer «Heimholung ins Reich» nicht so gross gewesen. Und dabei haben wir doch, sagen sie, dieselbe Sprache! Schriftsprache ja, Umgangssprache nein, die wird schon in Frankfurt und in Innsbruck nicht mehr verstanden.

7. September 1943

Mein Exposé über die burgundische Rückgliederung kommt nicht so richtig voran. Wir werden kräftig «geschult». Ich möchte eher sagen: indoktriniert. Und wenn wir einmal nicht die Schulbank drücken, stehen Geländelauf, Wehrsport oder Kameradschaftsabend auf dem Programm. Bei den beiden ersten Disziplinen muss ich wenigstens nicht mit meinem kaputten Bein mit-humpeln. Man ernennt mich je nachdem zum Postenchef, Ver-

pflegungsbeauftragten oder Schiedsrichter. Um die Kameradschaftsabende kann ich mich kaum drücken. Ich will es im Grunde auch gar nicht, denn ich habe eine neue Ader in mir entdeckt: Ich werde zu einer Art «Truppenbetreuung» abkommandiert. Ich muss auf die Bühne und dort Witze reissen und Sprüche klopfen. Sogar zum Singen haben sie mich einmal gezwungen. Nie wieder.

8. September 1943

Man hat uns eine Uniform verpasst. So Zwischen HJ-Rottenführer und Blockwart. Mit einem am linken Hemdsärmel aufgenähten Wappen. Das Lothringerkreuz für die Kameraden, die einmal im Lothringischen eingesetzt werden sollen, und eine Art Drachentöter mit Minidrachen zu seinen Füßen für uns. Siegfried soll das sein! Was soll der Quatsch? Den hat sich bestimmt dieser Steguweit ausgedacht. Siegfried war, wenn es ihn überhaupt gegeben hat, Niederrheinländer aus Xanthen und kein Burgunder. Ich muss einmal mit unserem Klassenlehrer, Sturmbannführer Métraux darüber sprechen. Der ist ursprünglich Elsässer, seine Eltern wohnen aber bereits seit 1919 in Karlsruhe.

10. September 1943

«Ich weiss, ich weiss, Sie haben ja recht, sagte der Sturmbannführer, Andermann, aber was soll man tun? Die Burgunder haben leider keine einzige historisch wirklich bedeutungsvolle Persönlichkeit hervorgebracht. Die meisten ihrer Könige waren Verräter und Schlappschwänze. Die einzige wirklich heroische Figur wäre Kriemhilde. Aber die hat vermutlich gar nicht Kriemhilde geheissen, sondern Frédégonde, also Fredegunde und war ein höchst ruchloses Weib, das sich den Thron nur durch Ermordung einiger Verwandter sichern konnte. – Dann schon besser Siegfried. Oder wäre Ihnen Hagen lieber? Siegfried kennt man auch in der Westmark schon ein bisschen durch Wagner.»

21. September 1943

Heute wieder einmal grosser Zapfenstreich! Drei Wochen Sont-hofen und Scheidung der Spreu vom Weizen. Merkwürdiger-weise bin ich trotz meiner gelgentlichen Raunzerei beim Weizen. Geblieben sind noch unser 120 vorwiegend Süddeutsche. Übliche Ansprache Steguweit, Absingen einiger Kampflieder der Bewe-gung wie «Märkische Heide, märkischer Sand» und «Wo die Nordseewellen trekken an den Strand», obschon niemand so recht weiss, was die nordischen Schnulzen mit unserer künftigen Auf-gabe zu tun haben sollen.

Und dann die grosse Überraschung: Verleihung des Ehrendol-ches, von dem ich bereits anlässlich des «Appenzeller Thing» be-richtete. Wie komme ich zu dieser Ehre? Weil ich als einziger hier das EK zwo habe? Jedenfalls habe ich mein Millenarfeier-Projekt aufgegeben. Es hat keinen Zweck.

29. November 1943

Morgen geht der Kurs zu Ende. Da wird es natürlich wieder einen feierlichen Appell im Burghof geben. Vorgesehen ist die Ver-leihung der Lehrpatente.

Ob wir unsere Uniformen nun auch ständig tragen müssen? Mich ärgert der dümmlich dreinschauende Drachentöter auf meinem Ärmel. Mich ärgert auch der läppische sogenannte Ehrendolch an meinem Koppel. Das heisst: nicht der Dolch selbst, der kann ganz praktisch sein, wenn ich mir auf einer Wanderung Brot oder Wurst oder Käse herunterschneiden will. Nein, ich finde die Gra-vierung auf der Klinge so unpassend und schwülstig: «Blut und Ehre».

Wessen Blut? – Wessen Ehre? Sollen wir etwa Duelle damit aus-fechten?

Und schon sticht mich der Hafer. «Brot und Chäs» das wäre doch eigentlich eher das Richtige für eine Gravur. Und da ich leider keinen Diamanten besitze, mit dem man gehärteten Stahlritzen

kann, nehme ich mir die blecherne, schwarz lackierte Dolchscheide vor.

So, da steht es nun. Wenn auch etwas unbeholfen, denn zum Ritzen stand mir ja nur das plumpe Dolchmesser zur Verfügung. – «Brot und Käs!» Ich habe das hochdeutsche «K» gewählt, weil es etwas weniger zu ritzen gab. Bin gespannt, ob die Kameraden genug Spass verstehen.

1. Dezember 1943

Sogar ein Burgverlies haben sie beim Neubau der Ordensburg Sonthofen eingeplant. Und ich sitze drin, undiplomiert, in Zivil und nicht wie die anderen nach Hause entlassen. Kursleiter Steguweit hatte nämlich die unglückliche Idee, gestern Uniformen und Zubehör zu inspizieren. Er starrte meine Dolchscheide an, wurde hochrot im Gesicht.

«Was soll das, Mann? Total verrückt geworden??»

Ich versuchte es ihm zu erklären. Praktischer Verwendungszweck, friedliche Nutzung und so. Die angetretenen Kameraden johlten vor Vergnügen.

«Das wird Folgen haben! Sie stehen unter Arrest. Und der Dolch wird beschlagnahmt. Sie werden ihn nie wieder tragen dürfen, ist das klar?»

So könnte ich jetzt also den alten Kinderreim zitieren: «Ich sitze hier und schneide Speck.» Aber womit, wenn sie mir zum Schneiden das Messer weggenommen haben? Und wo sollte man bei diesen Zeiten Speck hemeihen?

Was die wohl mit mir vorhaben? – «Nun, den Kopf wirds wohl nicht gerade kosten», meinte Rottenführer Métraux, der schnell hereinschaute, um sich zu verabschieden. Das war früher eine bloße Redensart, heute kann es schon vorkommen, dass man das mit dem Kopf wörtlich nehmen muss. Aber was habe ich denn schon getan? Ich habe weder den Führer noch das Reich noch

sonst irgendetwas beleidigt. Brot und Käse sind keine Beleidigungen, sondern auch im Reich hochgeschätzte Nahrungsmittel. Besonders, wenn sie etwas knapp sind.

23. Dezember 1943

Mit einem blauen Auge und drei Wochen Verspätung davongekommen. Es scheint tatsächlich die Fürsprache Métraux' gewesen zu sein, die mich vor Schlimmerem bewahrte und bewirkte, dass ich noch vor Weihnachten wieder zu Hause sein konnte. Zu einer Verhandlung kam es nicht, ich wurde einfach aus der Ordensburg hinausgeschmissen, ohne Diplom und im Räuberzivil, einer Pelerrine und einem Beret, das hier ohnehin nicht gern gesehen wird, weil es so französisch aussieht. Das Corpus delicti, die entehrte Dolchscheide, ist wohl in der Buntmetallsammlung untergetaucht, die wieder einmal durchgeführt wird.

24. Dezember 1943

Zu Hause ist zwar alles wohlauf, aber sehr gedrückter Stimmung. Mutter, die sehr religiös ist, versteht nicht, warum der Religionsunterricht an den Schulen verboten worden ist und warum auf den Kirchenbänken unfromm aussehende Männer sitzen und die Predigt mitstenografieren.

Mich berührt das nicht so sehr, weil ich seit der Konfirmation keinen Fuss mehr über eine Kirchenschwelle gesetzt habe. Nur unter dem Christbaum ist noch ein Rest kindlicher Frömmigkeit zurückgeblieben. Und das sollte einem niemand nehmen dürfen.

Ich habe das Gefühl, es werde eine ziemlich freudlose Weihnacht geben.

26. Dezember 1943

Mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Die Stimmung war auf dem Nullpunkt. Aber wenn ich zum Beispiel an Berlin denke, wo sie

jetzt vielleicht unter ihrem zertrümmerten Haus im Bunker kauern und die letzte Kerze anzünden, wird mir ein bisschen leichter ums Herz. So egoistisch kann der Mensch werden!

Wenn ich an gestern denke: Eintopf statt Gans, gedörrte Zwetschgen statt Ananas mit Schlagrahm. Was soll ich da noch mit der Flasche Pommard, die mein Atlantikwall-Schwager zu einem sündhaften Preis in Brest erstanden hat? Wenigstens in einem bin ich mit «meinem» Führer einig: Ich trinke nicht, und das Rauchen werde ich mir im fünften Kriegsjahr auch noch abgewöhnen müssen. Falls wir ein fünftes überhaupt noch erleben. Am ärgsten trifft mich die Rationierung der Schokolade. Obschon diese schon heute nach reinem Feigensurrogat schmeckt.

6. Januar 1944

Ich habe es jetzt sogar schriftlich: Ich bin ausgebootet. Vom Gau-Pressereferenten persönlich. «Wegen destruktiver Haltung dem Reich gegenüber.» Folgt eine entstellte Schilderung der Geschichte mit dem Ehrendolch. Ich hätte eine von Bismarck stammende Parole der HJ in den Schmutz gezogen und mich meinen Kameraden gegenüber mit dieser Tat sogar noch gebrüstet. Und dann abschliessend:

«Da Ihnen offensichtlich die sittliche Reife, die ein Einsatz im Dienste des Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda im Westen erfordern muss, abgeht, hat die Reichs-Pressekammer Sie mit sofortiger Wirkung ausgeschlossen und untersagt Ihnen jede journalistische Tätigkeit. Heil Hitler!» Gezeichnet Böhlmann.

Sehr gut kennt dieser Bölimann seinen Bismarck auch nicht. Der sagte nämlich «Blut und Eisen», nicht «Ehre»!

Was nun? Ausser schreiben und reden habe ich eigentlich nichts praktisch Nutzbares gelernt. Ich verstehe nichts von doppelter

Buchführung und kann nicht einmal einen Nagel ordentlich einschlagen. Ob Gedichte unter «journalistische Tätigkeit» fallen? Versuchen könnte man es ja. Möglichst unpolitisch natürlich.

9. Januar 1944

Ich glaube, ich habe den Rank gefunden. Ich habe das nachstehende Gedicht an die NZZ geschickt:

An die Wortklauber

Ein weisses Blatt ist voll verworr'ner Zeichen, Die man
Buchstaben oder Lettern nennt, Die sich vereinen, grünen
Hecken gleichen, Und die man dann als Wörter wieder-
kennt.

Macht man sich auf, um durch den Zaun zu gucken, So
gähnen plötzlich weite Lucken, Und wer hindurchblickt,
lugt ins Weisse.

Mag sein, dass sich der Sinn verheisse

Nur dem, der stets den Abstand weiss zu wahren Und als
ein Weiser, geistvoll und erfahren, Den Sinn sucht im Zu-
sammenhang.

Selbstverständlich nicht unter meinem Namen, sondern unter dem meines ehemaligen Schulkameraden Anton Winiger. Der ist Sanitärinstallateur und wohnt an der Frohburgstrasse. Natürlich habe ich ihn zuerst fragen müssen. Er hatte nichts dagegen. «Dichtung ist Dichtung», grinste er, «und von Dichtungen verstehe ich wirklich etwas.»

13. Januar 1944

Toni hat es anscheinend ein bisschen zu gut gemeint und meine Verse gleich an zwei Zeitungen geschickt. Ausser an die «Neue Zürcher Zeitung» auch noch an den «Eidgenossen», der sich vom früheren Frontenblättchen zu einer Art lokalem «Völkischen Beobachter» gemausert hat und jetzt täglich mit sechzehn Seiten

herauskommt. Vom «Eidgenossen» kam das Manuskript mit vorgedrucktem Zettel zurück: «Wir bedauern, Ihnen Ihren Beitrag zurückschicken zu müssen, da sich sein Inhalt nicht mit unseren weltanschaulichen Zielen deckt.» – Von der «Neuen Zürcher Zeitung» dagegen kam ein längeres Schreiben des Inhalts, Winigers Gedicht zeige Ansätze zu einem neuen, zeitgemässen Stil und man bitte ihn, Herrn Anton Winiger, baldmöglichst in der literarischen Schriftleitung des Blattes zwecks engerer Zusammenarbeit vorzusprechen.

«Kommt nicht in Frage», entrüstete sich Toni, «wenn ich dort aufkreuze und das Maul aufmache, haben die doch schon in der ersten Minute spitz, welcher Art meine Dichtungen wirklich sind. Geh gefälligst selbst hin und kläre den Mist auf.»

«Das kann ich doch nicht, mit meinem Schreibverbot! Du brauchst ja nicht hinzugehen. Du schreibst einfach, Du fühlst Dich einer so illustren Gesellschaft nicht gewachsen.»

«Was, illustriert auch noch? Lass mich mit dem Zeug in Ruhe.»
Also auch wieder nichts.

25. Januar 1944

Ich liege meinen Eltern noch immer auf der Tasche. Das bisschen Gage am Stadttheater reicht gerade für die Strassenbahn und Zigaretten. Ich muss mich dringend nach etwas Einträglicherem umsehen.

2. Februar 1944

Winiger hat einen zweiten Brief von der NZZ bekommen. Man bedaure einerseits, dass er sich auf die Einladung hin nicht gemeldet habe, hege aber andererseits nach reiflicher Überlegung doch gewisse Zweifel. Herr Brosch, ein neuer Redaktionskollege aus Düsseldorf, Kenner der nationalsozialistischen Aufbau-literatur, stelle vor allem die Überzeugungskraft der beiden Zeilen in Frage:

«Macht man sich auf, um durch den Zaun zu gucken, so gähnen plötzlich weite Lucken»

die nicht nur metrisch und satzbautechnisch nicht ganz in Ordnung seien, sondern auch in ihrem Doppelsinn missverstanden werden könnten, da sie bis an die Grenzen destruktiven Denkens gingen.

So, jetzt weiss ichs. Dabei habe ich mir gar nichts Destruktives beim Schreiben gedacht. Wenigstens nicht vordergründig.

18. Februar 1944

Noch immer nichts Passendes als Existenzbasis in Sicht, obschon Arbeitskräfte seit der «Heimholung» auch bei uns Mangelware sind. Aber eben auf anderen Gebieten, bei der Landwirtschaft etwa oder bei der Schwerindustrie. Aber ehe ich mich an ein Fließband stelle, wurstle ich mich lieber als kleiner Niemand am Theater durch. Vorgestern bekam ich sogar ein kleines Röllchen, einen Kellner. – «Siehst du, schon kommen die tragenden Rollen», grinste Kollege Arndt vom Berufschor und balancierte ein imaginäres Servierbrett. Ich habe sogar einen Satz zu sprechen und bekomme doppelte Gage: drei Franken statt anderthalb. Aber davon kann ich nicht leben, geschweige denn zu Hause etwas beisteuem. Die Theaterkollegen waren übrigens nicht im mindesten beeindruckt, als ich von meiner abverheiten Zeitungskarriere erzählte.

«Ach was, Zeitung! Wer liest denn heute noch Zeitung!» meinten sie. «Radio ist die grosse Zukunft. Da brauchst du nicht auswendig zu lernen!»

21. Februar 1944

Ganz unverhofft, weil ich für einen zur Wehrmacht eingezogenen jungen Kollegen einspringen musste, bin ich zu einer richtigen Rolle gekommen, obschon ich erst seit einer Woche zum alten Mäschler in die Schauspielstunde gehe. Man lässt mich in einer

Durchhalteschnulze «Richthofen» einen abgeschossenen Kampfflieger spielen, der an den Rollstuhl gefesselt ist, was meinem steifen Bein natürlich sehr entgegenkommt. Morgen ist schon Premiere. Habe ganz schön Text büffeln müssen.

22. Februar 1944

Es ist kaum zu glauben. Ich muss in meinem Rollstuhl unerhört eindrucksvoll und erbarmungswürdig gewirkt haben, denn in meiner Garderobe sammeln sich Speckseiten, Würste, Eier, Butter, Eingemachtes, Kartoffeln und ein herrlich duftendes Bauernbrot an. Die gestrige Premiere fiel nämlich auf eine «Vorstellung für das Land». Bauern haben heute Geld und können ins Theater kommen. Und wenn sie so richtig herzlich lachen oder weinen können, sind sie überaus splendid. Für uns zu Hause ist das ein grosser Segen. Jetzt, wo alles rationiert und nicht zu haben ist.

28. Februar 1944

Unser Inspizient Theo ist zwar eine fürchterliche Klatschbase, aber er hat eine wertvolle Eigenschaft: er hört manchmal das Gras wachsen. Als ich gestern neben seinem kleinen Befehlsstand auf meinen Auftritt wartete, erzählte ich ihm von meiner seinerzeitigen Begegnung mit dem Transport des Gebirgsjägerregiments.

«Ach die?», meinte Theo, «darüber ist eine Zeitlang viel gemunkelt worden. Man schickte sie anscheinend zur Heckenschützenbekämpfung ins Gotthardgebiet. Aber man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.»

«Erzähl doch keine Märchen, Mann», sagte Holzer, der den jungen Göring spielen darf. «Du quasselst dich noch um Kopf und Kragen!»

4. März 1944

Ich komme von dem Gedanken nicht mehr los. Vielleicht ist es

wirklich nur Gerücht, vielleicht hat man von einer erfolgreichen Säuberungsaktion einfach kein Aufhebens gemacht. Das würde allerdings schlecht zur tatsächlichen militärischen Lage passen. An der ukrainischen Front haben sich unsere Truppen bereits über den Bug zurückgezogen, um die Front zu begradigen. Und der Bug ist ganz schön weit von der Wolga und Stalingrad entfernt. Da würde doch der leiseste Hauch eines Erfolgs sogleich aufgebläht und hochgespielt.

Nein, ich bin mir sicher: Da oben am Gotthard, da stimmt etwas nicht. Das heisst, wenn man es als Schweizer ansieht, stimmt es eben doch. Aber wie lange noch? Wenn es seinerzeit tatsächlich einigen Einheiten gelungen sein sollte, die Gotthardfestung zu erreichen – wieviel ist dann von dieser Truppe noch übrig? Das sind ja immerhin schon fast vier Jahre her.

Ich kann mit niemandem über meine Spekulationen und geheimen Hoffnungen sprechen, denn das Denunziantentum hat noch nie so üppig geblüht wie gerade hier und heute. Und schon ein harmloser Witz gilt als Zersetzung der Wehrkraft.

5. März 1944

So geht es nicht weiter. Mit der politischen Lage nicht, und mit mir selbst erst recht nicht. Die schönen nahrhaften Zeiten am Theater sind vorbei, seit «Richthofen» aus dem Spielplan verschwunden ist. Schöne Rollen gäbe es zwar für mich immer noch, denn bei uns ist alles an der Front. Aber dazu müsste man vier gesunde Gliedmassen haben. Rollstuhl- und Stockhumpelrollen sind nicht nur rar, sie passen auch nicht ins politische Konzept. Goebbels will strotzende Volkskraft, gepaart mit unermüdlichem Wehrwillen. Ich wüsste so ein Stück. Es handelt von der heldenhaften Verteidigung der Tuilerien durch die Schweizergarde. Aber damit darf ich dem Intendanten nicht kommen, denn «Die Garde» stammt von Werner Johannes Guggenheim, und der sitzt vermutlich in einem Konzentrationslager, wenn er überhaupt noch lebt.

7. März 1944

Es sollen sich geheime Widerstandszentren im ganzen Land gebildet haben. Nicht nur in der Schweiz, auch weit nördlich davon. Sogar in Berlin selbst, munkelt man. Genauer weiss niemand. Und wenn man etwas wüsste, hütete man sich, es zu sagen. Bei uns im Hochrhein-Gau sollen diese Widerstandsnester «Alpkorporationen» heissen. Aber schon so viel zu wissen, ist lebensgefährlich.

23. März 1944

«Jetzt ist es passiert», dachte ich gestern früh, und mein Herz flatterte, obwohl ich mir keiner Konspiration oder so bewusst bin. Zwei Herren in Lederzivil wünschten mich zu sprechen.

«Sie sind Joseph Andermann?»

Ich konnte nur noch nicken.

«Was arbeiten Sie?»

«Ich ... ich bin Schauspielschüler.»

«Das ist kein Beruf. Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?»

«Ich bin ... das heisst: ich war bis vor kurzem Journalist.»

Der Kleinere blätterte in seinem zerfledderten Notizbuch. «Sie sind ja gesperrt, Mann. Also tun Sie überhaupt nichts. Menschenskind, wir sind im Krieg. Da hat jeder sein Bestes zu geben. Und was geben Sie? Nichts.»

«Vormerken als Hilfsarbeiter,» schnarrte der Lange und der Kleine schrieb eifrig. Dann fischte er einen Zettel aus seiner Manteltasche und reichte ihn mir. «Die Bahn befördert Sie kostenlos, wenn Sie das vorweisen. Und pünktlich, wenn ich bitten darf. Heil Hitler!»

Das war ja noch einmal gut gegangen. Ich schämte mich ein bisschen, das Herz gleich in den Hosen gehabt zu haben. Ich habe mir wirklich nichts vorzuwerfen, und ich konnte mir absolut nicht vorstellen, dass die Gestapo so einfach mir nichts, dir nichts, Un-

schuldige festnimmt. Die Justiz im Reich ist zwar als streng, aber doch gerecht bekannt. Der Zettel:

«Firma Dürr und Sohn, Präzisionswaagen, Thun. – Überbringer hat sich Montag, 1. April bei Ihnen als Arbeitsverpflichteter zu melden.» Stempel, Unterschrift unleserlich.

1. April 1944

Ich verstehe von Präzisionswaagen so viel wie die Kuh vom Walzertanzen. Das sagte ich auch gleich bei meinem Antritt bei den Herren Dürr Senior und Junior. Der alte Herr verzog das Gesicht zu einem verkrampften Lächeln: «Wir verstehen genau so wenig davon. Waagen wurden von unserem Vorgänger fabriziert, aber der ist nicht mehr da. Jetzt sind wir da, und wir stellen auch keine Waagen mehr her.» «Was denn sonst?»

«Zubehörteile.»

«Zubehör zu was?»

«Weiss ich nicht, geht mich auch nichts an. Und Sie erst recht nicht, Herr ...äh...» – er warf einen Blick auf eine Liste – «Herr Andermann».

«Rüstung?», wagte ich noch zu fragen.

«In diesen Zeiten ist alles Rüstung, mein Lieber. Wir alle haben unsere Pflicht fürs Vaterland zu tun. Mein Sohn wird Ihnen jetzt Arbeits- und Schlafplatz zuweisen.»

«Ich soll hier wohnen?»

«Sie essen und schlafen im Hause. Wir haben sogar ein kleines Kino.»

«Ja, aber so war das eigentlich ...»

«Sie scheinen vergessen zu haben, dass Sie als Arbeitsverpflichteter hier sind. Auf Wiederschauen, Herr Andermann!» Nun, er hatte wenigstens nicht «Heil Hitler» gesagt. Ich glaube, ich hätte es schlimmer treffen können.

8. April 1944

Ich habe tatsächlich wieder einmal Schwein gehabt. Wir sind zu zweit in einer Dachstube, Walter ist Kunstmaler und hat wie ich Berufsverbot. Er hält es mit Paul Klee, und der ist leider entartet. Das Essen ist anständig, und die Behandlung ist zwar nicht gerade liebevoll, aber doch korrekt. Was mich stört, ist allein unser Interniertenleben und die strikte Order, mit niemandem, auch mit den engsten Mitarbeitern nicht über unsere Arbeit zu sprechen. Allerdings – wenn man es genau nimmt, viel wäre da auch nicht zu sagen. Jeder von uns hat seine ganz bestimmten Handreichungen zu leisten, die zwar scheinbar sehr einfach sind, aber doch äusserste Präzision erfordern. Meine Aufgabe zum Beispiel ist es, Spritzguss-Schwungräder mit einem Durchmesser von 54,755 mm so genau zu zentrieren, dass sie auch bei maximaler Umdrehung keine Spur von Unwucht aufweisen. Es geht also nicht nur um das genaue Bohren des Achszentrums, sondern auch um das Schleifen und Polieren des Radkranzes, bis jeder Millimeter-Sektor genau allen übrigen Millimeter-Sektoren entspricht. Das Ganze könnte Teil eines Präzisions-Kreiselkompasses sein oder irgendeines anderen kardanisch aufgehängten Getriebes.

Aber wozu? – Dass wir hier keine Bonbonautomaten und Wurstmaschinen bauen helfen, ist mir klar. Aber welche Waffe braucht schon einen Kreisel-Stabilisator! Torpedos vielleicht? Oder Kampfflugzeuge? – «Mer wei nid grüble», pflegt der Berner zu sagen. Grübeln kann gefährlich sein. «Mich gehts nichts an, und Sie erst recht nicht», hatte der Boss letzte Woche gemeint.

11. April 1944

Wir arbeiten jetzt Schicht, die zu zentrierenden Schwungräder, alle einzeln in Holzwolle verpackt, stapeln sich auf meiner Werkbank. Augenblicklich habe ich Schicht zwo, also von 8.00 bis 16.00 Uhr durchgehend. Ich kann also heute einmal in unser

Heimkino. Schade, dass Walter heute Schicht drei hat. Ich hätte gerne ein paar Worte mit ihm gewechselt. Weniger über den alten Rühmannfilm, als über die Wochenschau. Da wurde zum ersten Mal die schon lange in Aussicht gestellte und endlich einsatzbereite Wunderwaffe gezeigt, mit der das perfide Albion in die Knie gezwungen werden soll.

Genaueres bekam man leider nicht zu sehen. Nur eine Bunkerstellung irgendwo an der Atlantikküste, dann auf einmal ein Aufheulen und ein Feuerstrahl, der rasch an Höhe gewann und dann verschwand.

Das sind doch Raketen! Riesige Raketen, zehntausendmal grösser und stärker als unsere Knaller an der Bundesfeier. Damit lässt sich ein Geschoss sehr viel weiter befördern als mit Kanonen, und sehr viel rascher als mit einem Bomber. Aber wie findet sie ihr Ziel? Zweifellos ist sie gegen strategisch wichtige Ziele in Gross-London gerichtet. Das sagt übrigens auch der Kommentator. Von Kasernen, Bahnhöfen und Verwaltungsgebäuden ist die Rede.

Ob diese Raketen bemannt sind? Möglich, die Japaner haben ja auch ihre Kamikazeflieger, die beim Einsatz ihr Leben opfern.

Und dann geht mir eine Stallaterne auf! Meine Arbeit! Äusserst präzise Stabilisatoren, die dafür sorgen, dass die Waffe einen einmal vorprogrammierten Kurs genauestens einhält! Wenn nur Walter da wäre! Verbot hin, Verbot her, das müsste einmal zu Boden geredet werden.

1. Mai 1944

«Tag der Arbeit»! Für uns heisst das eine Zusatzschicht. Es gibt nämlich bei uns Trümmer wegzuräumen, denn gestern Nacht hatten wir wieder einmal Besuch von Uncle Sams Donnervögeln. Die hatten es anscheinend ganz eindeutig auf uns abgesehen. Es gab unter uns «Arbeitsverpflichteten» (anderswo würde man wahrscheinlich «Zwangsarbeiter» sagen) drei Opfer, Kameraden,

die die Sirene nicht ernst genug genommen und nicht den Keller aufgesucht hatten.

Die Direktion scheint ihren eigenen Schutzraum zu haben, in kritischen Situationen sieht man die Herren nie in unserer Nähe. Dafür können wir uns die Freiheit erlauben, im Bunker England zu hören. Das Gerät haben wir im Direktionszimmer «entliehen». Niemand kontrolliert uns. Wir sind unter uns. Keiner reklamiert, als Werner Zäch, der junge Lehrer, der die Stirne hatte, seiner Klasse Esperanto beibringen zu wollen, am Knopf drehte, bis das dumpfe «Bumbumbum – bumm» den engen Kellerraum füllt.

Ob Lehrer, Maler, Musiker oder Journalist, wir sind alle «im gleichen Spittel krank», wie der Schweizer sagt, wir haben für die erhabenen Ziele pangermanischen Zukunftstrebens nicht den nötigen Ernst aufgebracht. Jeder von uns mag sich diese Zukunft anders vorstellen. Nur nicht auf eine Weise: nicht so, wie der Führer sich das vorstellt.

«Hier ist England! Hier ist England! Die letzten Meldungen: Heute Vormittag haben erneut sogenannte «V 2» London angegriffen. Nur eine einzige hat indessen ihr vermutliches Ziel wirklich getroffen: Paddington Station ist voraussichtlich für mindestens zwei Tage ausser Betrieb. Andere Marschflugkörper wurden entweder schon auf dem Anflug von unserer Abwehr zerstört oder gingen in dicht besiedelten Wohngebieten nieder. Die Zahl der Opfer ist hoch. Bemerkenswert ist aber, dass etwa ein Viertel dieser fliegenden Bomben plötzlich die Orientierung verloren, ins Taumeln gerieten und abstürzten, zum Teil ohne grösseren Schaden anzurichten!»

Karl, Walter und ich sahen uns nur wortlos an. Jeder wusste, was der andere dachte.

Dann Karl: «Diese Stabilisatoren werden bestimmt auch noch anderswo zusammengebaut», und gab damit schon die Antwort auf unsere bange Frage.

Walter, der Maler, sprach endlich das erlösende Wort: «Wo der Zufall schon verrückt spielt, kann der Mensch ja schliesslich noch ein bisschen nachhelfen.»

«Es würde sich lohnen, einmal etwas darüber nachzudenken, jeder an seinem Platz, versteht sich, sonst ist es organisierte Sabotage. Wir haben uns doch verstanden, meine Herren?»

Wir hatten, und wir waren fest entschlossen, der Londoner Bevölkerung, die jeder von uns vor dem Krieg einmal persönlich kennengelernt hatte, weitere grosse Opfer zu ersparen.

16. Mai 1944

Einer dieser geheimnisvollen alliierten «Rosinenbomber» ist auf dem Rückflug über die Alpen von der deutschen Flak abgeschossen worden und stürzte in den See. Ein Bergungskommando konnte das Wrack, es war ein «Ju 52» aus sechs Meter hochhieven und untersuchen. Es heisst, das Flugzeug sei bis auf die ertrunkene Besatzung völlig leer gewesen.

17. Mai 1944

Und gleich noch einmal ein Bombenangriff. Er galt den ehemaligen eidgenössischen Militärwerkstätten, in denen jetzt Schützenpanzer gebaut werden, und uns. Ganz gezielt uns. Diesmal hat es den Juniorchef erwischt. Er liegt mit schweren Kopfverletzungen im Thuner Spital.

18. Mai 1944

Es heisst, unser Betrieb werde noch weiter in die Alpentäler hinein disloziert. Wir raffen zusammen, was noch brauchbar ist, und packen.

6. Juni 1944

Nun ist sie tatsächlich doch noch gekommen, die Invasion der Alliierten an der Atlantikküste. Noch spricht der Wehrmachtsbericht von tapferer Gegenwehr und gescheiterten Landungen von

Segelflugzeugen. Aber von erfolgreichem Zurückschlagen hört man nichts. Die britisch-amerikanischen Truppen werden es nämlich nicht leicht haben! Feldmarschall Rommel, «mein» Rommel führt an der Westfront das Kommando.

9. Juni 1944

Wir sind jetzt in Meiringen im Haslital in einer alten Käserei untergebracht. Es stinkt immer von Kasein. Oder ist es das Lab, das so penetrant riecht? Der Juniorchef ist noch immer im Spital und der Senior, ein verkrachter Stumpfenfabrikant, ist nur noch mit halbem Herzen vom «Endsieg» überzeugt. Wie wir ist er eben 1940 erst zu spät in die Indoktrinationsmühle von Dr. Goebbels geraten.

1. Juli 1944

Genau auf Ende des ersten Halbjahres (man kann mit dem besten Willen nicht behaupten, die Deutschen seien unsystematisch und in dieser Beziehung sind eben auch wir Deutschschweizer 97prozentige Deutsche!) wurden im ganzen Reich die Theater geschlossen. Da an Truppenbetreuung bei diesem rasanten Rückzug im Osten wohl kaum mehr gedacht werden kann, bleibt jetzt nur der Volkssturm übrig. Ich kann mir die Herren Holzer und Arndt, die in ihrer Glanzzeit beliebte Komiker waren, eigentlich schlecht mit Panzerfäusten unterm Arm vorstellen. Und unsere zarte Salondame Hager an einem Fliessband, Sprengsätze in Granaten einschraubend?

18. Juli 1944

Seit unserer Dislokation ins Haslital werden wir von den alliierten Bombern in Ruhe gelassen. Überhaupt ist es recht friedlich da oben. Und wenn man mit den Haslitalern auf den Krieg zu sprechen kommt, schweigen sie mit einer ganz merkwürdigen Art von Verschmitztheit. Obschon die neuen Herren immer wieder auf die angeblich rein nordische Herkunft der Haslitaler hinwei-

sen (sie sollen lang vor den Alemannen aus der schwedischen Landschaft Hässle eingewandert sein!), fühlen sich die Einheimischen noch immer als eine der ältesten Zellen der Eidgenossenschaft und machen auch kein Hehl daraus. «Wir vertrauen auf Gott und auf den St. Gotthard», pflegen sie zu sagen.

Eigentlich merkwürdig. Erstens sind die Haslitaler seit Jahrhunderten reformiert und kennen längst keine Heiligen mehr, und zweitens hat es einen St. Gotthard meines Wissens gar nie gegeben. So wenig, wie der Schutzpatron des Grossen St. Bernhard je den Orden der Bernhardiner gegründet hat.

20. Juli 1944

Ein Datum, das in die Geschichte hätte eingehen können. Aber leider war alles umsonst. In seinem Hauptquartier ist auf Adolf Hitler ein Attentat verübt worden. Hitler sei zwar verwundet, aber noch am Leben. Wie lange noch?

Ist das der Anfang vom Ende? Wenn jetzt alle Schweizer wie ein Mann zusammenstünden und mit Zähnen und Krallen ihre Freiheit zurückzugewinnen suchten – es müsste gelingen. Aber wann hat es das je gegeben! Nicht einmal bei Morgarten und bei Murten. Irgendeiner war immer dagegen. Irgendeiner fand immer: «Man sollte doch vielleicht lieber ...» Und er fand nicht nur das, sondern auch Mitläufer. Aber das liegt wohl in unserem Nationalcharakter. Immerhin besser, als wenn immer gleich alle das haargenau Gleiche wollten wie ein Einzelner, der es ihnen einbläst!

25. Juli 1944

Man hat natürlich prompt Schuldige gefunden für den Anschlag auf Hitler. Nicht nur den Attentäter selbst, sondern auch Dutzende von Leuten, die mit ihm im Bunde gewesen sein sollen. Namen wie Beck, Fromm, Witzleben, Goerdeler werden genannt.

Sogar ein gewisser Steinfurth, gewesener Kulturschriftsteller aus München soll dabei sein. Das wird doch nicht etwa ...? Das letzte was ich über ihn erfuhr, war, dass er im Bayerischen irgendwo ein neues Tätigkeitsfeld gefunden habe.

28. Juli 1944

Vor einiger Zeit kam über den Brünig ein grosser Kindertransport. Landverschickung aus dem sterbenden Berlin. Bleich, abgemagert, mit grossen Augen. Misstrauisch und scheu zuerst. Aber nicht lange. Je mehr sie von den gutmütigen Haslitalern herausgefüttert und verwöhnt werden, desto mehr von ihnen beginnen schon aufzumucken, zu reklamieren, zu stehlen und sich über uns Kuhschweizer lustig zu machen. Wir haben es mit einer Generation zu tun, die nichts anderes mehr gelernt hat als Hass und Neid. Wären wir anders? Dass sie offen betteln, mag angehen, aber uns zu bestehlen – nein, das geht zu weit!

1. August 1944

Ein Tag wie jeder andere. Aber wir sind am Werk, wir drei. Karl baut Motoren zusammen, die vorzeitig heisslaufen, Walter schleift Zahnräder, die nicht präzisi ineinandergreifen. Und ich bohre jedes Achsloch einen Nanometer exzentrisch. Das ist ein Millionstelmillimeter und wirkt sich erst bei längerer intensiver Belastung aus. Und alles für den Endsieg! «So oder so», wie «unser geliebter Führer» so gerne zu reden pflegt.

16. August 1944

Wie man's macht, ist's falsch! Im Dorf Hilterfingen am Thuner See scheint sich eine handfeste Tragikomödie abgespielt zu haben, der der dortige Gemeindepräsident – heute Bürgermeister – zum Opfer fiel, ein gewisser Siegenthaler, der vor dem Krieg bei der Nationalen Front eine Rolle gespielt hatte und deshalb von der Gauleitung umgehend zum ersten Mann im Dorf gemacht worden war. Nicht gerade ein Kirchenlicht, aber dafür eifrig und linientreu.

Die Sache war so: Ein paar junge Spassvögel hatten in einer lauen Sommernacht die Ortsschilder ein- und ausgangs des Dorfes mit blauer und weisser Farbe ganz leicht verändert, aus dem «l» ein «t» und aus einem «t» ein «l» gemacht, so dass die Passanten am nächsten Morgen erstaunt und zum Teil recht verärgert feststellen mussten, dass aus «Hilterfingen» über Nacht «Hitlerfingen» geworden war. Ein hocheifriger Parteigenosse meldete diese Tatsache umgehend der Presse. Die kam, fotografierte die Ortsschilder von hinten und von vorn und lobte die Führertreue Siegenthalers ausgiebig. Dieser wusste in seiner Panik nichts Besseres zu tun, als das Ganze zu dementieren und die Übermalungen schleunigst korrigieren zu lassen. Genau das aber war das Dümme, was er tun konnte. Jetzt sitzt er in Untersuchungshaft, und an seine Stelle wurde einer der Nachtbuben gesetzt, die eigentlich nur einen kleinen Streich spielen wollten. Heute behaupten sie natürlich, zu Ruhm und Ehre von Reich, Volk und Führer gehandelt zu haben.

7. September 1944

Eine französische Exilarmee unter General König nähert sich bereits den Gauen Ober-Lothringen und Burgund; die bei uns konzentrierten Truppen wurden zur «Verteidigung der Westmark» abgezogen. Aber je prekärer die Lage für die Wehrmacht wird, desto menschlicher und umgänglicher zeigt sich unser Seniorchef. Er setzt sich in letzter Zeit häufiger an unseren Tisch in der improvisierten Werkskantine und lässt dabei Bemerkungen fallen, die man aus reichsdeutscher Sicht eigentlich nur noch mit hochverräterisch bezeichnen könnte. Er vertraut uns, er weiss anscheinend, wie es mit uns steht, und dass wir ihn nicht verpfeifen werden.

«Na», meinte er zum Beispiel gestern und fischte ein Bröcklein Rindfleisch aus der mageren Brühe, «immer munter? Immer zuversichtlich, wie man es von uns erwartet?»

Wir grinsten pflichtschuldigst und brummten Unverständliches, was ebensogut Zustimmung wie Zweifel ausdrücken konnte. Dann, mit einem Mal liess er den Löffel in die Suppe platschen, lehnte sich zurück und seufzte tief. «Was soll das Ganze überhaupt noch? Ist doch alles für die Katz! Ich gebs auf!» Wir blickten verständnislos. Er sah jedem von uns viereinhalb lange in die Augen und sagte schliesslich: «Passt gut auf, was ich Euch jetzt sage! Dies ist mein letzter Auftrag an Euch: Morgen früh – sehr früh, versteht Ihr! – werdet Ihr wandern.»

«Wandern? Und der Betrieb? Und Sie selbst?»

«Ich komme nicht mit. Ich habe etwas anderes zu tun. Etwas, was ich schon sehr lange hätte tun müssen. Fragt mich nichts, es würde Euch nur schaden.» Er erhob sich mühsam und hielt sich an der Tischkante fest. Jetzt merkten wir es alle: Er musste getrunken haben. Er stierte uns mit glasigen Augen an: «Mir egal, was Ihr jetzt von mir denkt. Aber es ist mir bitterernst. Und wenn Ihr mögt – denkt manchmal ein bisschen an mich. Machts gut, mehr kann ich auch nicht für Euch tun!»

Wir sahen uns nur an. Was zum Teufel war in den Alten gefahren? Wusste er mehr, als er zugab? Hatte er Angst und sich darum volllaufen lassen?

«Wahrscheinlich ist es das», mutmasste Karl, «man hegt Sabotageverdacht gegen uns.»

«Aber was soll der Blödsinn mit der Wanderung? Wir würden doch schon nach ein paar Minuten geschnappt und kämen wegen böswilligen Verlassens des Arbeitsplatzes oder noch Schlimmerem vors Standgericht.»

«Genau dasselbe passiert, wenn wir nicht «wandern». Versteht ihr denn nicht? Wandern heisst nichts anderes als Flucht.»

«Flucht! Flucht! Wohin denn?»

«Schon einmal etwas vom Kyffhäuser gehört?»

«Was hat denn das damit zu tun?»

Und Karl: «Da soll doch der alte Kaiser Barbarossa sitzen und warten, bis seine Zeit gekommen ist.»

Walter vergass den Mund zuzumachen. «Im Berg drin??» «Genau! Im Berg drin», sagte ich. «Es geschehen nämlich auch heute noch Wunder. Man muss nur an sie glauben und eben: Wandern. Ihnen entgegen!»

«Ach was! Halt doch die Klappe!»

Das Gespräch versiegte, aber wir alle dachten wohl das gleiche: Die Sustenstrasse. Über dem Pass liegt Wassen. Und aus Wassen hatte man doch schon so seltsame Dinge gehört!

«Schön», nahm Karl als erster wieder das Wort, «wenn der Alte es auf seine Kappe nimmt – wandern wir eben. Ich würde sagen: ins Gadmental.» Wir hatten uns also verstanden. Das Gadmental liegt im Vorfeld der Gotthardfestung.



Hier brechen Andermanns Tagebuchaufzeichnungen erneut jäh ab. Das nächste Blatt trägt das Datum vom 6. Dezember. Joseph Andermann hat sich also gegen ein Vierteljahr Zeit gelassen.

Seine Eintragungen vom Dezember an bewegen sich jetzt in einer völlig veränderten Atmosphäre und Umgebung und wären ohne das Gespräch, das ich so um die Weihnachtszeit herum mit ihm hatte, nur schwer verständlich. Er war an diesem Adventstag ungewöhnlich mitteilhaft, ja, ich hatte den Eindruck, er glaube sein langes beharrliches Schweigen auf einen Schlag wieder gut machen zu müssen. Er redete so schnell und überstürzt, dass ich mit meiner mangelhaften Stenographie kaum Schritt halten konnte und mich auf die wesentlichsten Punkte beschränken musste. Wenn ich dabei versucht war, nicht mehr ganz Gegenwärtiges zu ergänzen, und dies nicht immer ganz richtig zustande brachte, möge

man mir diese Unzulänglichkeit verzeihen. Im grossen ganzen stimmt die Geschichte aber.

«Am 8. September «(berichtete Andermann) «sind wir vier also in aller Herrgottsfrühe losgezogen: Walter Stauffer, der expressionistische Maler, den wir Mister Ent-Art nennen, Karl Rainer, Jazzmusiker und Atonaler, der kleine Sekundarlehrer Werner Zäch, der seinen Namen anscheinend sehr zu Recht trägt, denn ihm schienen die Strapazen unseres Gewaltmarsches überhaupt nichts auszumachen, und ich. Wir umgingen Innertkirchen hoch oben am Berghang und schlugen den Weg Richtung Gadmen ein, allerdings nie auf der Fahrstrasse, sondern parallel zu ihr dem Hang entlang. Gesprochen wurde wenig, und wenn schon, dann nur über Belangloses. Erst jetzt wurde mir so richtig bewusst, wie sehr sich Vorsicht und Misstrauen selbst den engsten Arbeitskollegen gegenüber in unser Unterbewusstsein eingefressen hatten. Das Dritte Reich hatte uns in wenigen Jahren zu totalen Schisshassen erzogen. – Bei Hopflauenen gabs die erste Rast und man futterte aus den mitgebrachten Taschen. Viel wars ohnehin nicht, was wir in der Eile hatten «organisieren» können.

'He! Schaut einmal, was ich da in meiner Tasche gefunden habe!', rief Werner und zog einen Briefumschlag heraus. 'Also von mir stammt der bestimmt nicht. Den muss mir jemand hineingeschmuggelt haben. ' – 'Mach auf!'

'Also ich weiss nicht', zauderte Zäch, 'er ist nicht einmal adressiert!' 'Aufmachen!'

Werner schlitzte den Brief sorgfältig mit seinem kleinen Taschenmesser auf, als müsste er aufpassen, eine Briefmarke nicht zu beschädigen.»

Sonderbar, von Andermann selbst besitzen wir wie gesagt aus diesen Tagen nicht eine einzige Zeile. Dieser Brief aber wurde mir von ihm anlässlich unseres Gesprächs übergeben. Er war zweifellos von frem-

der Hand geschrieben oder von Andermann so einwandfrei gefälscht, dass auch ein Experte Mühe hätte, die Nachahmung zu beweisen. Die Schrift war etwas zitterig, besass nur ganz geringe Unterlängen, und Zeile für Zeile fiel am rechten Rand ab. Ich als interessierter graphologischer Laie würde sagen: die Schrift eines Verzweifelten, der sich selbst aufgegeben hat. Ich las:

Liebe Mitarbeiter und Freunde,

Wenn ihr diesen Brief findet, bin ich nicht mehr am Leben. Ich habe jetzt ausser euch keinen Menschen mehr, dem ich mich anvertrauen könnte, denn gestern früh ist im Thuner Spital mein einziger Sohn Rudolf seinen Kopfverletzungen erlegen, obschon Anlass zur Besserung bestanden hatte. Ich durfte ihn nicht einmal mehr sehen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass Weisung erging, ihn sterben zu lassen.

Ihr ahnt, warum. Weder er noch ich waren natürlich so naiv, nicht zu bemerken, wie in unserem Betrieb gearbeitet wurde. Wir haben eure zunächst schüchternen, dann immer dreister werdenden Sabotageversuche scheinbar übersehen und euch gewähren lassen, weil wir als Schweizer kein Interesse an der Massenvernichtung durch diese «Wunderwaffe» haben konnten. Mein Sohn und ich wollten am Tode Tausender unschuldiger Frauen, Kinder und Greise nicht mitschuldig werden. Wenn sie Rudolf tatsächlich absichtlich sterben liessen, wissen sie Bescheid. Sie können also jede Minute im Haus sein und euch und mich ohne viel Federlesens erschiessen.

Deshalb mein Entschluss, euch in die Berge zu schicken. Nutzt die Chance, meidet Hauptstrassen und lasst euch von niemandem mit Versprechungen dazu überreden, umzukehren. Vertraut den Milizen, die euch entgegenkommen

werden, um euch abzuholen. Sie sind durch meine Mittelmänner im Bild.

Was mein persönliches Schicksal betrifft, so bin ich gefasst und fürchte den Tod durch eigene Hand nicht. Ich büsse mit ihm meine sträfliche Vertrauensseligkeit und meine lässige Sünde, die Firma zu einem Pappenstiel vom Arisierungssamt gekauft zu haben. Sie hiess bis 1940 «Rosenblum & Co, Präzisionswaagen». Herr Rosenblum, den ich natürlich selbst nicht mehr gekannt habe, wurde Anfang 41 deportiert, und ich glaube kaum, dass er auch nur einen Pfennig von meinem Kaufpreis gesehen hat. Ich habe also schon einmal vom Unglück eines anderen profitiert und werde das kein zweites Mal tun.

Um die übrigen Mitarbeiter unserer Firma nicht zu gefährden, habe ich auch für die Öffentlichkeit einen Abschiedsbrief hinterlassen, in dem ich die alleinige Verantwortung für unsere Sabotageakte übernehme.

Behaltet mich in nicht allzuschlechter Erinnerung und rettet, was vielleicht noch zu retten ist, auf alle Fälle aber eure Haut. Gott möge euch schützen!

Euer Fritz Dürr



Ich habe lange über diesem seltsamen Brief gebrütet. Er muss natürlich eine Fälschung sein, denn diesen Heereslieferanten und reuigen Sünder Fritz Dürr hat es in Wirklichkeit ja nie gegeben. Für Joseph Andermann allerdings war er Wirklichkeit.

Ich nahm am nächsten Tag das Gespräch mit Andermann wieder auf und stellte einmal mehr fest, dass mein Pflögel in dem Augenblick, wo ich seine Fiktion eines Parallellbens ernst nahm und ihn nicht mehr vom Gegenteil zu überzeugen versuchte, in fast normalem Rahmen mitteilbar wurde.

«Was ist mit diesem Herrn Dürr geschehen?» fragte ich unvermittelt. Andermann zögerte mit seiner Antwort nicht eine Sekunde. «Wir wissen es nicht genau, wir können es nur vermuten. Er hatte ja eine Waffe, das wussten wir. Einen Revolver, den er im Notfall gegen uns gebraucht hätte.»

«Und wie ging es mit euch Vieren weiter?»

«Es dauerte keine 24 Stunden, da tauchte ein «Fieseler Storch» auf und suchte systematisch das Gelände ab, konnte aber nichts Verdächtiges finden, weil wir uns rechtzeitig, durch das starke Motorengeräusch gewarnt, unter Bäumen und hinter Hecken verstecken konnten. Beim dritten Anflug –, wir hatten bereits die Schneegrenze beim Steingletscher erreicht – hatten wir allerdings das Pech, keine Deckung mehr zu finden. Aus dem Flugzeug wurden wir zunächst per Megaphon aufgefordert, uns zu ergeben, und dann, als wir einfach weiter rannten, beschossen sie uns mit MGs. Der Pilot setzte zu einer Gletscherlandung an, aber in diesem Augenblick krachte Artilleriefeuer und wurde hundertfach von den Felswänden zurückgeworfen.

«Das ist eine ‚Oerlikon!‘«, schrie Werner, «ich kenne den Ton! Schaut! Er ist getroffen!»

Und tatsächlich sackte der plumpe «Storch» wie ein Stein auf den Gletscher. Wir selbst waren im Nu von Soldaten umringt und mussten die Hände hochhalten. Wir trauten unseren Augen kaum: Es waren Schweizer Milizen mit dem Festungsabzeichen an der Achselpatte.

«Schwizer!», schrien wir wie die Verrückten, «SchwizerU» «Scho rächt, mier sind im Bild, Stiiged ii!» Wie aus dem Boden gewachsen stand da auf einmal ein kleiner Geländewagen.

«Äxgüsi, s'mues sii», sagte der Korporal und verband uns die Augen. Wir fuhren etwa dreiviertel Stunden über holperiges Gelände und zum Teil ziemlich steil aufwärts. Dann hielt der Jeep an, es ertönten halblau-

te Kommandos, und dann kreischte es wie Metall auf Metall, Ich dachte sofort an unseren eisernen Vorhang im Theater, nur war es gewaltiger, schwerer. Dann fuhren wir wieder los. Jetzt auf anscheinend glatter Fahrbahn, oft um scharfe Kurven, dann wieder mit starker Neigung nach unten. Ich spürte den Bergdruck in meinen Ohren und musste den Mund aufmachen, um ihn auszugleichen.

«Ihr wart also tatsächlich in der Festung? Es gibt sie wirklich?»

«Natürlich gibt es sie. Zum Glück gibt es sie. Hier holt uns so leicht keiner heraus!», triumphtierte Andermann.

«Und dann? Dann hat man euch wohl die Binden vor den Augen abgenommen?»

«Nicht gleich. Wir wurden verhört. Sie wollten sicher sein, dass wir die Richtigen waren. Jeder von uns bekam eine Fangfrage gestellt, die er nur dann richtig beantworten konnte, wenn seine Identität wirklich stimmte. Mich zum Beispiel fragten sie nach den Namen meiner Kameraden vom Chiffreur-Détachement, dem ich ihren Unterlagen entsprechend im Sommer 1940 zugeteilt gewesen war. Anscheinend waren meine Antworten so, wie sie sie erwartet hatten, denn die Binde wurde mir von den Augen genommen. Walter und Karl geschah das gleiche, nur der arme kleine Werner stotterte bei der Aufforderung des verhörenden Offiziers, auf Esperanto ein Gedicht aufzusagen, furchtbar herum. Gedicht? Er wisse keines, ausser vielleicht «En Songo» von Heine, aber das sei ja verboten. Das genügte bereits, ihn von uns zu trennen und mit verbundenen Augen abzuführen. Wohin, weiss ich nicht zu sagen, wir haben ihn nie wiedergesehen.»

«Und dann? Was geschah weiter?»

«Mehr darf ich nicht sagen, Befehl des Generals. «Wer nicht schweigt, schadet der Heimat.» Du kennst ja den Befehl.»

Von da an schwieg Joseph Andermann beharrlich. Beharrlich und eisern. Wie gesagt bis zum 6. Dezember, bis zu seinem nächsten Tage-

buchblatt, anscheinend war die Schweigepflicht in der Gotthardfestung inzwischen gelockert worden, oder der arme Joseph hatte einfach vor lauter Begeisterung das Maul nicht mehr halten können.

*

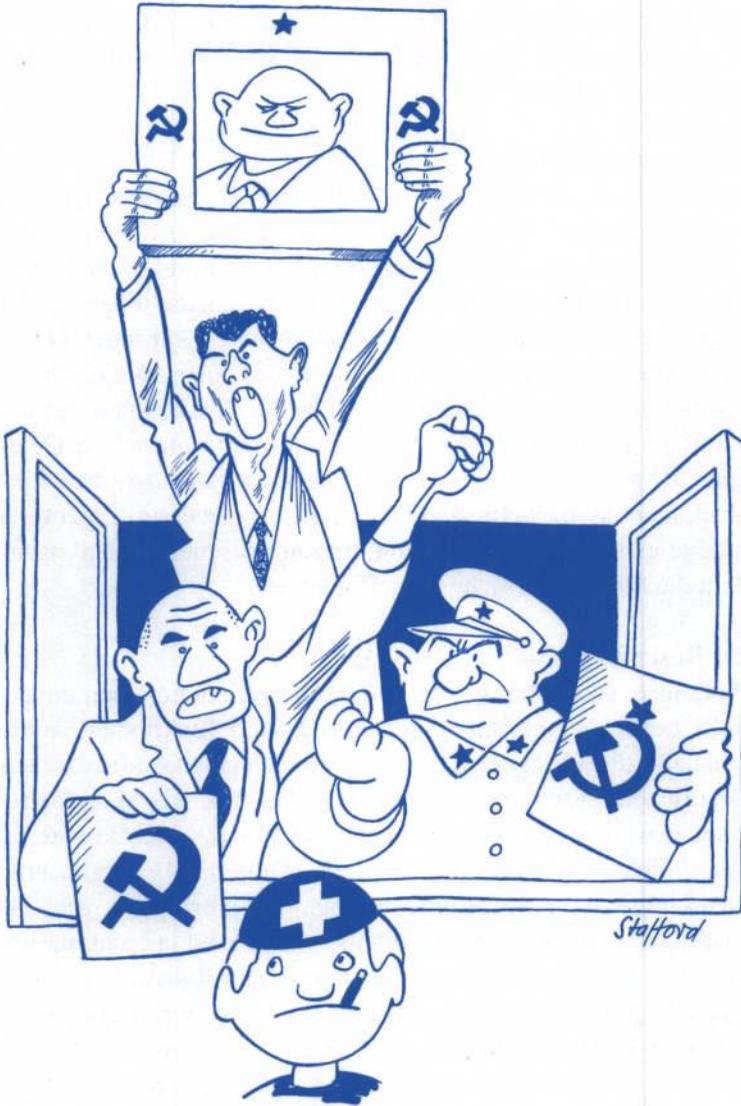
6. Dezember 1944

Den Deutschen steht zwar das Wasser bis zum Hals, aber sie geben es immer noch nicht auf, uns austräuchern zu wollen. Jetzt geben sie sogar im Radio offen zu, dass «im Alpengebiet des Gaus Hochrhein» – wie es offiziell heisst – sich «organisierte Banden» versteckt hielten, die «vermutlich aus feindlichen Luftlandtruppen bestünden». Sie haben also nicht den Mut, das Durchhalten einer schweizerischen Gotthardfestung während mehr als vier Jahren zuzugeben, obschon sie unseren Schätzungen nach im Lauf der Zeit über 1‘500 Mann Verluste im Vorfeld unserer Festung gehabt haben müssen. Als neuestes scheint es ihnen gelungen zu sein, unsere Stromversorgung im Kraftwerk Riom zu unterbrechen, das wir gemeinsam mit den italienischen Partisanen unterhalten und nutzen. Wir dürfen um alles in der Welt nicht zulassen, dass sich die in der Zentralschweiz stationierten deutschen Truppen mit den sich nach Oberitalien zurückziehenden Verbänden Kesselrings buchstäblich zu unseren Füßen, also im Gotthardtunnel, vereinigen, auch wenn das nur in einem Fussmarsch geschehen sollte, denn für die Bahn ist die Strecke seit November ohnehin nicht mehr passierbar, nachdem es uns gelungen ist, einen Munitionstransport mitten im Tunnel in die Luft zu jagen, genau gesagt bei km 78. Unsere Genietruppe ist unterdessen von oben, das heisst, durch einen Lüftungsschacht, zur Explosionsstelle vorgedrungen, soweit das möglich war. Die Explosion scheint eine riesige Kaverne in den Berg gesprengt zu haben, Wassereintritte bewirken eine ständige Überflutung des Tunnel-Nordportals.

Aber davon werde ich mich in den nächsten Tagen selbst überzeugen können, denn ich habe vom Festungskommandanten den Auftrag, einen Informationsdienst für die Bevölkerung der Schweiz aufzuziehen, und zwar unter Zuhilfenahme unserer Sendeanlagen, die bisher nur dem chiffrierten Funkverkehr mit dem alliierten Hauptquartier dienten und jetzt zu einer Art Ersatz des ehemaligen Landessenders Beromünster (heute «Reichsender Alpenland III») um- und ausgebaut werden sollen. Ich bin begeistert über meine Aufgabe und habe viel zu tun, Versäumtes nachzuholen und mich vom bisher Geleisteten unserer Milizen mit eigenen Augen zu überzeugen.

10. Dezember 1944

Unsere Expedition zum Trümmerzug im Tunnel musste abgeblasen werden. Es scheinen weitere gewaltige Wassereinbrüche an der Katastrophestelle stattgefunden zu haben. Die Bevölkerung von Göschenen musste teilweise evakuiert werden und lebt jetzt vorübergehend in der Festung. Das Versorgungsproblem wird dadurch nicht leichter. Zum Glück werden wir neuerdings nicht mehr über Frankreich, sondern von Florenz aus per Fallschirm verproviantiert. Der grosse Vorteil ist natürlich, dass jede Art von Begehung und Befahrung des Tunnels völlig unmöglich geworden ist. Dafür durfte ich Zeuge eines anderen Schauspiels werden, das mir im Augenblick zwar widersinnig vorkam, aber bestimmt seinen praktischen Sinn hat. Heute früh landete ein grosser alliierten Hubschrauber auf unserem improvisierten Flugplatz bei Hospental, um vier prominente kommunistische Politiker nach dem kroatischen Partisanengebiet zu bringen, von wo sie dann auf dem Luftweg nach Moskau befördert werden sollen. Namen wurden keine genannt, ich glaube aber, mit Sicherheit die Herren Woog und Nicole erkannt zu haben, von denen jedermann annimmt, dass sie längst in einem deutschen Vernichtungslager umgekommen seien.



Man scheint also im Reduit auf eine baldige Entsetzung durch die Russen zu hoffen, obschon diese neue Waffenbrüderschaft nun wirklich nicht jedes Schweizers Herzenswunsch ist. Aber wie soll Churchill gesagt haben?: «Gegen Hitler verbünde ich mich selbst mit dem Teufel.»

18. Dezember 1944

Ich arbeite mich langsam ein. Wenigstens theoretisch, denn die Sendeanlage ist noch nicht betriebsbereit. Wir hoffen, am Heiligabend den grossen Coup zu landen und unsere Landsleute mit einer Weihnachtsbotschaft zu überraschen, die ihnen wieder Mut macht, bis zum Endsieg durchzuhalten. Und unter «Endsieg» verstehen wir etwas anderes als die Nazis. Komisch, so etwas frei sagen und schreiben zu dürfen. Schliesslich bin ich selbst ja noch immer Parteimitglied. Weder hatte ich je Gelegenheit, meinen Austritt zu erklären, noch hat man mich hinausgeschmissen. Wenigstens nicht, dass ich wüsste. Eigentlich müsste es ja inzwischen in contumaciam geschehen sein, nachdem die Stabilisatorsache aufgefliegen ist.

21. Dezember 1944

Plötzliches Tauwetter hat den Weg durch die Schöllenen unverhofft begehbar gemacht. Sogar das Bähnli funktioniert noch. Ich habe die Gelegenheit genutzt, mich «unten» ein bisschen umzusehen. Wachtmeister Minder ist bei mir. Als Sicherheitswache; weil ich noch immer ein «Neuer» bin? Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Wir sind im Räuberzivil, Bergbauern-»Ruschtig«, von den Einheimischen zur Verfügung gestellt. Man kann ja nie wissen, die Schneeschmelze ist ja nicht nur bei uns oben eingetreten, sondern auch unten im Reusstal, wo zwei ganze Regimenter der Deutschen in den Dörfern zwischen Erstfeld und Wassen darauf lauern, uns doch noch unverhofft den Garaus zu machen. Sie kommen zwar, sagt der im Augenblick und wohl für längere Zeit arbeitslose Stationsvorstand von Göschenen, durch den wir

immer die neuesten Zeitungen und Plakatanschläge der «Schwabben» bekommen, nur selten hier herauf, und jetzt im Winter schon gar nicht. Aber man kann eben nie wissen.

Die Luft ist rein – kein «Volksgenosse» mit oder ohne Uniform weit und breit. Wir können in aller Seelenruhe beim Buffetwirt einen «Kafi Träsch» genehmigen. Der Stationsvorstand leistet uns Gesellschaft. Er ist guter Dinge, hat nichts zu tun und bezieht nach wie vor pünktlich sein Gehalt von der Deutschen Reichsbahn. So sind sie eben anderseits auch, diese Deutschen, korrekt bis zur Sturheit.

Wie ungern sie übrigens ihre Standorte im unteren Tal verlassen, sieht man unschwer. Sie, die Ordnungsliebenden, die die kleinste Unkorrektheit fast körperlich schmerzt, haben es nie gewagt, das heillose Chaos von um- und abgestürzten Zügen im Bereich der Kehrtunnels zu beseitigen. Nicht einmal ihre Toten haben sie geborgen, das überliessen sie unseren Festungstruppen, genau so wie die Verwundeten und die wenigen Überlebenden, die heute alle in unserem unterirdischen Spital und in einem improvisierten Gefangenenlager bei Hospental leben.

«Ich erinnere mich, diesen Sommer ein Détachement Gebirgsjäger unterwegs angetroffen zu haben, die gegen die Festung hätten eingesetzt werden sollen», sagte ich zu Minder, «was ist denn aus denen geworden? So enorm gross ist unser provisorisches Gefangenenlager doch gar nicht. Das muss doch ein ganzes Bayerisches Gebirgsjägerregiment gewesen sein!»

«Ein Tiroler Regiment wars. Und davon ist keiner übrig geblieben.» – «Alle tot?» – «Keine 50 Mann!» – «Und die übrigen?» – «Mit fliegenden Fahnen zu uns übergelaufen. Leider waren nicht genug Uniformen für sie da, da haben die Frauen von Gurtellen eben mit Umschneidem und Abzeichen-Ändem Überstunden machen müssen. Sogar ein bisschen Schwizerdütsch haben sie in-

zwischen gelernt. Das harte «Cha» in «Chuchichästli» hatten sie ja bereits von ihrem Tiroler Zuhause mitgebracht.»

24. Dezember 1944

Ich habe schon als Bub davon geträumt, einmal Radiosprecher zu werden. So habe ich es mir allerdings nicht vorgestellt. Ich sitze hier auf meinem Stühlchen vor dem Mikrophon, ein Manuskript aus der Küche des Generalstabs auf dem Tischchen vor mir, und hinter mir ein Leutnant mit gezückter Pistole für den Fall, dass es mir einfallen sollte, etwas Unvorhergesehenes oder gar Hochverräterisches von mir zu geben. Es ist ein Aufruf des Generals, von eigener Hand unterzeichnet, ziemlich unleserlich, aber eins weiss ich sicher: Die Hand unseres Generals Guisan ist es nicht! Ich wage meinen Bewacher zu fragen.

«General Guisan hat den deutschen Einmarsch nur wenige Tage überlebt. Er wurde von den Deutschen wegen Hochverrats erschossen. Sie hatten angeblich in einem Güterwagen auf einem Abstellgeleise irgendwo im Lothringischen belastende Dokumente gefunden, nach denen Guisan schon vor Ausbruch des Krieges um einen militärischen Pakt mit Frankreich bemüht war.»

«Aber das ist doch Wahnsinn! Der General handelte als Schweizer und könnte höchstens von einem Schweizer Militärgericht oder so verurteilt werden!»

«Achtung – es geht jeden Augenblick los. Wenn das grüne Lämpchen aufleuchtet.»

«Aber wie heisst der Neue?? Ich muss doch einen Namen nennen können?»

«Besser nicht. Das Volk soll ruhig glauben, unser alter Guisan sei noch am Leben. Du sagst einfach: «Gezeichnet: Der General.» So – jetzt!»

Das grüne Lämpchen glimmt auf. Mein Herz schlägt mir bis zum Halse – der grosse Augenblick ist da.

«Hier ist der schweizerische Landessender Gotthard auf 710 kHz. Ich wiederhole: Hier ist der schweizerische Landessender Gotthard auf 710 kHz. Wenn Sie uns hören, notieren Sie bitte unsere Sendefrequenz und machen Sie sie vertraulich in Ihrem Freundeskreis bekannt. Wir melden uns ab heute jede volle Stunde zwischen 12 Uhr mittags und Mitternacht aus dem Generalstab der Armee. Unsere heutige Botschaft: Liebe Landsleute! Zum heutigen Heiligabend machen wir Euch folgende frohe Mitteilung: Unsere Armee lebt! Die Gerüchte, die schon lange unter Euch umgehen, stimmen. Die Stunde der Befreiung ist nicht mehr weit. Wir sind gerüstet, unseren Beitrag zu leisten. Leistet auch Ihr, liebe Landsleute, den Euren durch Besonnenheit und Geduld. Lasst Euch zu keinerlei Provokationen hinreissen, tut nur das, was wir Euch auf diesem Wege raten werden. Ihr seid nicht allein. Vor allem eines: Versucht um keinen Preis, uns aufzusuchen. Wir werden jeden, ob Freund oder Feind, von den Grenzen unseres Territoriums fernhalten, um unsere kleine Gemeinschaft nicht zu gefährden. Wir wünschen Euch ein schönes Weihnachtsfest und ein gutes Neues Jahr mit uns zusammen in Freiheit. Euer General.

Wir wiederholen: Dies ist der Schweizerische Landessender Gotthard auf 710 kHz. Ende der Mitteilung.»

1. Januar 1945

Da haben wir uns etwas eingebrockt! Nicht nur, dass von allen Seiten, auch vom Tessin und vor allem vom Wallis her, ganze Völkerscharen zu uns durchzudringen versuchen und natürlich schon in den Tälern unten von gegnerischer Seite unbarmherzig mit Maschinengewehrsalven niedergemäht werden; die Deutschen setzen die letzten Reserven an Flugzeugen ein, um das, was sie aus der Luft erkennen können, mit Bomben zu belegen. Leider gehören auch unser kleines Gefangenenlager und der Flugplatz dazu. Mindestens ebenso schlimm ist aber die Verunsicherungskampagne durch den Reichsrundfunk. Obschon man uns wie ge-

sagt bitter ernst nimmt und aus der Luft bekämpft, behauptet man am Radio, es gebe uns in Wirklichkeit gar nicht, und unsere Sendungen seien das Produkt eines russischen Propagandasenders irgendwo im Balkan. Wie wir durch unseren Mittelsmann in Göschenen erfahren, ist die Verwirrung heillos.

4. Januar 1945

Wir haben unseren Radiodienst weiter ausgebaut. Natürlich hätten wir, das heisst: vor allem ich selbst als gelernter Chiffreur, gerne einen verschlüsselten Spezialnachrichtendienst für die in letzter Zeit stark angewachsenen Widerstandsgruppen auf dem Gebiet der ehemaligen Schweiz inklusive der Romandie und des Tessins, eingerichtet, aber das scheitert leider an der politischen Zersplitterung der Widerstandsgruppen unter sich. Während sich zum Beispiel in Frankreich Patrioten und Kommunisten zu einer schlagkräftigen sog. Résistance vereint haben, die den Deutschen schwer zu schaffen macht, und sogar in Italien Bürgertum und Linke gegen Besetzer und Faschisten Zusammengehen, sind es leider bei uns nicht nur weltanschauliche, sondern auch sprachliche, regionale, ja sogar kantonale Barrieren, die eine einheitliche Widerstandsfront verunmöglichen. Mein Kollege Otto Pünter, der mich jeweils am Mikrophon ablöst, leitete die kommunistische Widerstandsgruppe «Rote Kapelle», bis seine Zentrale ausgehoben wurde und er sich mit knapper Not in die Festung flüchten konnte. Von hier aus hätte er eigentlich in die Moskauer Zentrale ausgeflogen werden sollen wie die Genossen Woog, Nicole und Konsorten. Diese Internationale verfügt über ein beachtliches Potential an prominenten europäischen Genossen, die dereinst die Macht in den zu «befreienden» Ländern übernehmen sollen. Der gute alte Otti (er sieht eher wie ein gütiger harmloser Onkel aus, denn wie ein zu allem entschlossener Umstürzler) fühlte sich zu alt – und offenbar mit Recht auch zu gescheit, im Alter noch einmal die Schulbank zu drücken, und bat, hierbleiben und loyal sei-

nen Anteil am Befreiungskampf leisten zu dürfen. Er ist ein überaus schlauer Fuchs und verfügt über eine überdurchschnittliche Zivilcourage, denn man erzählt von ihm, er hätte noch in Friedenszeiten an einer Versammlung der KPS den Genossen Stalin als «gemeingefährliches Arschloch» bezeichnet.

Eine der wichtigsten Neuerungen bei unserem Sendebetrieb ist die «Stunde der Angehörigen». Vorgestern haben wir damit angefangen, Mitteilungen über das Überleben und den Gesundheitszustand einzelner Wehrmänner in der Festung (sie wurden durch das Los bestimmt) durchzugeben. Ohne Namensnennung selbstverständlich. Zum Beispiel:

«Der lange Willi aus O. lässt seine Margrit grüssen. Er hätte zu gern gewusst, ob er im Februar vor vier Jahren Vater geworden ist und freut sich auf ein baldiges Wiedersehen.»

oder:

«Hansruedi T. grüsst seine Eltern und Tante Marie. Es geht ihm gut, aber seine Sommersprossen hat er immer noch.»

Genug, um die Angehörigen anzusprechen. Zu wenig, um den Reichssicherheitsdienst zu bemühen. So haben wir überlegt.

27. Januar 1945

Mit Bestürzung müssen wir feststellen, dass wir wieder einmal helvetisch naiv waren und die organisatorische Tüchtigkeit unserer Gegner weit unterschätzt haben. Schon dreimal haben wir auf Umwegen erfahren müssen, dass selbst diese dürftigen Angaben die Gestapo auf die richtige Spur führten und die Angehörigen ins KZ brachten. «Sippenhaft» nennt man so etwas. Ich verstehe immer weniger, wie ich mich einmal von den Idealen einer solchen Verbrecherbande habe einlullen lassen können.

«Die Stunde der Angehörigen» haben wir jedenfalls sofort eingestellt und durch eine Sendung mit Zitaten aus dem Teil und von

Gottfried Keller ersetzt. Holzhammer-Propaganda liegt uns eben nicht.

2. März 1945

Kein Mensch weiss, wie es jetzt hier weitergehen soll. Die deutschen Truppen haben es aufgegeben, uns ausräuchern zu wollen. Sie sind zwar nicht vollzählig aus dem Reuss-, dem Rhein- und dem Rhonetal abgezogen und sitzen jetzt in Erstfeld, in Disentis und in Gletsch, wo sie die letzte Verbindung mit dem Oberwallis aufrecht erhalten. Im Süden haben wir noch immer die Partisanen als Nachbarn, die Ticinesi sind mit fliegenden Fahnen zu ihnen übergelaufen und halten uns die ohnehin schwachen deutschen Restbestände im Raume Mailand – Turin erfolgreich vom Halse. Wir haben also wieder etwas mehr Luft, konnten unser Elektrizitätswerk Ritom wieder instand stellen und die Lebensmittelversorgung auf dem Landweg sichern. Über die Tremola-Kehren. Mühsam genug für die Mulitreiber, denn Autos sind am Ticino sehr rar geworden, und nicht jeder Holzgasschnauffer schafft diese Steigung.

Auch die Versuche der Zivilbevölkerung, zu uns zu stossen und sich bei uns «nützlich zu machen» haben zum Glück auf unsere dringenden Bitten hin jetzt aufgehört. Unser tapferer kleiner Sender hat sich im Unterland gegen den Reichsrundfunk durchgesetzt. Man hört uns und befolgt unsere Anweisungen und Ratschläge. Man hört uns, so haben wir erfahren, derart ungeniert und in aller Öffentlichkeit, dass die Gestapo es aufgegeben hat, Schwarzhörer zu verhaften. Sie müssten sonst das ganze Volk in Gewahrsam nehmen. Und dazu haben sie jetzt, wo jeder an den Abwehrfronten in Ost und West gebraucht wird, einfach die Leute nicht mehr.

Wir sind kühn geworden und haben sogar unsere Programme aufgemöbelt. Eine recht gute Ländlerkapelle haben wir zusammengebracht, ein paar Sänger und – man höre und staune! – unsere

neuen Waffengefährten, die Tiroler, haben sich von der Dorfmusik Göschenen Instrumente ausgeliehen und machen Blasmusik damit, dass es fast die granitene Wände unseres improvisierten Studios sprengt. Ich selbst bin inzwischen vom Nachrichtensprecher zum Programmleiter avanciert (alles nach wie vor zu einem Majorssold) und habe sogar eine Hörspielgruppe auf die Beine gestellt. Es gibt unter den Festungskameraden ein paar richtige Talente, nur mit der Besetzung der weiblichen Rollen haben wir Schwierigkeiten, aber da muss eben Müller zwo mit seiner herrlichen Fistelstimme her.

4. März 1945

Heute haben wir Premiere. Unser Hörspiel heisst «s Wunder vom Flüehli» und ist ein Schmachtfetzen, der zur Zeit der Nidwaldner Befreiungskämpfe gegen die Franzosen spielt und von einem Adjutant-Unteroffizier des Generalstabes verfasst wurde, der ungenannt bleiben möchte. Ist auch vielleicht besser so, denn es ist wirklich kein Klassiker. Ich habe nicht nur Regie zu führen, ich muss ausserdem einen bösen Franzosen mimen, der zu guter Letzt über das «Flüehli» hinunter gestossen wird, was leider absolut unradiophonisch ist. Ein einfacher Schuss wäre am Mikrofon wesentlich wirksamer gewesen. Nun, was will man machen? Man kann nicht letzte Perfektion verlangen unter den obwaltenden Umständen.

*

Im Winter 39/40 redete und schrieb die Welt von einer «Drôle de Guerre». Da lagen sich die Heere des Grossdeutschen Reiches und der Alliierten am Rhein untätig gegenüber und belauerten sich gegenseitig, was der andere jetzt wohl tun werde. Eine ähnliche Situation scheint im Frühling 1945 in Andermanns Parallelwelt eingetreten zu sein. Es geschieht in der Zeit eines vollen Monats praktisch nichts. Tagebuchauf-

zeichnungen sind zwar vorhanden, aber es ist in ihnen nur Belangloses beschrieben, die tägliche Routine des Festungsalltags, Notizen über Drill, manöverähnliche Übungen, Programmangaben des Landessenders Gotthard, der allerdings inzwischen auf Drängen von Offizieren und Mannschaften aus den katholischen Landesteilen in «Schweizerischer unabhängiger Landessender Sankt Gotthard» umbenannt wurde, und ähnliche Kleinigkeiten, die der Veröffentlichung kaum wert sind. Kein Wort von der militärischen Lage auf dem europäischen Kriegsschauplatz, nichts von der Lage der Bevölkerung. Höchstens ein Satz aus einer Sendung vom 29. März 1945:

«Mag kommen, was oder wer da will, unsere kleine, aber zu allem entschlossene Truppe ist bereit. Jeder weiss genau, was er zu tun hat. Selbst ein Hinkebein wie ich hat seine Aufgabe.» Dieser letzte Satz lässt darauf schliessen, dass auch damals trotz des Kriegszustandes die schweizerische Radiotradition, nach der jeder Sprecher seine Ansagen frei nach Belieben formulieren darf, nach wie vor Gültigkeit hatte.

Noch klarer geht das aus den Tagebuchseiten vom 4. und 5. April hervor, die am Anfang eines neuen zusammenhängenden und meines Erachtens enorm wichtigen Aufzeichnungsblockes von Joseph Andermann stehen.

sig. G. Winkler

*

5. April 1945

Ich persönlich finde, heute nachmittag sei mein Freund und Arbeitskollege Otti Pünter doch etwas zu weit mit der Handhabung der Meinungsfreiheit gegangen. Er sagte nämlich am Mikrofon unter anderem: «Nach alldem, was wir Schweizer unter der deutschen Besatzung durchgemacht haben, wird es uns kein Mensch verdenken, wenn wir die glorreiche Sowjetarmee, die anschei-

nend rascher vorankommt als Eisenhower, Patton, De Lattre und Konsorten, offenen Herzens und vertrauensvoll als unsere Befreier begrüßen.» Kaum war die Meldung draussen, rückten auch schon zwei Mann von der Heerespolizei an und nahmen Otti fest, um ihn dem Auditor vorzuführen.

6. April 1945

Man ist, wie ich höre, gnädig mit meinem Freund Otto umgegangen. Einerseits, weil er in guten Treuen davon überzeugt war, das Richtige und im Augenblick wirklich Nötige gesagt zu haben, und andererseits, weil unser Generalstab im Augenblick auch nicht mit Sicherheit sagen kann, Pünter habe tatsächlich das Falsche gesagt. Die Russen sind nämlich in bedrohliche Nähe gerückt, während sich unsere freifranzösischen und amerikanischen Freunde anscheinend noch immer uneins sind, ob sie im Norden durch Belgien und Holland oder bei uns im Süden vorstossen sollen. Eisenhower drängt über den Rhein Richtung Berlin, und De Lattre de Tassigny und König möchten so schnell wie möglich wieder ihre verloren gegangenen östlichen Departemente wiedergewinnen. Aber ausgerechnet an Saône und Mosel ist der deutsche Widerstand noch erstaunlich stark. «Wir sind nicht gewillt, auch nur einen Fuss breit wiedergewonnenes uraltes Reichsland preiszugeben» stand gestern in Goebbels Propagandazeitung «Das Reich».

Wie, wenn Otti mit seiner Prognose doch recht behielte? Die Roten stehen bereits vor Salzburg, und das heisst, dass sie imstande waren, von Schoemers zusammengeschrumpfte Heeresgruppe Süd von der ebenfalls von beiden Seiten her gepiesackten Heeresgruppe Nord zu trennen. Hitler scheint zwar schon lange nicht mehr auf seinem geliebten Obersalzberg bei Berchtesgaden gewesen zu sein. Aber auch ohne ihn wäre die Einnahme des «Adlerhorstes» der endgültige Todesstoss für sein Grossdeutsches Reich.

23. April 1945

Die Stimmung in unserer Alpenfestung gefällt mir gar nicht. Zwar fühlen wir uns alle nach wie vor als Eidgenossen, und wehe dem, der es gewagt hätte, unseren Willen zur bewaffneten Neutralität anzuzweifeln. Von Gesinnungsneutralität allerdings ist weniger denn je zu spüren. Dass wir einhellig eine höllische Wut auf unsere «deutschen Brüder» im Bauch haben, versteht sich von selbst. Dass im Übrigen aber die Sympathien hauptsächlich der Herren Offiziere geteilt sind, ist kein gutes Omen. Die meisten sind zwar nach wie vor für die Westalliierten, besonders für die Engländer, eine kleinere Gruppe aber, und nicht nur Sozialdemokraten (Kommunisten haben wir in unserer Armeeleitung ja keine), setzen auf die Sowjetarmee und haben sogar erreicht, dass mein Freund Pünter nach kurzer Haft wieder ans Mikrofon darf. Allerdings werden jetzt alle Betroffenen, also auch ich selbst, zu einer gewissen Selbstzensur verpflichtet, d.h. wir wurden gebeten, unsere Durchsagen zuvor schriftlich zu formulieren und dem Nachrichtenoffizier zur Gegenzeichnung vorzulegen. Sei's drum: Krieg ist Krieg!

27. April 1945

Unser «linker Flügel» im Reduit scheint Recht zu behalten. Die Sowjets stehen am Brenner. Wie wir wissen, sind mit den deutschen Truppen auch Verbände der Wlassowarmee, vor allem die vom deutschen General Helmuth von Pannwitz geführten Kosaken, in den Tiroler Bergen eingekesselt. Wir haben soeben erfahren, dass diese Legionäre mit dem Hakenkreuz auf ihrer alten russischen Uniform einen verzweifelten Ausbruchversuch über die abenteuerlichsten Gebirgspfade unternehmen, da sie genau wissen, was ihnen bevorsteht, wenn sie in sowjetische Gefangenschaft geraten. Da sie sich auch nicht getrauen, nach Süden zu den italienischen Partisanen auszuweichen, bleibt ihnen nur ein Weg: sich zu uns und durch die westalliierten Linien zu den Franzosen durchzuschlagen!

28. April 1945

Man weiss nicht mehr, was man glauben soll. Die Meldungen wilder Geheimsender aller Parteien überstürzen sich. Und vor allem: Sie widersprechen sich. Die Deutschen wollen den Alpenraum nach wie vor fest in der Hand haben, die Russen behaupten, schon nahe am Rhein zu sein. Aber wo?? Der Rhein ist lang, und am Mittel- oder gar am Unterrhein können sie ja wohl nicht sein, denn dort tummeln sich längst die Amerikaner und die Engländer.

29. April 1945

Jetzt wissen wir es: Versprengte Truppen in den typischen erd-braunen Uniformen der Russen haben den Rätikon zwischen der Schesaplana und dem Girens spitz überschreiten und ins Prättigau eindringen können. Von Landquart wandten sie sich in panischer Eile nach Norden in Richtung auf die Festung Sargans, die nach wie vor von deutschen Elitetruppen gehalten wird. Die Festungsartillerie eröffnete natürlich sofort das Feuer auf die Russen und richtete ein fürchterliches Blutbad an, bis sie merkten, dass es sich nicht um den erwarteten Feind, sondern um nach Westen drängende Pannwitz-Kosaken handelte, halb erfroren, völlig demoralisiert und ohne Pferde. Festungskommandeur von Einhem entschuldigte sich darauf umgehend bei General von Pannwitz. Er soll dabei bemerkt haben: «Genau genommen selbst schuld. Was lassen Sie Ihre Polacken ooch in solchen Klamotten rumloofen. Waren denn keene anständigen Wehrmachtsuniformen mehr da?»

30. April 1945

Der Führer ist tot. Er sei in seinem Bunker unter der Reichskanzlei den Heldentod gestorben, hiess es kurz im Reichsrundfunk. Genaueres weiss noch keiner. Aber alles hat aufgeatmet. Jetzt kann es nicht mehr so weitergehen, jetzt muss Schluss sein. Geb's Gott!

1. Mai 1945

Es ist soweit! Heute, ausgerechnet am «Tag der Arbeit» (den beide feindlichen Brüder so ausgiebig und so heuchlerisch zu feiern pflegen und dabei vergessen, dass Arbeit nicht nur gleich Produktion zum Wohle des Vaterlandes ist, sondern auch Selbstbestätigung und Befriedigung jedes einzelnen Individuums), heute sind sie über Vorarlberg und Liechtenstein hereingebrochen. Diesmal keine «umgedrehten», sondern echte Russen, und wieder haben die Festungsartilleristen bei Sargans und auf der Luziensteig auf sie geschossen, aber es waren ihrer zu viele. Der Kerenzerberg mag für ihre Panzer und schweren Geschütze ein letztes Hindernis darstellen, aufhalten kann sie jetzt niemand mehr. Unser Festungsstab, der sich wieder «Generalstab der Schweizer Armee» nennt, tagt ununterbrochen. Über eines ist man sich vom General bis zum letzten HD wie mir im klaren: Jetzt heisst es Farbe bekennen, rotweisse Farbe. Wenn wir jetzt nicht trotz Minderzahl und trotz fehlender moderner Waffen wie Panzer oder Flugzeugen einen letzten tapferen Schritt gegen unsere deutschen Besatzer wagen, werden die Alliierten nicht einen Funken Achtung mehr vor unserem Lande haben. Aber auch so muss unsere Lage für Freund und Feind in einem schiefen Licht erscheinen. Ist es denn wirklich eine Heldentat, den letzten kümmerlichen Rest einer bereits zum Untergang verdammten deutschen Armee anzugreifen und vielleicht sogar tatsächlich zu dezimieren, wenn wir mit so grossen Opfern rechnen müssen? – Es bleibt uns keine Wahl. Ehre und Prestige verlangen es. Wir greifen morgen früh an. Ich habe die Aufgabe, unsere Bevölkerung in letzter Minute davon in Kenntnis zu setzen und um jede mögliche Unterstützung unserer Aktion zu bitten.

2. Mai 1945

Unsere Truppen sind ungehindert bis an den Vierwaldstättersee vorgedrungen und haben bei Brunnen erste Feindberührung ge-

habt. Die Deutschen waren von unserem unerwarteten Auftauchen derart überrascht, dass sie zunächst kaum Widerstand leisteten. Erst bei Goldau formierten sie sich zwischen Rigi und Rossberg zu einem geschlossenen Abwehrriegel und brachten unseren Truppen ziemlich schwere Verluste bei, die für uns umso schmerzlicher sind, als wir keinen Mann und kein Gewehr zuviel haben.

Ich selbst kann natürlich mit meinem Hinkebein nicht dabei sein, ich sitze nach wie vor in unserer Übermittlungszentrale und betätige mich (buchstäblich wie einst im Mai) mit Dechiffrierversuchen feindlicher Meldungen. Die Deutschen scheinen noch immer den gleichen alten Typ der Enigma-Maschine zu benutzen, mit der wir selbst arbeiten. Das erleichtert natürlich manches. So konnte ich zum Beispiel einwandfrei die Worte «Sperrriegel» und «Walchwil» entziffern und dafür sorgen, dass unser Generalstab umdisponiert und eine Schwenkung Richtung Küsnacht-Luzern anordnen wird. Dabei scheint es uns erstmals gelungen zu sein, etwas Luftunterstützung der Freifranzosen zu bekommen, die augenblicklich Genf umzingelt halten. Zwei Morane-Jäger sollen uns den Engpass nahe der Hohlen Gasse freischiessen. Hoffentlich klappt es. Aber wir wissen ja, dass die Deutsche Luftwaffe kaum mehr imstande ist, aufzusteigen, und der Luftwaffenstützpunkt Emmen wurde erst vorgestern von den Amerikanern unbrauchbar gebombt.

3. Mai 1945

Der Durchbruch ist gelungen, die Deutschen haben sich überraschend hinter Luzern zurückgezogen, wo das Gelände für ihre Panzer wesentlich günstiger und für uns fast unpassierbar ist. Dafür hat sich ein Bataillon unserer Festungstruppen in Richtung Sustenpass in Bewegung gesetzt, um das Oberwallis von den deutschen Restbeständen im Berner Oberland abzuschneiden.

4. Mai 1945

Tolbuchin hat auf den gleichen Wegen wie Dietl vor fünf Jahren, nämlich dem Zürichsee entlang und über den mittleren Thurgau, Zürich erreicht und die Deutschen nun ihrerseits nordwärts über den Hochrhein abgedrängt, wo sie früher oder später den Franzosen in die Hände fallen werden. Aber noch steht fast eine ganze Division Waffen-SS im Schweizer Mittelland, wahrhaftig kein angenehmer Gegner. Ob allerdings die «Befreier» auch nur um ein Haar besser sind, wird sich zeigen. Es geht ihnen ein übler Ruf als Totschläger, Plünderer und Vergewaltiger voraus. Noch wissen wir nichts Näheres, von solchen Dingen pflegt in keinem Frontbericht die Rede zu sein.

Unsere tollkühne Offensive ist jetzt, wo der Überraschungseffekt vorbei ist, erlahmt. Mit unseren primitiven Waffen und fast ohne Nachschub (woher auch?) sind wir den Deutschen hoffnungslos unterlegen. Und es hilft uns auch wenig, dass laufend junge Schweizer zu uns überlaufen. Wie sollten wir sie bewaffnen? Wie uniformieren? Unsere Helferinnen aus den nahen Urner Dörfern nähren auf Teufel komm raus Armbinden mit dem Schweizerkreuz, aber was nützt uns das? Wenn morgen die Russen nicht über die Reuss vorstossen und uns Flankenschutz geben, sind wir verloren.

5. Mai 1945

Die Franzosen kommen uns der Emme entlang näher und treiben die Deutschen vor sich her. Die Sowjettruppen aber stehen, wie wir aus einem aufgefangenen Tagesbefehl wissen, Gewehr bei Fuss am Ostufer der Reuss und sehen zu, wie die Unseren und die Deutschen sich die Köpfe blutig schlagen. Für sie sind wir genauso Feinde wie das Hitlerpack. Für sie sind wir das, was die Deutschen aus uns machen wollten, und was wir selber nie waren – Deutsche, Njemetzky, Fremde, mit denen man nicht reden kann und soll!

7. Mai 1945

Der Rest der deutschen Südarkmee ist endgültig umzingelt. Und unsere Bataillone leider damit! Es ist ein wahrer Hexenkessel dort unten zwischen Aare, Reuss und den Voralpen. Unsere Verbände schlagen sich heldenmütig, aber auch diesmal wieder ohne Aussicht auf ein ehrenhaftes Ende. Sie sind längst nicht mehr eine einheitliche und auch keine einheitlich führbare Truppe mehr, sondern in vier oder gar fünf kleine Heerhaufen aufgesplittert. Und die Russen schauen nach wie vor zu. Ein zweites Marignano! Nördlich des Kessels, bei Windisch, haben sich Franzosen und Russen «symbolisch die Hände gereicht», wie BBC London und ein unbekannter amerikanischer Feldsender übereinstimmend berichten. Musste es ausgerechnet auf dem Boden des historischen römischen Legionslagers Vindonissa sein, dem Symbol jahrhundertelanger Fremdherrschaft?

Ich bin allein auf meinem Posten am Mikrofon. Otto, der in den letzten Tagen wieder abwechslungsweise mit mir Dienst tat, erhielt trotz seines Alters die Erlaubnis, sich den kämpfenden Verbänden anzuschliessen. Er wird zusammen mit dem allerletzten Aufgebot Richtung Innerschweiz abtransportiert werden.

Soeben wird bekannt, dass das Oberkommando der Wehrmacht europaweit um Waffenstillstand nachgesucht hat. Heute punkt Mitternacht soll er in Kraft treten. Endlich!

8. Mai 1945

Es wird weiter geschossen! Die eingeschlossenen Deutschen geben nicht auf, sie hoffen noch immer, sich durchschlagen zu können. Wohin? Und was ist mit den Unsem, den bedauernswerten armen Teufeln? Wir haben das Gefühl, früher oder später erbarmungslos einzeln abgeschlachtet zu werden. Für nichts und wieder nichts!

9. Mai 1945

Der Waffenstillstand ist jetzt bereits seit 36 Stunden in Kraft und wird von den deutschen Verbänden im Raume Luzern / Urkantone tatsächlich auch eingehalten. Und trotzdem wird weitergeschossen. Aber nicht mehr auf den Feind aus dem Osten, sondern nur noch auf uns, denn wir sind ja in ihren Augen keine Feinde, nur meuternde Deutsche, und gegen die kann es, so sagen sie, kein Pardon und keinen Waffenstillstand geben. Verrückte Welt! Sie haben sich jetzt eindeutig südlich ausgerichtet und kämpfen sich buchstäblich Meter für Meter uns entgegen. Noch haben sie die wirksameren Waffen. Gegen ihre Panzer sind wir machtlos. Die Westalliierten stossen vorsichtig nach, sie sind jetzt über das Entlebuch und den Brünig gekommen. Und die Russen sehen nach wie vor zu.

Es ist jetzt ganz klar, was die Deutschen wollen. Sie versuchen unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte, uns aus der Festung zu verdrängen und sich selbst hier oben zu verschanzen. Zufällig ist es mir gelungen, den Decknamen ihrer Unternehmung zu dechiffrieren: Er lautet «Kyffhäuser». Ausgerechnet Kyffhäuser! Ein Treppenwitz der Geschichte! Aber es darf ihnen nicht gelingen, unter keinen Umständen. Einmal muss Schluss sein, endgültig Schluss!

10. Mai 1945

Nun ist es also doch passiert. Endlich. In der Nacht auf heute scheinen sich die Roten eines Besseren besonnen zu haben. Sie greifen über den Klausenpass an, während anscheinend, soweit wir feststellen können, die Franzosen über den Susten im Anmarsch sind. Für uns gilt die Parole: Die Gotthardfestung wird gehalten!

Am späten Nachmittag ist alles vorbei. Die Deutschen haben aufgegeben. Auf Schweizerboden wird nirgendwo mehr gekämpft. Aber wer von den Alliierten wird als erster da sein?

Das ist jetzt die bange Frage. Heute jedenfalls keiner mehr von beiden. Man weiss aber jetzt im alliierten Hauptquartier wohl, wer wir sind. Das ist beruhigend.

11. Mai 1945

Verfügung unseres Generalstabs: Für uns ist der Krieg vorbei, der Aggressor ist vernichtet und die beiden Alliiertenheere können nicht unsere Feinde sein. Für uns gilt nach wie vor die Maxime der ewigen Neutralität, und in diesem Sinne sind alle eventuellen Emissäre zu behandeln.

So hiess es heute vormittag noch. Am Nachmittag sah es allerdings etwas anders aus. Unsere Vorposten in Göschenen melden die Ankunft zweier bewaffneter Delegationen, einer westalliierten und einer sowjetischen. Wir liessen sie befehlsgemäss bis zu einem unserer Festungstore passieren, forderten sie dann aber auf, am Toreingang ihre Waffen abzugeben. Die drei amerikanischen, britischen und französischen Obristen akzeptierten die von unserem Oberstbrigadier Nüssli vertretene These, wonach das Gebiet der Gotthardfestung nach wie vor international anerkannter Schweizer Boden sei, der nie seinen Besitzer gegen einen Besatzer eingetauscht habe. Der russische Oberst hingegen protestierte energisch gegen eine solche Unterstellung. Man wisse in Moskau genau, dass das Territorium zwar von den Deutschen nie vollständig erobert werden konnte, dass aber die angeblichen Schweizer Truppen, die sie verteidigten, zum grossen Teil aus übergelaufenen deutschen Wehrmachtsangehörigen bestünden, die in ihren Augen nach wie vor als Deutsche zu behandeln seien.

Ich weiss nicht, ob der Russe damit das Tiroler Alpenjägerregiment meinte, das vor zwei Jahren zu uns überlief, oder die paar zwangseingedeutschten Schweizer, denen die Flucht ins Reduit gelungen war. Mich persönlich wird er wohl kaum damit gemeint haben, obschon die Schilderung des Obersten haargenau auf mich

zutrifft. Ich bin ja sogar noch immer, wie mir gerade jetzt siedendheiss bewusst wird, Opportunisten-Parteigenosse.

Da das gegenseitige Misstrauen nicht ausgeräumt werden konnte, einigten sich die Parteien schliesslich darauf, die Unterhandlungen zwar waffenlos, aber nicht im Festungsinneren, sondern in einem improvisierten Zelt im Freien zu führen. Ich selbst hatte dabei die Aufgabe, beim Aufstellen der Zeltmasten und fünf Fahnenmasten behilflich zu sein, die die amerikanische, die britische, die französische und die Sowjetfahne (und natürlich auch das Schweizerkreuz) tragen sollten. Nun hatten wir zwar Schweizerfahnen in Hülle und Fülle in unserem Reduit-Fundus, aber aus Neutralitätsgründen sowenig alliierte wie deutsche oder italienische Fahnen. Also wurden die Pourparlers einstweilen unterbrochen, und die ausländischen Delegationschefs schickten ihre Kurriere aus, so schnell wie möglich das Nötige zu besorgen. Das gab uns Zeit, unsere organisatorischen Vorbereitungen zu treffen, während die fremden Abordnungen mit Brot, Käse und Büchsenfleisch aus unseren noch immer reichlichen Beständen verköstigt wurden. Dass in unseren Vorratslagern fast noch reichlicher Konserven, Colabüchsen und sogar Champagnerflaschen aus amerikanischen Heeresbeständen liegen, geht im Augenblick niemand etwas an. Die brauchen wir noch zum Feiern, wenn wirklich alles endgültig vorüber ist.

Ich muss bei dieser Gelegenheit etwas sehr Persönliches einflechten, das mich etwas erschreckte und mir noch jetzt zu denken gibt. Beim Aufstellen des mittleren, des schweizerischen Fahnenmastes hatte ich plötzlich eine Art Déjà-vu-Erscheinung. Ich hatte mit einem Male das Gefühl, das alles sei schon einmal, irgendwann in einem früheren Leben oder so, geschehen. Gleichzeitig verspürte ich eine heillose Angst, der Mast könnte umkippen und mich erschlagen. Das alles dauerte aber nur Bruchteile von Sekunden, dann hatte ich mich wieder voll in der Gewalt. Ich

glaube, meine Kameraden haben nicht einmal etwas gemerkt.

12. Mai 1945

Es dauerte bis zum nächsten Morgen, bis die Abgesandten mit ihren Nationalemblemen wiederkehrten. Die Delegationen bestanden darauf, bewaffnet im Zelt zu schlafen und Wachen einzuteilen, was wir ihnen selbstverständlich nicht verweigern konnten.

Ganz überraschend wurde ich heute zu dieser (wie Hitler gesagt haben würde) «historischen Begegnung» auf der Alpmatte vor unserem Festungstor abkommandiert. Als Dolmetscher. Das hat man nun davon, wenn man in den ersten beiden Uni-Semestern fünf Fremdsprachen gleichzeitig belegt und auch Russisch nicht ausgespart hatte! Obschon ich natürlich zu absoluter Verschwiegenheit verpflichtet bin, kann ich es mir nicht verkneifen, Inhalt und Ablauf des kuriosen Vorgeplänkels wenigstens in einer Zusammenfassung festzuhalten:

Es ging zunächst darum, festzustellen, in welchem Status wir übriggebliebenen Schweizer uns befinden. Der Russe bestand darauf, uns als Feinde zu behandeln, weil die Schweiz sich sozusagen wehrlos und ohnmächtig dem Grossdeutschen Reiche angeschlossen habe. Er sehe nicht ein, warum wir anders behandelt werden sollten als zum Beispiel Österreicher oder Danziger. Ausserdem sei bereits in Jalta festgeschrieben worden, dass das gesamte Alpenland vom Neusiedler- bis zum Bielersee unter sowjetische Besatzung kommen solle.

Amerikaner und Briten waren bereit, unseren ungebrochenen Verteidigungswillen anzuerkennen und beharrten darauf, wir Gotthardverteidiger seien als Relikt der ehemaligen Schweiz zu sehen, und der nächste Schritt müsste die volle Wiederherstellung unserer Souveränität einschliesslich der französisch-, italienisch- und romanischsprachigen Landesteile sein.

Die Franzosen wiederum argumentierten, französischsprachende Gebiete unter gar keinen Umständen einer anderen Autorität als der Frankreichs zur Verwaltung oder gar zu Eigentum zu überlassen. Wenn Stalin es in Jalta durchgesetzt habe, das Land bis zum Bielersee zu okkupieren, könne das nichts anderes heissen, als dass westlich davon allein Frankreich das Sagen haben sollte.

13. Mai 1945

Unter diesen Zänkereien ging der Tag vorbei, ohne dass man zur eigentlichen Sache gekommen war, nämlich der Frage, wessen Freunde und wessen Feinde nun eigentlich wir, die neuen Urschweizer seien. Man vertagte die Sitzung und nahm wieder ein bescheidenes Mahl ein. Schliesslich kam man abends spät ins Plaudern und Erzählen und zu einem vorsichtigen Erfahrungsaustausch, wobei ich wiederum dringend benötigt wurde, wenn der Sowjetoffizier etwas zum Besten geben wollte. So kam es, dass ich Ohrenzeuge einer höchst sonderbaren Geschichte wurde, auf die sich keiner der Anwesenden ausser mir selbst einen Reim machen konnte. Der russische Oberst, Michail Fjodorowitsch Poljakin heisse er, verriet er in später Stunde nach diversen Enzi-anschnäpsen, und wir sollten ihn alle nur Mischa nennen; also Oberst Mischa erzählte folgende Geschichte:

«Als wir vor ein paar Tagen befehls-gemäss den Vormarsch unserer Truppen am Ufer des Flusses Rjuss zum Stehen brachten und die Kampfhandlungen am anderen Ufer beobachteten, kam plötzlich ein älterer korpulenter Mann in Zivil auf uns zu, der eine Sowjetfahne schwenkte. Anscheinend ein Parlamentär. In etwas mühsamem Russisch fragte er, ob wir Stabsoffiziere des Generals Tolbuchin seien. Wir verneinten und verwiesen ihn an den General, der etwa 100 Arschin rechts neben uns seinen Stab um sich versammelt hatte. Der Alte trottete hinüber und schrie etwas, was ich nicht eindeutig verstehen konnte. Nur eins verstand ich, was

er besonders laut herausbrüllte: «Saba- ka!», «ihr feigen Hunde!». Ein Adjutant des Generals packte ihn am Kragen, um ihn festzunehmen. In diesem Augenblick erfolgte eine fürchterliche Detonation und der Dicke war buchstäblich vom Erdboden verschwunden. Mit ihm aber auch der General und seine Stabsoffiziere. Wir selbst wurden von der Druckwelle zu Boden geworfen und zum Teil leicht verletzt. Ich selbst habe nichts abbekommen. Aber von den Leuten des Generals ist nicht einer am Leben geblieben. Und wir fragen uns immer wieder: Wer könnte das gewesen sein? Ein Deutscher in Zivil? Ein Einheimischer? Ein Sympathisant, der plötzlich den Verstand verloren hat? Denn woher hatte er das rote Fähnchen mit Hammer und Sichel haben können? Und was wollte er wirklich?»

Ich weiss es. Ich ganz allein, denn vor seinem Abrücken ins Kampfgebiet habe ich ihn noch einmal gesehen. Er war unnatürlich korpulent, und als ich mich darüber lustig machte, hielt er den Finger an den Mund: «Seht!» Unter seiner Jacke trug er drei Dynamitpatronen um den Leib gebunden. «Viel Vergnügen im Sowjetparadies!», grinste er. «Nichts für Otto! Vielleicht hat Winkelried wirklich gelebt! Ciao, machs gut!»

*

Hier brechen die Tagebucheintragungen erneut für einige Wochen ab. Ich vermute, dass Joseph Andermann unter verschärfte Schweigepflicht genommen wurde, die unter anderem auch jede Möglichkeit ausschliesst, sich schriftlich zu äussern. Jedenfalls scheiterte mein Versuch, ihn in dieser Angelegenheit persönlich zum Reden zu bringen, kläglich. Andermann schwieg sich beharrlich aus, und dabei wäre doch so unendlich vieles zu klären gewesen. Vor allem irritierte mich die Déja-vu-Sache mit dem Fahnenmast. Ich hatte gehofft, endlich einmal auf diesem Wege an die Weggabelung seines Doppellebens heranzukommen, denn

mir schien, er sei in diesem Augenblick ums Haar an der Chance vorbeigeschlittert, von seiner Traumwelt zu uns in die reale Welt zurückzufinden.

Wir erfahren also weder schriftlich noch mündlich etwas über die Zeit zwischen dem 13. Mai 1945 und dem 8. Juni dieses Jahres. Es scheint aber, dass mein Pflegling sich auch diesmal wieder unbeschadet aus den Wirrnissen dieser Übergangsphase von Krieg und – sagen wir einmal – Nicht-Krieg, denn von einem Frieden wage ich nicht zu sprechen, herausmogeln konnte. Der erste Eintrag der neuen Tagebuchblatt-Serie kommt mit keinem Wort auf Vergangenes zu sprechen, sondern beginnt gleich mit neuen «Tatsachen», die übrigens sonderbarerweise auf ihre Art wirklich Tatsachen waren, nur wurden die fraglichen russischen Fremdtruppen nicht bei Genf, sondern bei Weitensfeld in der Steiermark, und nicht von den Franzosen, sondern von den Amerikanern den Sowjets ausgeliefert. General von Pannwitz wurde in Moskau gehängt, und von seinen Kosaken ist tatsächlich wohl keiner mit dem Leben davongekommen.

sig. G. Winkler

*

8. Juni 1945

Schon wieder einmal mit einem blauen Auge davongekommen! Ab heute bin ich wieder ein freier Mann, soweit ein Mensch unter russischer Besatzung überhaupt frei sein kann. Die Befragung meiner ehemaligen Arbeitskollegen (das heisst jetzt «Genossen») haben meine Aussagen bestätigt, dass wir im Interesse der Alliierten Sabotage an den V2-Stabilisatoren getrieben hätten. Wo ich allerdings mein steifes Bein geholt habe, will anscheinend niemand wissen. Ausserdem brauchen die Russen dringend Dolmetscher für den Umgang mit ihren Bundesgenossen, besonders Französisch spricht nach der Liquidation des russischen Adels in

den Revolutionsjahren kein Mensch mehr in Russland. Und da kam mir wiederum der Zufall zu Hilfe, indem «Oberst Mischa» als neuer Kommandant der Gotthardfestung meine Übersetzerleistungen damals am Tag der ersten Kontaktnahme schamlos zu übertreiben geruhte.

In meiner neuen Eigenschaft als Armeedolmetscher wurde ich vorgestern nach Düdingen im ehemaligen Kanton Freiburg abkommandiert, wo die Übergabe von 30'000 Mann zu den Deutschen übergelaufener Kosaken stattfinden sollte. Der begleitende freifranzösische Colonel vertrat allerdings die (sicher richtige) Ansicht, es handle sich um Kriegsgefangene, die einfach zu den deutschen Waffen gepresst worden seien, was mein sowjetischer Vorgesetzter kurz mit den Worten abtat: «Fahnenflüchtige und Verräter, nichts weiter!».

Um 11 Uhr rollte der erste Zug von Freiburg her über die neue Grenze. Güterwagen, Viehwagen, offene Loren und ein paar uralte Personenwaggons, vollgepfropft mit Menschen. Nicht nur Soldaten, auch Frauen waren darunter, sogar Kinder, scharf bewacht von französischen Infanteristen, die sogleich nach Anhalten des Zuges von sowjetischen Soldaten oder wahrscheinlich eher Kommissaren (so genau vermag ich das noch nicht zu unterscheiden) abgelöst wurden. Dieser winzige Augenblick der Wachablösung wurde von einer Gruppe von Gefangenen zu einem verzweifelten Fluchtversuch benützt, der aber prompt in einer Maschinengewehrsalve blutig erstickt wurde. Nur zwei Mann gelang es, sich hinter die Gruppe französischer Parlamentäre zu flüchten. Der Wortführer der Sowjets schrie seinen Leuten zu, das Feuer einzustellen und winkte mich heran, die Franzosen aufzufordern, die beiden unverzüglich auszuliefern.

Die Poilus berieten kurz unter sich. Dann erklärten sie durch mich, die beiden Flüchtigen seien als französische Kriegsgefangene zu betrachten und könnten nicht ausgeliefert werden. Diese Antwort brachte den Russen derart in Rage, dass er seinen Leuten

befahl, die armen Teufel ohne Rücksicht auf die Waffenbrüder und ihre Weigerung aus der Gruppe herauszugreifen und augenblicklich standrechtlich zu erschiessen. Das alles geschah vor meinen Augen, und ich konnte natürlich ebensowenig dagegen tun wie die Franzosen. Diese schienen sich allerdings aus dem flagranten Völkerrechtsbruch ihrer wenig beliebten Waffenbrüder nicht besonders viel zu machen, sondern zuckten nur die Achseln: Tant pis! Man zündete sich eine Zigarette an und liess sich vom Waffenbruder Feuer geben. Tant pis!

9. Juni 1945

Noch sieben Transporte dieser Art mussten gestern bis in die späte Nacht hinein abgefertigt werden. Zwischenfälle gab es keine mehr, wenigstens keine, von denen man auf sowjetischer Seite erfuhr. Aber schon heute vormittag wusste ich es besser. Ich war, versehen mit einem Beglaubigungs- und Ermächtigungsschreiben, vom russischen Kommandeur der «Repatriierungskommission» abkommandiert, mich mit dem französischen Begleitpersonal des letzten Transportzuges zusammen in die Artilleriekaserne Bière zu begeben und dort im aufgelösten Kosakenlager die schriftliche Bestätigung der Sowjets zu überreichen, dass die repatriierten Truppen ordnungsgemäss und vollzählig von der Sowjetarmee übernommen würden.

Ich war etwas überrascht von diesem Auftrag, den ich ja ohne Weiteres zu einem Fluchtversuch ins westalliierte Gebiet hätte missbrauchen können. Was ich übrigens nach einigem Überlegen auch tatsächlich plante. Als unser Zug die Demarkationslinie unmittelbar vor Freiburg passiert hatte, erfuhr ich von den mitfahrenden Franzosen etwas, was auf unserer Seite drüben sorgfältig verschwiegen worden war: Das Abkommen von Jalta hatte bei der Festlegung der Demarkationslinie zwischen den alliierten Besatzungsmächten ausdrücklich festgehalten, dass Freiburg unter französische Verwaltung fallen werde. Dass dabei aber das ande-

re Freiburg, nämlich das im badischen Breisgau, gemeint war, entging anscheinend dem schlaun Stalin und seinen Beratern vollständig. Und so wurde aus Freiburg eben Fribourg.

Ich vermute, die welschen Kameraden rieben mir das unter die Nase, weil sie mich für einen Stiefellecker der Russen hielten und mich ärgern wollten. Als ich aber herzlich über den Lapsus Stalins mitlachte und mich als zwangsrekrutierten Schweizer zu erkennen gab, verrieten sie mir sogar, dass es irgendwo auf der Strecke so eine Art «Leck» gebe, in dem regelmässig Dutzende von Wlassow-Russen «verlorengingen». Man pflege ganz bewusst wegzusehen, weil man die armen Teufel nicht alle in den sicheren Tod schicken wolle.

Warum sie denn nicht gleich die ganze Truppe hätten fliehen lassen, fragte ich. Lange Gesichter zunächst, dann bitteres Lachen. «On pouvait quand-même pas arriver sans rien de tout!» Da hätten die Iwans vermutlich sie selbst statt der Kosaken nach Sibirien geschickt.

Über Lausanne und Morges ging es landeinwärts mit dem Bière-Apples-Morges-Bähnchen. In Apples suchte ich Mme. Fazan, eine Kusine Tschannens auf, um ihr zu sagen, dass es Fredy meines Wissens ordentlich gehe und er sich momentan noch immer auf dem Bürgenstock zur Ausheilung seiner Verwundung befinde. Das war natürlich gelogen, denn ich musste annehmen, dass unsere «Befreier» nicht gerade zimperlich mit Rekonvaleszenten in deutscher Uniform umgingen. Aber vielleicht war Tschannen tatsächlich noch rechtzeitig nach Hause entlassen worden.

Mme. Fazan, stattlich und blond wie ihr Vetter, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, wie sie sozusagen als Idealburgunderin in den grossen Jubiläums-Umzug «Anderthalb Jahrtausende Deutsch-Burgund» gesteckt worden war, weil sie ja etwas Deutsch konnte, dass sie aber die ganze Riesenfête ebenso lächerlich wie unmoti-

viert finde und dass die Idee nur von einem Klüngel von Narren stammen könne. Ich verschwieh wohlweislich, dass ich selbst zu diesen Narren gehört hatte. «Sie wollten mich sogar als Kriemhild, oder wie das Weib heisst, auf einem dekorierten Wagen mitführen. Vous savez, die Romands sind einer Fête grundsätzlich nie abgeneigt, aber wir finden nun wirklich, es sei ein Affront, uns ausgerechnet in der schönsten Weingegend mit deutschem Bier besaufen zu müssen. A ça, alors! das geht doch zu weit, Monsieur. Jetzt haben wir es ja selbst am eigenen Leibe erfahren – ces sacrés Allemands, ce sont tous les mêmes.» Da seien ihr sogar die Russen lieber, die augenblicklich wie die Heuschrecken hier in der Gegend hausten. Und so erfuhr ich denn auch, dass hier in Apples das «Leck» war. Beim Einladen der Kosaken. Wer seine Landsleute und ihr Väterchen Stalin kannte, zog es vor, bei den Franzosen Unterschlupf zu suchen. Meistens sogar mit Erfolg.

Ich aber kehrte brav und programmgemäss unter die Fittiche meiner ungebetenen Befreier zurück. Ich Esel.



I. August 1945

Haben die Deutschen übertrieben, was die Greuelthaten der Russen angeht? Jedenfalls zu einer Massenschlächtereier unter der Zivilbevölkerung ist es bisher nicht gekommen, was man so hört, abgesehen von einigen Vergewaltigungen in den ersten Tagen und der Jagd auf Nazibonzen, die im Volk ohnehin unbeliebt waren. Dass allerdings auch Funktionäre der Partei schweizerischer Herkunft dabei waren, ist eher für uns als für sie beschämend. Wie man hört, ist den meisten dieser Leute ausser Lagerhaft auf unbestimmte Zeit nichts geschehen.

5. August 1945

Teils sicher mit gutem Grund, teils aber auch nur aus dem Bestreben, sich bei den neuen Machthabern anzubiedern oder ein persönliches Mütchen an einem lästigen Nachbarn zu kühlen, treibt das Denunziationswesen üppige Blüten. Es bleibt nur zu hoffen, dass die in Eile von den Besatzern eingesetzten Untersuchungskommissionen die Spreu vom Weizen zu trennen imstande sind.

11. August 1945

Oberlis, unsere Nachbarn, sind mit fliegenden Fahnen im wahrsten Sinn des Wortes zurück zu den Roten übergelaufen. In den ersten Tagen mussten wir fürchten, von ihnen angeschwärzt zu werden, weil sie wissen, dass ich bei diesem Schulungskurs in Sonthofen dabei war. Aber ein grotesker Zwischenfall hat uns wieder einmal vor dem Schlimmsten bewahrt. – Das war so: Oberlis hatten, wie viele andere russenfreundliche Familien, einen höheren Offizier zur Einquartierung zugewiesen bekommen, und jetzt sind sie, die an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnte Arbeiterfamilie, natürlich aus allen Wolken gefallen.

«Stellen Sie sich die Schweinerei vor, Frau Andermann! Das darf doch einfach nicht wahr sein», schimpfte die Nachbarin. «Jeden Tag muss ich die Klosettbrille unseres Abtritts mit Wasser und Seife fegen, weil der Kerl sie mit Urin und Kot vollmacht. Nimmt mich bloss wunder, wie er das fertigbringt.» – «Das kann ich Ihnen sagen», erwiderte meine Mutter und hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, «in primitiven Ländern gibt es eben keine Abortschüsseln, nur einen Abfluss am Boden und zwei Fusstritte rechts und links zum Draufstehen. Der arme Kerl wird sich sicher schon sehr darüber gewundert haben, dass wir bei uns hier statt der Fusstritte einen hölzernen Ring benützen, wo das Hinaufsteigen schon im nüchternen Zustand nicht leicht ist. Man müsste es ihm einmal erklären!» – «Wer dann um des Himmels willen? Der kann doch kein Deutsch, der Major.»

– «Aber Joseph kann Russisch», beruhigte meine Mutter die Nachbarin, «wenn er nachhause kommt, werd' ich es ihm sagen.»

So kam es, dass ich Major Lykin aus Nowosibirsk Unterricht im Gebrauch mitteleuropäischer Sanitärinstallationen geben musste. Es gelang mir erstaunlicherweise sogar, ihm klarzumachen, dass bei uns das Schnutzen durch die Finger und das Spucken auf den Zimmerboden seit mindestens hundert Jahren als unfein gelte und eines Vertreters einer solchen Grossmacht nicht würdig sei.

Die Oberlis, die sich so etwas selbst dann nie getraut hätten, wenn sie des Russischen mächtig gewesen wären, anerkennen uns seither anscheinend wieder als Mitbürger, wenn auch nicht als Genossen. Und das ist gut so.

13. August 1945

Ich hatte mir eigentlich immer gewünscht, finanziell wenigstens so gestellt zu sein, dass ich es mir aussuchen könnte, wann und wo ich einer Arbeit nachgehen könnte. Heute bin ich froh, dass ich es nicht so weit gebracht habe, und auch, dass mein Vater es dank seiner politischen Nicht-Einsicht unter dem deutschen Regime nicht weiter als bis zum Werkmeister der Hermann-Göring-Saurer-Werke gebracht hat. Sonst würden wir nämlich als Kapitalisten gelten, und Kapitalisten haben unsere neuen Herren mindestens so sehr auf dem Strich wie vordem die Nazis die Juden.

14. August 1945

Sowenig wie wir spürbare Nachteile haben, weil wir nicht reich sind, sowenig haben wir natürlich auch Vorteile, weil wir nicht arm sind. Wir schwimmen so mittendrin, weder verfolgt noch gehätschelt; am ehesten könnte man das «geduldet» nennen. Sogar eine feste Arbeit habe ich wieder, allerdings nicht gerade einen Traum Beruf, aber eine Beschäftigung, die mich zwangsweise un-

ter die Leute bringt: Ich werde Strassenbahnschaffner. So habe ich wenigstens einen «Tramberuf».

30. August 1945

Knapp acht Tage lang hat mich ein pensionierter Trämmler (nachgewiesenermassen Gewerkschafter und Antifaschist, sonst wäre er nie zu diesem Ehrenamt gekommen!) in den Funktionen eines Trämlers unterrichtet. Sogar an die Steuerkurbel durfte ich, aber das werde ich wohl nur in den allerdringlichsten Fällen je brauchen können. Und seit heute morgen 5.30 Uhr bin ich im Einsatz. Passagiere sind allerdings meist nur die Iwans, die sich standhaft weigern, ein Billet zu lösen. Was soll man dagegen machen? Einer meiner Kollegen soll beim Versuch, einen solchen blinden Passagier hinauszwerfen, ohne grosses Federlesen erschossen worden sein. Die Brüder haben auch nicht unbedingt den Ehrgeiz, irgendwohin zu gelangen, ihnen kommt es darauf an, möglichst viele Armbanduhren von den Handgelenken der Einheimischen zu reissen und dann mitten in der Fahrt abzuspringen. Da sie nicht einmal ihre eigene Sprache lesen können, geschweige denn Deutsch, sagt ihnen die Vorschrift «Linke Hand am linken Griff» natürlich nichts. Ihrer eigenen Weltanschauung zum Trotz springen sie mit rechter Hand am rechten Griff, und das bekommt den wenigsten.

Anhalten und Helfen kommt allerdings nicht in Frage, das ist streng verboten, der Fahrplan muss rigoros eingehalten werden. Ehrlich gesagt tun mir eigentlich nur die entrissenen Uhren leid, die bei solchen Unfällen kaputt gehen.

Man mag mir eine gewisse Rohheit in der Ausübung meines Berufes nachsagen, aber seit gestern bin ich gegen solche Vorwürfe völlig immun. Ich habe nämlich bei dieser Gelegenheit etwas in Erfahrung gebracht, was mich von meinem Wahn, die neuen Besatzer seien nur halb so schlimm, gründlich geheilt hat.

In einem Krieg wird getötet, das war immer so. Nur beschränkte sich in den letzten dreihundert Jahren das Töten möglichst nur auf den bewaffneten Gegner. Frauen, Kinder, Greise und andere Hilflose wurden einigermassen geschont. Das ist nun wohl endgültig vorbei.

Was sich aber die Russen bei uns geleistet haben sollen (in den Zeitungen war natürlich nichts darüber zu lesen, und auch das Radio schwieg sich darüber aus), ist so ungeheuerlich, dass ich es kaum glauben kann:

Schon in den ersten Wochen der «Befreiung» wurden die Deutschen, soweit sie irgendeine Uniform trugen, in Kriegsgefangenschaft und nach Osten deportiert. Man munkelt von Sibirien, wo sie vermutlich in die Bergwerke geschickt wurden. Was man mit dem nicht mehr wehrtüchtigen Feind anfangen sollte, war kurze Zeit in den neuerrichteten Kommandaturen noch umstritten. Frisch verwundete Soldaten des Feindes (wozu natürlich auch die Schweizer in deutschen Uniformen gehörten) wurden entweder sich selbst überlassen oder umgebracht. Dass dies aber in grossem Stile in der Heeres-Genesungsstätte Bürgenstock, wo ich ja selbst eine Zeitlang gelegen hatte, praktiziert worden war, ist ungeheuerlich. Aber es soll stimmen. Die Roten prahlen sogar öffentlich damit. Es heisst, man habe die bettlägerigen Patienten ganz einfach über die Hammetschwand hinuntergeworfen. Selbst der wahnsinnige Römerkaiser Tiberius, der auf Capri seinen eigenen Tarpeischen Felsen besass, kann nicht so pervers gehandelt haben. Ich kann nur hoffen, mein Freund Tschannen, von dem ich noch immer nichts gehört habe, sei bereits entlassen gewesen und befinde sich in Sicherheit.

8. September 1945

Gestern gegen Abend hatte ich Toni Winiger unter den Passagieren. Er sah erbärmlich aus, bleich und mager und fast ein wenig

verwahrlost. Als ich ihn bediente, blickte er wie ein geprügelter Hund zu mir auf. «Was ums Himmels Willen ist denn mit dir los?» fragte ich. Toni schüttelte nur den Kopf. «Hedi», seufzte er nur, «Hedi!». – «Was ist mit deiner Frau? Krank?» – Wieder dieses Kopfschütteln. «Ich kann hier nicht reden. Darf ich heute abend zu euch kommen?»

Toni kam, und wir erfuhren seine Geschichte. Seine Frau, ein hübsches kleines Persönchen, das zu Tonis Leidwesen alle seine Freunde mit seiner etwas provokanten Art, beim Gehen die wohlproportionierten Hüften zu schwenken, verrückt gemacht hatte (ich muss gestehen, dass auch ich unter diesen Freunden war, und man es eigentlich fast mehr einen Zufall nennen muss, dass weiter nichts geschah), also seine Hedi hatte es sich anscheinend nicht verkneifen können, die erotische Wirkung ihres Hinterteils auch in der «Hecht»-Bar an einer Gruppe russischer Offiziere auszuprobieren. Mit dem Erfolg, dass die Iwans mit vorgehaltener Waffe die Bar unverzüglich räumten, Tonis Frau aber auf die gleiche Weise am Verlassen des Lokals hinderten. Der Wirt fand sie am nächsten Morgen mit zerfetztem Unterzeug und blutüberströmt hinter der Theke. Zu Tode vergewaltigt.

Was hätte ich dazu sagen können? Dass so etwas irgendwann ohnehin geschehen wäre? – Das wäre ein schlechter Trost gewesen!

11. September 1945

Wir hatten uns in den fünf Jahren Führerreich abgewöhnt, uns den unbefriedigenden Zuständen durch eine Flucht entziehen zu wollen. Wohin hätten wir denn fliehen sollen? Wir waren ja von dieser Gesellschaft auf allen Seiten umgeben. Jetzt allerdings sieht es zum Glück etwas anders aus. Im Norden liegt ennet des Rheins die französisch besetzte Zone, im Westen über der Demarkationslinie Frankreich, und im Süden die neue Republik Italien, die al-

lerdings immer noch auf etwas wackligen Beinen steht und von den Amerikanern gestützt werden muss. Man dürfte also annehmen, für uns sowjetisch gegängelte Schweizer müsste der Weg in die demokratische Freiheit ein Katzensprung sein. Der Vorschlag des britischen Premiers, die ehemalige Schweiz überhaupt nicht oder nur ganz kurzfristig besetzt zu halten, setzte sich leider nicht durch. Was in der Schweiz Deutsch sprach und deshalb in den Augen Stalins auch deutsch, lies «faschistisch», war, beanspruchte der Machthaber im Kreml für sich. Und seine Armee sorgt heute auch mit allen Mitteln dafür, dass nicht nur der Schweizer Boden, sondern auch unser Deutschschweizer Volk unter seiner Knute bleibt. Die Grenzen der riesigen russisch besetzten Zone von der Trave bis zur Rhone und zum Alpenkamm ist mit starken Verbänden und Stacheldraht gesichert, so dass es nur ganz wenigen gelingt, auf abenteuerlichen Wegen hinüber zu gelangen. Zu allem Überfluss haben die Sowjets eine «Sicherheitszone» von fünfzig Metern bis neun Kilometern Breite geschaffen, die nur von den Besatzern betreten werden darf. Die Städte Basel und Schaffhausen geniessen eine Art Sonderstatus, das heisst, dort ist die Bewachung der Zivilbevölkerung noch rigoroser als sonstwo.

Trotzdem scheint es einer kleineren Gruppe von patriotischen Schweizern, die Hammer und Sichel genau so wenig schätzen wie das Hakenkreuz, gelungen zu sein, im schaffhausischen Randengebiet unbehelligt auf badisches Territorium zu gelangen. Unter ihnen befindet sich der ehemalige schaffhausische Stadtpräsident Bringolf, auf den die russischen Besatzer grosse Hoffnungen gesetzt hatten, weil Bringolf in seiner politischen Jugend selbst Kommunist war, sich aber schon in den Dreissigerjahren von Stalins Methoden distanziert hatte.

23. September 1945

Nicht zuletzt die Tatsache, dass sich Genosse Bringolf in die

französisch besetzte Zone Deutschlands abgesetzt hat, mag zu dem Entschluss unserer Besatzer geführt haben, schlagartig und an allen Stellen gleichzeitig die Grenze gegen den ehemaligen Reichsgau Baden zu begradigen. Der Verlust eines ganzen Kantons, nämlich Schaffhausens, mag zwar für die Sowjets ebenso schmerzlich gewesen sein wie die Aufgabe des Rafzerfelds und vor allem Kleinbasels mit Riehen, aber man hat anscheinend vorgesorgt und auch die letzten Reste von ennetrheinischem Maschinenbau und transrhenaner Chemie bereits vor Wochen sozusagen bis auf die Grundmauern demontiert und nach Osten verfrachtet.

Andererseits haben sich die Russen mit der Einverleibung der Stadt Konstanz schadlos gehalten, so dass jetzt die Grenze unserer «Besatzungszone West» auf der ganzen Linie vom Bodensee bis zur deutsch-französischen Grenze ausschliesslich in der Mitte des Rheins verläuft. Anscheinend haben die Westmächte nicht allzuheftig gegen den Verlust von Konstanz protestiert, da sie nicht nur ihr Territorium beträchtlich vergrössert sahen, sondern auch mit der leichter kontrollierbaren Rheingrenze nicht gerade unglücklich waren.

Für uns gewesene Schweizer ist allerdings eine Barriere entstanden, die nicht mehr so leicht überwunden werden kann. Zynisch finde ich nur, dass die Besatzer diesen Festungsgraben einen «demokratischen Schutzwall» nennen, weil sie sich angeblich einer ständig anwachsenden Zahl von Flüchtlingen aus der französischen in die sowjetische Zone erwehren müssen. Von einer möglichen umgekehrten Völkerwanderung ist natürlich in dem schwülstigen Communiqué heute in der «Volksstimme» nicht die Rede. Wer sollte auch so himrissig sein, das Paradies der Werktätigen verlassen zu wollen, um sich freiwillig kapitalistischer Ausbeutung auszuliefem! Offen gestanden – ich wäre dazu bereit, und mit mir sicher der eine oder andere. Aber uns fragt man ja nicht!

5. Oktober 1945

Wir haben neues Geld. Die neuen Münzen bestehen aus einer billigen Legierung und sind dementsprechend fast nichts mehr wert. Lebensmittel kosten etwa das Zehnfache dessen, was wir noch vor sechs Jahren dafür bezahlten. Luxusartikel sind so teuer geworden, dass sie sich niemand mehr leisten kann, denn die Löhne und Gehälter sind natürlich gleich geblieben. Und das ausgerechnet jetzt, wo ich endlich ein nettes Mädchen kennengelernt habe, das ich wenn immer möglich, und wenn sie mich ebenfalls mag, heiraten möchte. Sie heisst Sonja, ist aber keine Slawin, sondern waschechte Schweizerin aus Niederbipp. Damals in den Zwanzigerjahren, als sie auf die Welt kam, war «Sonja» bei uns grosse Mode.

13. Oktober 1945

Ukas der Besatzungsmacht: Alles alte Hartgeld muss innert eines Monats bei den extra eingerichteten Wechselstuben abgegeben werden. Jeder Versuch einer Hortung von alten Münzen aus Neusilber wird streng bestraft. So sind wir also zur Silbermine unserer neuen Herren geworden. Und ich hätte Sonja so gerne zum Geburtstag ein silbernes Anhängerchen geschenkt!

15. Oktober 1945

Tagebücher, so heisst es, seien dazu da, die intimsten Gedanken, Wünsche und Sehnsüchte dessen festzuhalten, der sie führt. Ich müsste jetzt also wohl diese Blätter dazu benutzen, das Mädchen meiner Träume in allen Details und in den blühendsten Redewendungen, die mir als gewesenem Journalist zur Verfügung stehen, zu schildern. Ich kann es nicht! Meine Gefühle sind in den letzten fünf Jahren derart grausam strapaziert worden, dass mir heute alles andere denn lyrisch zumute ist.

Das Bedürfnis, möglichst alles festzuhalten, was um mich herum geschieht, verhärtet und verschliesst sogar mein eigenes privates Ich und



lässt es langsam dahinserbeln. Ich bin längst nicht mehr Herz, ich bin nur noch Auge, Ohr und Mund meiner Zeit, ja, ich fühle mich manchmal sogar als Unheilskünder einer Zeit, die es gar nie gegeben haben dürfte, soll die Welt noch eine Zukunft haben. Und in diese Apokalypse hinein mag ich das Einzige, was mir als Mensch und nicht nur als zufälliger Zeitgenosse etwas bedeutet, nicht hineinziehen. Ob ich Sonja das klarmachen kann? Wer kann heute wem noch trauen?

17. Oktober 1945

Martys sind von einer Stunde auf die andere Knall auf Fall enteignet worden. Die Familie, die weitherum auf irgendeine Weise mit uns verwandt ist, mit der wir aber sozusagen überhaupt nicht verkehren, weil wir in ihrem Hause ja doch nur die «armen Verwandten» wären, besass einen mittleren Holzverarbeitungsbetrieb mit eigenen Waldungen und einer Gastwirtschaft draussen vor der Stadt. Grossvater Marty leitete das Sägewerk, Vater Paul Marty das Kaufmännische und Mutter die Gaststube. – Jetzt sind sie alles los und von Haus und Hof vertrieben. Man hat ihnen eine Zweizimmerwohnung in der Stadt angewiesen.

19. Oktober 1945

Grosse Ereignisse werfen, so sagt man, ihre Schatten voraus. Man munkelt ja schon seit Wochen, das sowjetische Besatzungsstatut werde in allernächster Zeit aufgehoben. Nicht die Besatzung selbst natürlich, die wird uns vermutlich Zeit unseres Lebens am Halse bleiben, oder anders gesagt, bis auch der letzte Iwan aus Usbeki- oder Tadschikistan gelernt hat, wie ein gesitteter Mensch zu essen, zu trinken und vor allem das Gegenteil von beidem zu besorgen hat.

20. Oktober 1945

Nein, nur die «Zone» soll aufgelöst werden und einem «unabhängigen» Trabanten- oder Satellitenstaat der Sowjetunion weichen. Wobei die Unabhängigkeit wahrscheinlich nur darin besteht, dass

wir uns weiterhin unserer Muttersprache bedienen und statt Balaika auch künftig Schwyzerörgeli spielen dürfen. Vielleicht sogar, wenn dies Väterchen Stalin nicht zu reaktionär ist, Alphorn blasen.

25. Oktober 1945

Also – der erste Schritt zur politischen Umschichtung ist heute Wirklichkeit geworden. Ein neues Mediengesetz ist in Kraft getreten. Das Wichtigste daraus:

- a) Als einziges Presseorgan deutscher Sprache ist ab sofort nur noch die «Volksstimme» zugelassen, die gleichzeitig als Kopfblatt in Leningen, Bern, Basel, St. Gallen, Luzern und Chur erscheint und einen regional-lokalen Teil enthält, für dessen Redaktion ein marxistisch-leninistisch geschulter Schriftleiter zuständig ist.
- b) Rechtsnachfolger des «Reichssenders» mit Standort in Gunzwil (vormals «Schweizerischer Landessender Beromünster») wird «Volksradio Alpenland» mit Sitz und Studio in Wien-Bisamberg. Die bestehenden Radiostudios Basel, Bern und Leningen (vormals «Zürich») produzieren von nun an nur noch regionale und lokale Beiträge unpolitischer Natur wie Wetterberichte, landwirtschaftliche Informationen und Betriebsnachrichten volkseigener Betriebe. Auch für das Radio gelten die gleichen Anforderungen an die Leitung wie für den Regionalteil der Zeitungen.

Damit scheinen mir zwei Dinge für die Ewigkeit festgeschrieben zu sein: Unsere schöne alte Zwingli- und Lavaterstadt Zürich heisst künftig «Leningen», weil Genosse Lenin von hier aus die russische Revolution vorbereitet hatte. Und zweitens sind wir medien-mässig nicht nur endgültig entrechtet – schlimmer noch: Unser Radio dümpelt von nun an im Schlepptau Wiens. Und Wien bedeutet für einen Schweizer ja nicht nur Walzer, Schrammeln und Sachertorte, sondern auch Habsburg, Ottakring, Schmah und Schulze.

10. November 1945

Bevor die Russen aber dran denken, hier das Feld wieder zu räumen, räumen sie unsere Fabriken aus. «Demontage» heisst das. Ganze Werkshallen werden von der Stoppuhr des Vorarbeiters bis zur mehrtönnigen Werkzeugmaschine nach Osten verladen. Nur die Arbeiter lassen sie mit leeren Händen zurück.

15. Dezember 1945

Da soll einer noch drauskommen! Während man sich in den ersten paar Monaten der Okkupation so langsam an den Gedanken gewöhnt hatte, die Kerle seien vielleicht, abgesehen von ein paar grausamen Gewaltaktionen grossen Stils wie die Hammettschwand-Tragödie, doch keine solchen Untermenschen, wie die Nazis behaupteten, holen sie jetzt auf einmal nach, was die Amerikaner und Engländer schon seit dem Sommer tun: Sie entnazifizieren. Allerdings auf ihre Art. Sie teilen uns in drei Kategorien ein: a) Parteigenossen, b) Mitläufer und c) Gesinnungsfreunde ihrer eigenen Weltanschauung. Eine Zwischenstufe wie etwa politisch Uninteressierte oder eidgenössische Widerständler gibt es für sie nicht.

Kategorie a) wird je nach Schwere des Falles entweder liquidiert oder nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Kategorie b) wird interniert und im Lager «umerzogen». Kategorie c) schliesslich wird ohne Ansehen von Bildung oder sonstiger Eignung nach kurzer Schulung auf die vielen vakant gewordenen Posten in Verwaltung, Justiz und Erziehung verteilt. So ist zum Beispiel der neue Direktor des Gymnasiums ein ehemaliger Schweisser mit nicht mehr als zwei Jahren Realschulbildung. Dafür war er schon vor 1940 Mitglied der «Partei der Arbeit».

Sie sollen dabei etwa folgendermassen vorgehen, habe ich gehört: Du wirst aufs lokale Kommissariat zitiert und hast eine Reihe kniffliger Fragen zu beantworten wie zum Beispiel: «Wo

haben Sie sich am 1. Januar 1940 aufgehalten, hier oder im Ausland?»

Antwortest du wahrheitsgemäss «hier», bist du bereits geliefert, denn für die Sowjets sind wir erobertes und besetztes deutsches Gebiet und die Einwohner Deutsche. Dass das zum Jahreswechsel 1939/40 noch ganz anders gewesen ist, kümmert sie nicht, denn sogar die einigermaßen Gebildeten unter ihnen haben von geschichtlichen Ereignissen oder gar Zusammenhängen keine blasse Ahnung, denn auf ihren Schulen wird ja statt Geschichte nur noch Soziologie gelehrt.

Bist du schlau genug, «in der Schweiz» zu sagen, wollen sie wissen, wieso du denn von Schweden (die beiden Ländernamen wechseln sie konsequent!) zu den «Nemetzkis», zu den Deutschen übergelaufen seist. Und wenn du dann das Pech hast, sie über ihren Irrtum aufklären zu wollen und gar betonst, die Schweiz sei ein neutrales Land gewesen, wirst du fürchterlich angebrüllt, das wisse jedes Kind, dass Schweden neutral sei! Und du solltest endlich aufhören, dich in Lügen zu verstricken. Sagst du aber gar, du seiest zu dieser Zeit im Ausland gewesen, wollen sie genau wissen, wo und warum, und plötzlich wissen sie dann wunderbarerweise sehr genau Bescheid, dass man zu dieser Zeit ja gar nicht mehr ins Ausland reisen oder vom Ausland zurückkehren konnte. Man kann es also drehen und wenden, wie man will, man verstrickt sich immer in unbeweisbare Behauptungen und Widersprüche und muss schon sehr grosses Glück haben, ungeschoren aus dieser Gehirnwäsche herauszukommen.

Ich hatte dieses Glück. Wieder einmal. Denn bis zur entscheidenden und gefährlichsten Frage gedieh meine Konfrontation mit dem Politkommissar gar nicht. Und das kam so: Der Fragesteller verstand natürlich wieder einmal kein Wort Deutsch. Sein Dolmetscher aber hatte etwas Mühe, besonders wenn es sich um die Befragung von Leuten handelte, die entweder nur sehr schlecht

oder überhaupt nicht Hochdeutsch sprachen, so dass sich die Verhöre endlos dahinschleppten und beiden Teilen die Nerven strapazierten. Ich beschloss daher, den Stier bei den Hörnern, respektive den russischen Bär bei seiner Eitelkeit zu packen und antwortete auf jede russisch gestellte Frage umgehend in der gleichen Sprache. Das verblüffte den Kommissar natürlich und er wollte wissen, wieso und seit wann ich seine Sprache beherrsche.

«Ich habe vor dem Krieg schon grosses Interesse an Ihrer Sprache und Kultur gehabt und deshalb Russisch gelernt.» – «Wie kommt es denn, dass du als Deutscher Sympathie für das Sowjetvolk haben konntest?» – Ich vermied es natürlich, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass wir in der Schweiz sehr wohl Unterschiede zwischen Sowjets und Russen zu machen wüssten und faselte etwas von Dostojewski, Tolstoi und Puschkin, und sogar Maxim Gorki brachte ich über die Lippen, obschon ich diesbezüglich einige Hemmungen hatte, denn offen gestanden kannte ich diesen sozialrevolutionären Dichter bloss vom Hörensagen. Zum Glück fiel mir im letzten Augenblick noch ein, so ganz beiläufig Oberst Poljakin und Major Lykin (den mit der Clobrille!) einzuflechten, denen ich, wie ich bescheiden anmerkte, einige kleine Dienste hätte erweisen können.

Ich weiss nun nicht, was im Sprachgebrauch des Sowjetmenschen unter «einigen kleinen Diensten» verstanden wird, sicher etwas völlig anderes als ich meinte. Jedenfalls brach der Kommissar das Verhör jäh ab, noch ehe er die peinliche Frage nach meiner Mitgliedschaft in der NSDAP stellen konnte. Ich wurde als «irregleiteter reuiger Mitläufer» eingestuft und mit Bruderkuss und einem Glas Wodka entlassen. Und natürlich mit einem nützlichen stempelvollen Attest.

1. Januar 1946

Man wird bescheiden. Als Kind war ich bitter enttäuscht, wenn

ich unter dem Weihnachtsbaum fast nur praktische Dinge wie neue Schuhe, eine Wollmütze oder eine Schulmappe vorfand, und heute besteht sozusagen die ganze Weihnachtsfreude der Familie darin, dass wir alle noch am Leben sind und ein Dach über dem Kopf haben. Aber sonst? – Reden wir nicht davon! Vater hat seine gute Stelle in Arbon verloren, weil das ganze Lastwagenwerk demontiert und in die Sowjetunion befördert wird, wo man es dann mit einer neuen Werksbelegschaft wieder in Betrieb nimmt. Ich wage zu bezweifeln, ob sie dort die Spezialisten finden, die bisher für einen weltweit guten Ruf der Arboner Produkte verantwortlich waren. Vater muss in Fronarbeit selbst beim Demontieren und Verladen mit Hand anlegen und ich helfe ihm an meinen Schicht-Freitagen dabei. So bin ich also momentan der Einzige, der die Familie durchschlagen muss.

4. Januar 1946

«Väterchen» Stalin, dessen Riesenkonterfei neuerdings von allen Plakatwänden und fensterlosen Seitenwänden der im Bombenhagel stehengebliebenen Häuser herabgrinst, hat wieder etwas Neues erfunden, auf das er vermutlich mächtig stolz ist, das aber für unsere Zukunft nicht sehr verlockend klingt: seine «Zwei-Welten-Theorie». Sie besagt, dass jetzt nach dem ausgestandenen Krieg und der «unnatürlichen und für die Sowjets verhängnisvollen» Waffenbrüderschaft mit dem Westen zwei neue gegensätzliche Lager im Entstehen begriffen seien, eben «zwei Welten», zwischen denen es keinerlei Gemeinsamkeiten geben könne: die ideale Welt des Sozialismus und die korrupte des kapitalistischen Klassenfeindes. Schöne Aussichten für uns, die wir neutral sein wollten!

3. März 1946

Irgendetwas ist im Gange, wir wissen nur noch nicht, was. Hoffentlich ist es nicht wieder ein Krieg, diesmal zwischen den ehe-

maligen Verbündeten, die sich nicht einmal ein Jahr nach dem Waffenstillstand schon wieder gegenseitig in die Haare zu geraten drohen.

Das alarmierendste Zeichen für neue schlimme Entwicklungen ist eine bedrohliche Aufstockung der Besatzungstruppen. In Abständen von weniger als einer Stunde rollen Truppentransporte vom Arlberg her in die Zone «Alpenland», Teil Schweiz. In Leningen werden sie neu formiert und an die Zonengrenze am Rhein abkommandiert. Ein Kollege von mir glaubt allerdings zu wissen, dass damit nicht den Franzosen und Amerikanern Eindruck gemacht werden soll, sondern uns, die wir ja ohnehin schon in der Falle sitzen. Grund sollen die sich häufenden Versuche sein, schwarz über den Rhein und den Bodensee in eine Welt zu gelangen, die zwar auch nicht frei, aber doch etwas freier ist als die unsere.

Auch die Grenzen gegen unser altes Welschland und den ehemaligen Tessin werden schärfer bewacht als bisher, wobei der «Cordon Sanitaire» am Alpenkamm allerdings noch zusätzlich zur Bekämpfung des Schmuggels aus Italien dienen soll. Die schlechte Versorgungslage zwingt uns, Essbares zu beschaffen, wo immer es aufzutreiben ist. Und Italien ist heute schon wieder recht gut dran. So bekommt sogar die Reisläuferei plötzlich einen ganz anderen, skurrilen Sinn: Unsere Ahnen «reisten» als Krieger nach Italien, während ihre Nachfahren sich nach Italien begeben, um dort Reis zu kriegen. (Falls irgendjemand diese Tagebuchblätter je zu Gesicht bekommen sollte, möge er mir diese Kalauererei nicht Übelnehmen, ich glaube, ich entwickle mich unter den waltenden Umständen zu einer Art Galgenhumorist).

18. Juni 1946

Was wir den ganzen Krieg über nie so ganz richtig zu spüren bekamen, kommt jetzt, ein Jahr danach: Hunger, blanker, schierer Hunger. Jedes Stückchen Brot wird zur unbezahlbaren Kostbar-

keit, Fleisch wäre nur von den Reichen erschwinglich, wenn es noch Reiche in diesem Lande gäbe. So sind es eben vermutlich die Parteibonzen und ihre Trabanten. Genaueres weiss man nicht. Und darf es auch nicht wissen, es ist zu gefährlich. Wir, die wir einmal so stolz auf unser strammes Vieh waren, schlugen uns heute um ein halbes Pfund Kutteln die Köpfe blutig. Alles wird abtransportiert, verschleppt, Vieh, Maschinen, Werkzeuge, Medikamente, Kleider und Schuhe, alles!

1. August 1946

Völlig überraschend kam heute früh die Nachricht, dass das Besatzungsstatut aufgehoben sei. Wir sind jetzt Bürger eines neuen Staates, einfach so über Nacht auf Moskaus Beschluss aus dem Nichts geschaffen. Das Ding trägt den Namen «Sozialistische Alpenrepublik» und umfasst das ehemalige Deutsch-Österreich und die schweizerdeutschen Gebiete, also den verflossenen Gau Oberrhein unseligen Gedenkens. Und das alles ausgerechnet an einem 1. August!

Das dürfte wohl der Todesstoss für die Hoffnung sein, aus den Trümmern verlorener Eigenstaatlichkeit wieder eine heile vier-sprachige Schweiz auferstehen zu lassen. Sogar eine amtliche Abkürzung für diesen neuen Staat gibt es schon: SAR. Hauptstadt des Gebildes ist der Wasserkopf Wien, das in seinem Kern schon seit 30 Jahren brandrote Wien, um dessen Linientreue sich die Moskauer Drahtzieher keine Sorgen zu machen brauchen. Und Artikel 1 der sogenannten Verfassung lautet:

«Die sozialistische Alpenrepublik ist ein Gliedstaat des Bundes sozialistischer Volksrepubliken und als solcher auf alle Zeiten mit dem sowjetischen Mutterlande unlösbar verbunden.»

2. August 1946

Und was ist wirklich geschehen? Doch nichts anderes als seinerzeit anno 1919 in St. Germain, als nach der Zerschlagung der Donaumonarchie der Rumpfstaat Deutsch-Österreich geschaffen

wurde. Nur mit dem Unterschied, dass das künstliche Gebilde diesmal um ein gutes Stück nach Westen verlängert wurde. Österreich und Schweiz als ein gemeinsamer Staat – eine wirtschaftliche, verkehrstechnische, ethnische und vor allem historische Monstruosität! Es ist denkbar, dass sich der Appenzeller mit dem Walliser, oder meinetwegen der Vorarlberger mit dem Burgenländer versteht, wenn schon auch das nicht immer ganz leicht ist, aber Berner Behäbigkeit und Wiener Schmääh unter einem Hut? Unvorstellbar.

Was die Russen in Wirklichkeit wollen, liegt auf der Hand: Mit einem Satellitenstaat SAR treiben sie einen Keil tief in den demokratischen Westen hinein, und wenn eines Tages die Ferngeschosse wirklich kommen, werden unsere Berge eine höchst effektive Abschussrampe darstellen. Immer vorausgesetzt, dass die Brüder das schwere Zeug durch das Nadelöhr Arlberg zu bringen imstande sind.

19. August 1946

Irgendwie muss das Leben doch weitergehen. Wenn auch jeden Tag irgendetwas von dem, was wir einmal liebten, oder doch wenigstens schätzten, oder zum mindesten beanspruchen zu können glaubten, für immer zum Teufel geht, einfach nicht mehr da ist, so bleiben doch die allerprimitivsten Bedürfnisse des Menschen, die uns nicht einmal ein Stalin wegnehmen kann. Höchstens zwangsweise beschränken, wie etwa Essen und Trinken. Mit dem zweitwichtigsten Trieb, dem der Fortpflanzung und Arterhaltung, sind wir schon ein bisschen weniger eingeengt. Es gibt nicht nur Marxisten und Antimarxisten, sondern zum Glück nach wie vor Männlein und Weiblein, und geschlechtliche Enthaltung steht nicht in den Geboten des kommunistischen Manifests, wie uns unsere Zwangsfreunde von der Besatzungsmacht sozusagen Tag und Nacht und sogar in öffentlichen Parkanlagen demonstrieren.

Ich selbst fühle mich von diesen lockeren Liebespraktiken kaum angezogen. Für mich ist eine solide Ehe, auch wenn sie nicht mehr in der Kirche, sondern im Haus des Volkes geschlossen wird, noch immer das Natürlichste und Erstrebenswerteste. Die Sache hat nur einen Haken: Ich habe ausser Trudi Krist, von der ich nie wieder etwas gehört habe, eigentlich nie ein Mädchen kennengelernt, mit dem ich Tisch und Bett hätte teilen mögen, ausser vielleicht Sonja, die mir aber je länger je deutlicher aus dem Wege geht und kein Musikgehör mehr hat, wenn vom Heiraten die Rede ist.

Seit vorgestern gilt nun aber eine Verordnung, nach der Junggesellen beim Einkaufen einen Buchstaben, ein J, deutlich sichtbar im Knopfloch zu tragen haben, was bewirkt, dass sie meistens erst dann bedient werden, wenn die Regale leer sind. Mein Kollege Erwin Keller, der sich von dieser Vorschrift zu drücken versuchte, wurde von einer Nachbarin bei der Ortskommandantur verpiffen und bekommt nun im laufenden Monat überhaupt keine Lebensmittelzuteilung.

Was ich also jetzt brauche, ist ein handfestes einfaches Mädchen mit gesundem Menschenverstand. Ich werde ab sofort die Heiratsannoncen in der «Volksstimme» lesen.

29. August 1946

Nachdem ich nun hunderte von diesbezgl. Ins. sorgftg. gelesen habe (Ohne Abkürzungen geht es anscheinend in diesem Geschäft nicht!), habe ich endlich eine gefunden, die mir passend scheint:

«26erin, schl. dkl., m. kl. T. HSA, m/1 WA, sucht pass. Partner.»
Da habe ich gleich hingeschrieben und um ein Rendez-vous gebeten, denn das scheint mir genau das Richtige zu sein: «schlicht, dicklich mit kleidsamer Toilette, mütterlich/liebevoller Wesensart» und HSA dürfte «häuslich, sanft, aufmerksam» heissen.

31. August 1946

Auf dem Weg zum Rendez-vous, das im Café Union hätte stattfinden sollen, schaue ich noch schnell in der «Spanischen Bodega» herein. Und wer sitzt da und sürpfelt an einem Zweierli Rioja? Der Peter Obermann von der Einfangstrasse. Dem erzähle ich alles haarklein und zeige ihm «ihr» Inserat. «Sag einmal», fragt der, «wann hast du das letzte Mal Zeitung gelesen?» – «Am Montag. Warum?» – «Weil du natürlich wieder einmal alles falsch verstanden hast! Das heisst doch «Schlank, dunkel, mit kleiner Tochter, Hochschulabsolventin, marxistisch / leninistische Weltanschauung.»«

Überflüssig zu betonen, dass ich natürlich nicht hingegangen bin zu dem Rendez-vous. Ich habe etwas gegen eine Frau, die mir vorschreibt, wann und wie ich mein eheliches Plansoll zu erfüllen habe. Und was den Doktor angeht. Den kann ich notfalls selber noch machen, vorausgesetzt, man lässt mich zum Weiterstudium zu. Es heisst nämlich, nur Arbeiterkinder dürften studieren. Und mein Vater galt immerhin vor dem Krieg noch als Vertreter des gehobenen Mittelstands.

12. September 1946

Selbst dann, wenn ein Staat gar kein richtiger souveräner Staat, sondern nur die Karikatur eines Staates ist, braucht er eine Regierung. Auch die SAR: Und weil es nicht das Volk sein darf, das bestimmt, wer es regieren soll, müssen das andere im Namen des Volkes tun. Überhaupt scheint bei den Sowjets genau so wie bei den Nazis das Volk immer nur dann eine Rolle zu spielen, wenn man es sozusagen als Strohmann vorschieben kann. Eine Wahl macht sich nach innen wie nach aussen immer gut. Man riskiert ja nichts, wenn man kraft seiner Amtsgewalt schon im Voraus festlegt, wie sie ausgehen wird. Und ausserdem braucht sie ja nicht am Anfang der Prozedur zu stehen, es genügt, wenn das Volk die von Lenins Gnaden ernannten Führer hinterher bestäti-

gen darf. In dieser Beziehung hat sich also in den letzten fünf Jahren hier nichts verändert.

Allerdings hatten wir gehofft, es kämen Leute an die Spitze zu stehen, die wenigstens unsere Sprache und vielleicht sogar ein bisschen unsere Mentalität verstehen. Das scheint aber weder nötig noch erwünscht zu sein. Die Namen der Damen und Herren im neuernannten Zentralkomitee sagen hierzulande niemandem etwas, die meisten klingen irgendwie slawisch, und dabei näseln ihre Inhaber, soweit man das bis jetzt feststellen kann, im Radio alle sehr wienerisch. Der Vorsitzende des Staatsrats ist ein gewisser Kwardatsky oder Quadratzky oder so. Sein Bild prangt heute in allen Zeitungen auf der Titelseite. Genosse Quadratzky ist eher untersetzt, wohlgenährt, und im Grossdeutschen Reich würde man vermutlich von «nichtarischem Aussehen» gesprochen haben. Aber reden kann er, das muss man ihm lassen. So jung er ist (kaum 10 Jahre älter als ich selbst), zu reden und sich in Pose zu setzen versteht er.

15. September 1946

Jetzt sind wir total und hermetisch von der Welt abgeschnitten, die wir so gerne als die unsere gesehen hätten – die Welt der wiedererwachenden Demokratie und Freiheit, aber auch die Welt der Roastbeefs, der Pommes frîtes und der Orangen und Bananen. Wo man bei uns heute hinschaut: bewaffnete Iwans, die finster, aber auch ein bisschen ängstlich um sich blicken und in jedem harmlosen Zivilisten einen Klassenfeind und potentiellen Angreifer sehen. Vielleicht sogar mit einigem Recht, denn in manchem von uns treiben Wut und nackter Selbsterhaltungstrieb bereits gefährliche Blüten.

3. Oktober 1946

Man versucht jetzt sogar, den Bauern die Kolchoswirtschaft aufzuzwingen. Das geht natürlich nicht, unsere landwirtschaftliche Struktur mit den vielen Klein- und Bergbauernbetrieben ist von

der russischen zu sehr verschieden. Die Produktion von Getreide, Fleisch, Gemüse und Obst ist praktisch zum Erliegen gekommen, unsere Nahrungsmittel müssen mühsam von aussen beschafft werden, sogar die Milchprodukte. Und «ausser» heisst bei unserer Landzungenlage nur eines: die «sozialistischen Bruderländer» ennet dem Arlberg. Hier staut und drängt sich alles, denn der einzige Engpass, der theoretisch noch offen wäre, ist durch massive Truppentransporte, die Fortschaffung demontierter Anlagen und den Lebensmittelnachschub ständig heillos verstopft. Und die Prioritäten lauten eben: 1. Truppen, 2. Munition und Waffen, 3. Maschinen, und erst 4. Lebensmittel. Das heisst, dass sich am Arlberg Berge von leicht verderblichen Nahrungsmitteln stapeln, und die Selbstbedienung durch die hungerleidende Tiroler und Vorarlberger Bevölkerung schon fast zur Selbstverständlichkeit geworden ist.

23. Oktober 1946

Unser neuer Kunststaat versucht anscheinend, sowjetischer zu sein als die Sowjets selbst. Man feiert heute und morgen die Oktoberrevolution, obschon diese nach dem neuen Kalender ja erst in die erste Novemberwoche fallen müsste. Als Mitglied der Trambahnergewerkschaft bin ich sogar nach Leningen zur Einweihung der neuen Partei-Prachtbauten im ehemaligen Zürcher Niederdorf eingeladen. Uns lassen sie fast verhungern, aber eine Prunkallee und einen zwölfstöckigen Kulturpalast hinzustellen, dazu ist das Geld da!

25. Oktober 1946

Wer das alte gemütliche Niederdorf gekannt hat, kann heute nur noch Bauklötze bestaunen. Beton-Bauklötze mit Türmchen und Firlefanz wie dieser fünfzehnstöckige «Kulturpalast», der sich an der Stelle des früheren Sozialarchivs am Neumarkt erhebt. Von ihm aus führt jetzt eine schnurgerade breite Allee am Haus Spiegelgasse 14 vorbei, wo Lenin in der Schweiz gewohnt hatte, bis



zum Rathaus, das ebenfalls einem geschmacklosen Kolossalbau weichen musste. Was dazwischen lag, die Leuen- und die Markt-gasse mitsamt dem Rindermarkt, alles niedergewalzt und für immer verschwunden. Nur das Leninhaus selbst wurde als Museums- und Schaustück so belassen, wie es war, unscheinbar und ein bisschen verwahrlost. Das Einzige, was hier ausgewechselt wurde, ist die Gedenktafel. Stand hier bis vor Kurzem noch: «Hier wohnte vom 21. Februar 1916 bis 2. April 1917 Lenin, der Führer der russischen Revolution», liest man heute auf einer weitaus grösseren Tafel aus rotem Marmor: «In diesem schlichten Arbeiterhause bereitete Genosse Lenin in den Jahren 1916 und 1917 die glorreiche Oktoberrevolution vor.» Damit haben die neuen Machthaber den Schwerpunkt der Stadt wieder wie im Mittelalter auf das rechte Limmatufer verlegt. Ob das für sie weltanschaulich vertretbar ist?

Und ringsum Fahnen, nur rote, keine blauweissen mehr, wie damals, als ich als Student durch mein geliebtes Niederdorf bummelte. Schade!



Bessert sich der Geistes-Zustand meines Patienten? Ich wage es kaum zu hoffen. Immerhin geht allmählich eine Veränderung in ihm vor, das ist aus seinen Tagebuchblättern deutlich herauszulesen. Er ist nicht nur in seinen Berichten knapper geworden (Ausnahmen bestätigen nur die Regel), er gefällt sich in letzter Zeit immer mehr in einer Art Sarkasmus, der ihm, falls seine Parallelwelt die wirkliche Welt wäre, eines Tages sehr gefährlich werden könnte.

Und noch etwas fällt mir auf: War in den ersten zwei, drei Jahren seines Aufenthaltes in der «Tannegg» noch eine gewisse Logik und Konsequenz auch hinsichtlich der Erwähnung seiner Gesprächs- und Tätigkeitspartner spürbar, habe ich jetzt das Gefühl, diese erdachten Kon-

taktpersonen dienten ihm lediglich als Staffage seiner eigenen Phantasieerlebnisse. Sie kommen und gehen wie Figuren in einem Traum, um in seltenen Fällen später wieder aufzutauchen. In dieser Beziehung sind seine «Erlebnisse» tatsächlich sehr traumähnlich, da ja bekanntlich die Personen, mit denen wir im Traum zu tun haben, nichts anderes sind als Projektionen unseres eigenen Unterbewusstseins. Sie tun und sagen nur das, was wir selbst tun und sagen möchten oder müssten, aber im Wachzustand nicht tun und sagen können.

Merkwürdig ist allerdings nach wie vor die verblüffende Parallele der tatsächlichen politischen Ereignisse in unserem realen Leben mit den Geschehnissen in seiner Traumwelt. Auch begegnet er in seinem Scheinleben Personen, die es tatsächlich gibt, von denen er aber vor seinem Unfall kaum je gehört haben kann. Wäre es denkbar, dass in seinem Gehirn die Fähigkeit erwacht ist, Radiowellen direkt zu empfangen und zu «hören»? Ich habe von derlei Phänomenen schon gelesen, obschon ich sie mir sowenig erklären kann wie die zünftige Wissenschaft. Das würde natürlich manches erklären. Er empfängt irgendwelche realen Signale, deutet sie aber auf seine Weise. Ich muss versuchen, mehr darüber zu erfahren!

Ich habe mit ihm gesprochen, soweit man das überhaupt eine Konversation auf gemeinsamer Ebene nennen kann. Ich fasse meine Fragen und seine Antworten so gut wie möglich zusammen.

«Du bist mir mit deinem Tagebuch ein paar Antworten schuldig geblieben. Zum Beispiel: Was ist nach der Übernahme der Gotthardfestung mit den anderen geschehen? Zum Beispiel mit dem tirolischen Gebirgsjägerregiment, das sich auf Eure Seite geschlagen hat? Kam es wie alle anderen deutschen Truppen in Kriegsgefangenschaft?» – «Ah die?

Nein, sie waren ja Schweizer. Das heisst, die Iwans waren ja nicht imstande, herauszufinden, dass sie keine Schweizer waren. «

«Hat sich Dein Freund Otto Pünter tatsächlich aus Protest gegen das Nicht eingreifen der Russen selbst in die Luft gesprengt und dabei noch einen russischen Stab mitgenommen?» – «Wie soll ich das wissen, ich war ja nicht dabei. Jedenfalls habe ich ihn später nicht wiedergesehen.»

«Das ist ja der springende Punkt! Es sind allzuviele Menschen, die Dir über den Weg gelaufen sind, und die Du nie wieder erwähnt hast.» – «Na und? Das gibt's doch! Oder nicht?»

«Zum Beispiel Deine Freundin.» – «Saskia?» – «Du hast sie in deinen Tagebüchern Sonja genannt, nicht Saskia.» – «Habe ich? Tut mir leid. Sie ist, soviel ich weiss, mit einem Polkownik durchgebrannt.» – «Polkownik??» – «Mit einem russischen Oberst. Der Hunger, verstehst du!»

«Und was geschah mit Trudi Krist?» – «Wer ist das?» – «Und mit Deinen Fluchtgefährten Walter, Werner und Karl?» – «Nie gehört!» – «Und das Theater? Bist Du wieder als Statist zum Theater zurück?» – «Du bist gut! Weissst Du denn nicht, dass Theater, Kinos und Kirchen seit der Befreiung geschlossen sind?»

Joseph wird mir je länger je mehr zum Rätsel. Sollte er all das nur gespielt haben, um die Psychiatrie zu narren? Theoretisch denkbar. Aber nicht sechs Jahre lang!!

*

12. November 1946

In einem Punkt unterscheidet sich das rote vom braunen System: Während die Nazis von Anfang an alles dransetzten, eine Massenpartei zu sein und möglichst viele «Neudeutsche» zu organi-

sieren und mit dem «Bonbon» im Knopfloch zu versehen, sind die Kommunisten in dieser Beziehung eher selektiv. Sie wollen eine Elitepartei bleiben (was immer sie auch unter «Elite» verstehen mögen). Nicht einmal Mitglieder der 1940 aufgelösten «Partei der Arbeit» haben einen Garantieschein in der Tasche, in die AFAP aufgenommen zu werden und damit eine Bonzenlaufbahn anzutreten. In dieser Beziehung waren die Nazis also doch ein bisschen «demokratischer». Unter ihnen stand jedem Opportunisten der Zugang zur Bonzokratie offen, wenn er nur laut genug Heil schreien konnte.

AFAP heisst «Antifaschistische Alpenlandpartei der Sozialistischen Alpenrepublik». Dieses Begriffsmonstrum schreit eigentlich nach einem noch längeren Kürzel, etwa AFAPSAR. Aber das grenzt schon leicht ans Unaussprechbare. Diese neue Partei (Sitz des Zentralkomitees natürlich Wien) nennt sich deshalb nicht «kommunistisch», weil man laut Marx (oder war es Lenin?) nur auf dem Weg des Sozialismus zum Kommunismus gelangen könne, in Wahrheit aber, weil es ihnen wichtig scheint, helle Köpfe aus dem sozial-demokratischen Lager, aus den Reihen des Duttweilerschen «Sozialen Kapitals» und aus anpasserischen Kirchenkreisen unter dem Sammelbegriff «antifaschistisch» unter einen Hut, respektive unter eine Mütze zu bringen.

Ich habe den ursprünglichen Fascismus (um das Wort einmal richtig zu schreiben) seinerzeit in den späten Zwanziger- und den frühen Dreissigerjahren in Italien selber kennengelernt und muss ehrlich sagen: man kann dieser Weltanschauung ohne Verständnis und sogar ablehnend gegenüberstehen, ohne gleich Antifaschist zu sein. Ich mache mir auch fast gar nichts aus Fussball, ohne gleich ein «Antifussballer» zu sein. Ich habe überhaupt so ein bisschen das Gefühl, diese Leute sind **gegen** so unendlich viele Dinge, dass sie gar keine Zeit mehr haben, **für** etwas zu

sein. Zum Beispiel für den Menschen und seine natürlichen Rechte und Ansprüche. Aber das haben die armen Kerle aus dem Osten eben nie gekannt, weder seit noch vor der Oktoberrevolution. Da hatten eben nur ganz Wenige Rechte und die andern nicht. Heute scheint es wieder genauso zu sein, nur umgekehrt.

5. Januar 1947

Weihnachten durften wir zwar heimlich feiern, aber ohne Gottesdienst, ohne Baum, ohne Rollschinkli, nicht einmal Kerzen gab es zu kaufen. Neujahr hingegen wurde offiziell als Festtag geduldet, weil es kein religiöser Feiertag ist. Zu essen gab es zwar auch nicht mehr als sonst, aber es soll aus Kiew via Budapest-Wien ein ganzer Güterzug voll Wodka angekommen sein, der zu relativ günstigen Preisen in den staatlichen Läden (private gibt es längst nicht mehr) angeboten wird. Schade – das Gesöff schmeckt leider den Wenigsten, so dass sich der respektable Rest der Besatzungsarmee seiner erbarmen muss. Und den Russkis scheint er gemundet zu haben, die Zahl der tätlichen Übergriffe auf das Restchen Privateigentum und der Vergewaltigungen soll über Silvester und Neujahr stark angestiegen sein. Diesmal war zum Glück niemand aus unserem engeren Bekanntenkreis betroffen, aber man erfährt eben als Trämmer ein bisschen mehr als in den Amtsstuben. Nur ist es gefährlich, von seinem Wissen Gebrauch zu machen. Sibirien ist verdammt nahe!

6. Januar 1947

Ein Beispiel für die letzte Bemerkung meines gestrigen Tagebucheintrags. Ein Ereignis, über das das ganze Land lacht, das aber keiner laut zu erzählen sich getraut: In Trimbach soll ein stockbesoffener sowjetischer Panzerfahrer sein Fahrzeug in einer Wirtschaft dem Meistbietenden zum Verkauf angeboten haben. Meistbietend in Wodka. Wenn das alle unsere lieben Waffenbrü-

der praktizierten, könnte sich die ganze Besatzertruppe gemütlich unter Absingung schwermütiger Lieder und im Hocketanz zutodesaufen. Ob wir sie damit allerdings los wären, ist kaum anzunehmen, denn Mütterchen Russland hat noch sehr viele Söhne. Der leichtsinnige Auktionator dürfte sogar der einzige Russki sein, den wir losgeworden sind, und der war wahrlich nicht der schlimmste.

14. März 1947

Ein Fünfjahresplan ist ein Ding, das in einem sozialistischen Staat gross ausposaunt wird, wenn er in Kraft gesetzt wird, und entweder totgeschwiegen oder frisiert, wenn er ausgelaufen ist. Die Ersteller solcher Fünfjahrespläne scheinen grundsätzlich immer Funktionäre zu sein, die keine blasse Ahnung von der Realität haben. Und dass die Realität in Bern, Basel und Zürich (Verzeihung: in Leningen, sollte ich sagen!) etwas anders aussieht als in Moskau, Warschau oder Prag, dürfte sich ebenfalls herumgesprochen haben, obwohl es gewissen Genossen nicht passt.

Wir haben jetzt auch einen für unser liebes neues Vaterland, die SAR, einen Fünfjahresplan nämlich.

Die Zeit, wo jeder so wirtschaften durfte, wie es ihm passte, ist also endgültig vorbei. Jetzt sagt der Staat, was und wieviel davon wir zu welchem Zeitpunkt nötig haben. Und der Staat weiss alles. Fast alles! Er weiss sogar alles viel besser als wir ausbeuterischen Kapitalisten.

16. März 1947

Die Idee der Planwirtschaft ist theoretisch nicht einmal so abwegig, aber leider undurchführbar. Jedes sozialistische Bruderland soll nur noch gerade das produzieren, was seine Spezialität ist, oder was in den anderen Bruderländern nur in ungenügendem Masse produziert werden kann. Die Sozialistische Alpenrepublik soll sich also auf Käse, Schokolade, Uhren, Lodenjoppen, Dis-

kantzithern, Alphörner, Chemie und Mehlspeisen kaprizieren. So weit, so gut, Spezialisierung hat ihre Vorteile. Aber Käse braucht Milch, und unser Rindvieh wurde grösstenteils weggeschafft. Schokolade braucht Kakao, und der wächst in keinem sozialistischen Bruderland; Zithern brauchen Stahlsaiten, aber die ehemals österreichischen Stahlwerke wurden demontiert. Was die Chemie angeht, besteht die Gefahr, dass sie eher Gift- und Sprengstoffe herstellen wird als Pharmazeutika, Lacke und Farben. Bleiben eigentlich fast nur die Alphörner, denn sogar die Fabrikation salzburgischer Jankerl ist ohne Hirschhomköpfe nicht möglich, und von einer Bewilligung zum Abschuss oder gar zur Aufzucht von Hirschen steht im Fünfjahresplan nichts. Ich sehe also für unsere wirtschaftliche Entwicklung in diesem System ziemlich schwarz. Aber sogar das darf man nicht laut sagen.

3. Juni 1947

Es ist wirklich zum Verzweifeln! Jetzt, wo ich es in meiner Strassenbahner-Karriere endlich zum Wagenführer gebracht habe und mir damit eine der ganz wenigen Beschäftigungen im «Ostblock» (so nennen sie unsere sozialistischen Bruderländer scheint's im anderen Lager) ergattert habe, in die einem niemand dreinreden kann, ist schon wieder Schluss. Unsere gesamten Betriebseinrichtungen, Motorwagen, Anhänger, Billet-Lochzangen, Uniform-Mützen, Depot-Einrichtungen und Oberleitungen (die elektrischen, nicht die administrativen) werden demontiert und in die Sowjetunion transportiert. Sogar die Schienen wollten sie anfänglich herausreissen, aber Schienenentferner sind im Fünfjahresplan nicht einkalkuliert. Also bleiben sie vorläufig als stählerne Reserve einfach liegen und werden zugeteert. Wie man hört, ist die Stadt Tschmogorsk am Jenissej die glückliche Erbin. Tschmogorsk liegt tief in Sibirien. Schade nur, dass die fleissigsten Benützer nicht auch gleich mittransportiert werden. Sie pflegen ja ohnehin meistens den Erwerb eines Billetts mit Entrüstung

abzulehnen. Übrigens soll gerade das der Hauptgrund für die Demontage gewesen sein: die Iwans sind bei uns faul und fett geworden, weil sie sich das Marschieren abgewöhnt haben.

15. August 1947

Da der Begriff «Arbeitslosigkeit» in einem Staat der Bauern und Arbeiter ein Fremdwort sein muss, weil man nicht einmal Beschäftigungslosigkeit duldet, wurden wir Trämmler ohne Tram zusammengerufen, und man stellte mich als gewesenen Dolmetscher vor die Alternative, entweder nach Wien versetzt oder Deutschlehrer für Besatzungsoffiziere zu werden. Auf alle Fälle bedeutet es schon wieder einmal einen sozialen Abstieg.

Ausgerechnet nach Wien! Soll ja eine schöne Stadt sein. Ich selber war nie dort, mich hat es eigentlich nie ostwärts gezogen, eher süd- oder nordwärts. Aber es ist eben auch eine – wie soll ich das ausdrücken? – es ist für mich eine unseriöse, eine verlogene Stadt. Die Stadt der Habsburger, die uns Eidgenossen jahrhundertlang das Leben schwer machten und schon immer versuchten, ihre Hegemonie in unsere Täler hinein und bis auf unsere Gipfel auszuweiten. So etwas vergisst ein Volk nie. Das Einzige, was die Wiener und die Österreicher überhaupt – die Tiroler vielleicht ausgenommen – mit uns gemeinsam haben, das ist unsere Lage zwischen Deutsch und Welsch. Wir haben sie gemeistert, die Österreicher nicht.

16. August 1947

Ich habe mich für das kleinere Übel entschlossen und in die Übernahme eines Deutschkurses für höhere Offiziere und Funktionäre der Sowjets eingewilligt. Er ist für 1. September im Schloss Arenenberg angesetzt. Im Grunde genommen ist das Ganze ja vollkommener Unsinn, denn wenn die Russkis bei mir Hochdeutsch lernen, können sie höchstens im östlichen Landesteil der SAR etwas damit anfangen, bei uns im ex-schweizerischen Westen wür-

den sie zwar ebenfalls verstanden, stünden aber den Antworten, die sie bekämen, ratlos gegenüber. Andererseits wäre es ein sinnloses Unterfangen, diesen Knaben ein verständliches Schweizerdeutsch beizubringen, da es ja keine einschlägigen Lehrbücher gibt. Ich muss mir das noch sehr genau überlegen.

6. September 1947

Schon wieder eine Überraschung! Mein erster Unterrichtstag auf Arenenberg liess sich viel leichter abwickeln als ich befürchtet hatte. Meine Zöglinge sind nicht nur wesentlich gebildeter und gesitteter als erwartet, sie legen auch eine Disziplin und einen Lerneifer an den Tag, die geradezu unheimlich sind. Jeder meiner früheren Primarschullehrer hätte neidblass werden können. Ich werde als Lehrer ernst genommen (etwas, was ich selbst mir gegenüber nie getan hätte!), Hausarbeiten werden prompt gemacht, und alle sind sie zwar etwas distanziert, aber sehr höflich zu mir. Wenn das nur gut geht und so bleibt!

10. September 1947

Man hat mich in einem einfachen, aber saubereren kleinen Gasthof in Ermatingen einquartiert, der einmal bessere Tage gesehen hat. Vor dem Krieg wimmelte es hier von Feriengästen, hauptsächlich Deutschen, heute leben die Leute hier hauptsächlich von den Russen, die die Grenze zu überwachen haben. Es geht zwar weniger um die Gefahr, irgendjemand könnte vom nördlichen Ausland her bei uns einzudringen versuchen, als um die Möglichkeit, irgendjemand aus der Sozialistischen Alpenrepublik könnte auf die frevelhafte Idee kommen, das Arbeiter- und Bauernparadies illegal zu verlassen.

Man sieht von hier aus auf die Insel Reichenau hinüber, die zur französischen Besatzungszone gehört und für uns seit nunmehr schon zwei Jahren so weit entfernt ist wie etwa Brasilien oder Hawaii. Nun haben sich meine meist ranghohen Kursteilnehmer

aber das Recht vorbehalten, sich in den unterrichtsfreien Stunden über Mittag eines der reichlich am Ufer aufgebockt liegenden Ruderboote «auszuleihen» und damit innerhalb der Uferzone ein bisschen spazieren zu gondeln. Die Wirtsleute der «Krone» wissen das und müssen es wohl oder übel dulden, besonders wenn dabei etwa eine Flasche Wodka oder wenigstens etwas Machorka abfällt. Da man mich hier für ihresgleichen hält (ich spreche mit meinen Schülern in der Freizeit meistens russisch), sollte es eigentlich für mich nicht allzu schwierig sein, mir ebenfalls einen solchen Kahn zu beschaffen und nach einigen Täuschungsmanövern zu versuchen, Oberzell auf der Reichenau drüben zu erreichen. Es kann nicht viel weiter als einen Kilometer entfernt sein.

13. September 1947

Schief gegangen! Aber mein sprichwörtliches Glück hat gottseidank wieder einmal funktioniert. Es hätte nämlich noch viel schief gehen können, wenn ich mich nicht so blödsinnig verschätzt hätte. Ich Naivling hatte nämlich geglaubt, die Zonengrenze verlaufe genau in der Mitte zwischen dem Schweizer Ufer und der Reichenau. Ich ruderte also ziemlich gemütlich in den See hinaus, um den Grenzposten nicht aufzufallen, und als ich meiner Schätzung nach «drüben» und sicher war, mir könne nichts mehr passieren, gestattete ich mir eine kleine Verschnaufpause, um anschliessend mit frischen Kräften den Rest der Strecke hinter mich zu bringen. Dabei beobachtete ich ein deutsches Zollboot mit der französischen Trikolore am Heck, das auf mich zukam, aus mir unerfindlichen Gründen aber etwa 200 Meter Abstand hielt. Jemand schwenkte heftig seine Arme und rief etwas zu mir herüber, was ich nicht verstand. Ich beschloss, näher an das Zollboot heranzurudem, doch die Gestalt an der Reeling des deutschen Bootes schrie nur umso heftiger und gab mit durch erneutes Armeverrenken anscheinend zu verstehen, ich solle mich umsehen.

Leider sah ich es zu spät, das andere Zollboot mit der Schweizer Immatikulationsnummer und der roten Flagge. Ein Schuss, dann ein zweiter, dem ein dumpfer Einschlag an der Bordwand meines Bootes folgte. Schliesslich ein dritter, der anscheinend nicht mehr dem Boot, sondern mir selbst galt und mir das Ruder aus der Hand schlug. Gleichzeitig ein unheimliches Gurgeln zu meinen Füssen. Merkwürdigerweise empfand ich keinerlei Panik, sondern musste unwillkürlich an das Kinderspiel «Schiffe versenken» denken, bei dem ich als Bub, anscheinend mit viel Intuition, meistens gesiegt hatte.

Während sich mein Kahn allmählich mit Wasser zu füllen begann und ich nicht wusste, sollte ich nun mit meinen blossen Händen zu schöpfen versuchen oder diese als Zeichen der Ergebung hochhalten, brauste das Boot mit den Russen haarscharf an mir vorbei, schwappte neue Überschwemmung zu mir herein und schien von meinem drohenden Schicksal überhaupt keine Notiz zu nehmen, sondern das andere Zollboot mit der französisch-deutschen Besatzung anzugreifen. Schon sah ich die Gefahr eines neuen internationalen bewaffneten Konflikts am Horizont heraufziehen, als die Russen, denen das Kriegsspielchen anscheinend mächtig Spass machte, scharf beidrehten und wieder auf mich zuhielten. In diesem Augenblick soff mein Kahn unter glucksenden Geräuschen unheimlich schnell unter meinen Füssen ab, so dass ich aus Leibeskräften um mich schlagen und strampeln musste, um nicht mit in die Tiefe gerissen zu werden. Ich wurde gnädigst aufgefischt und ans Ermatinger Ufer zurückgebracht. Dort übergab mich die Besatzung, pudelnass wie ich war, dem Grenzwachtposten, der mich hinter Schloss und Riegel brachte und mich den ganzen Abend und die Nacht hindurch ohne Essen und ohne irgendetwas Trockenes zum Anziehen oder wenigstens zum Überwerfen schmoren liess. Das heisst: «schmoren» dürfte bei dieser Kälte in der Arrestzelle kaum das richtige Wort sein.

Am heutigen Vormittag nun wurde ich endlich einem Offizier vorgeführt, in dem ich zum Glück einen meiner begabtesten Schüler wiedererkannte. Er allerdings liess sich mit keinem Wimperzucken anmerken, dass wir uns kannten, nahm barsch und trocken (apropos trocken: Ich wurde in einem alten, viel zu langen russischen Offiziersmantel hereingebracht) meine Personalien auf und las mir meine Anklageschrift vor, die besagte, ich hätte mich unerlaubterweise aus dem mir zugewiesenen Aufenthaltsgebiet entfernt. Punktum. Nichts weiter. Ich war baff. Kein Verdacht auf «Republikflucht», wie man das jetzt nennt, obschon das Nachbarland, in das man eventuell zu fliehen versucht, den Namen «Republik» wohl viel eher verdiente. Für dieses nicht autorisierte Verlassen meines Arbeitsplatzes in Tateinheit mit dem Diebstahl eines Ruderbootes stünde mir, so fuhr mein Untersuchungsrichter fort, eine schwere Arreststrafe von drei Monaten in Aussicht, wenn nicht...

«Wenn nicht Ihr Fall in erster Linie in die Kompetenz des Staates fiel», fuhr er fort, «leider, denn die Verfassung der SAR kennt das schwere Delikt der Republikflucht, und die ist einzig und allein Sache der staatlichen Strafvollzugsorgane, nicht die unsere. Ich muss Sie leider schon heute der Justiz Ihres Staates überstellen! Tut mir leid für Sie, wir haben Sie als Lehrer geschätzt, sind aber von Ihrer mangelnden Loyalität unserer Gesellschaftsordnung gegenüber enttäuscht.» – «Es war aber kein Fluchtversuch, Herr Major», suchte ich mich herauszureden, «nur eine kleine Spazierfahrt!» – «Das werden Sie morgen in Leningen alles dem zuständigen Richter erzählen», beendete der Offizier das Gespräch. Und als er mein fassungsloses Gesicht bemerkte, fügte er etwas freundlicher hinzu: «Es wird ja nicht gleich den Kopf kosten, Genosse. Aber mit fünf Jahren werden Sie schon rechnen müssen. – Und das Ruderboot, das bezahlen Sie natürlich auch!» «Nicht gleich den Kopf kosten» – das hatte ich doch schon einmal gehört! Richtig – in Sonthofen!

Wie schnell man heute vergessen muss! Oder sollte ich sagen «darf»?

14. September 1947

Nun, fünf Jahre sind es zum Glück nicht geworden, aber immerhin zwei, obwohl mir das Delikt der versuchten Republikflucht nicht schlüssig nachgewiesen werden konnte. Das Gericht erkannte auf «leichtsinnige Provokation einer fremden Macht» (damit ist anscheinend das deutsche Zollboot gemeint, das mir nicht zuhülfe kommen konnte) in Tateinheit im schwerem Raub (entlehntes Ruderboot) und Irreführung der Behörden (die Notlüge mit der «kleinen Spazierfahrt»). Ich werde versuchen, meine Haftstrafe wohlversehen mit Schreibpapier und Stift anzutreten. Allerdings fürchte ich, in meiner erzwungenen Isolation kaum etwas Notierenswertes erleben oder auch nur erfahren zu können.



Mit dem 13. September 1947 brechen die Tagebucheintragungen wieder ab, und zwar pausieren sie auf den Tag genau ein Jahr lang. Während fast drei Wochen glaubte ich an eine normale Pause, wie sie ja ab und zu vorkam, wenn in Joseph Andermanns anderer Welt nichts Besonderes vorgefallen war. Ich drängte und fragte ihn auch nicht, und es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, etwa in seiner Nachttischschublade zu stöbern. Wenn er mir seine Blätter geben wollte, dann gab er mir sie immer von sich aus und ohne Zwang. So konnte ich also zunächst auch nicht wissen, was los war. Es fiel mir nur auf, dass er noch ungeschelliger und schweigsamer war als sonst. Auch tat er etwas, was ich vorher nie an ihm beobachtet hatte: Er konnte stundenlang in seinem Zimmer an einer ganz bestimmten Stelle auf und ab gehen, hin und zurück, immer nur hin und zurück. Ich habe einmal seine Schritte gezählt,

die er dabei machte. Es waren zehn, zehn hin und zehn zurück, keiner mehr und keiner weniger. Wie ein gefangenes Raubtier im Käfig. Er wurde zusehends blasser und schmaler und rührte das Essen kaum mehr an. Wenn ich mit dem Servierbrett hereinkam, pflegte er sogar ein angewidertes Gesicht zu machen und mir mit einer unwilligen Gebärde zu verstehen zu geben, ich möge ihn allein lassen.

Schliesslich konnte ich meine Neugier doch nicht mehr zügeln und suchte allen guten Vorsätzen zum Trotz nachts, wenn er schlief, nach irgendwelchen Blättern, die ich noch nicht kannte. So erfuhr ich von seiner Verurteilung und langen Gefängnisstrafe. Ich erschrak natürlich zutode, denn ich wusste, dass er zwei Jahre in diesem Zustand niemals lebend überstehen würde. Umso erstaunter war ich, als ich genau ein Jahr später eines Morgens einen ganz anderen Joseph Andermann antraf. Er bewegte sich plötzlich wieder frei, lächelte sogar und schob mir ein neues Tagebuchblatt über den Tisch.



13. September 1948

Heute früh wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Das gibts also doch auch noch! Immerhin habe ich mir diese Begnadigung ein ganzes Jahr lang mit Kuschen, Schweigen und Demütigung erkaufen müssen. Einzelhaft in einer winzigen, schmutzigen Zelle, ein einziger Blechnapf für alle Bedürfnisse (Essen, Trinken und das Gegenteil), ein Eimer abgestandenen Wassers für Gesicht, Hände und den Napf mit der ekelhaften Doppelfunktion, und natürlich keine Möglichkeit zum Schreiben. Meine Glanzidee, den Wärtern vorzuflunkern, ich litte oft an Durchfall und benötige zu diesem Zwecke viel Papier, erledigte sich mit diesem Napfsystem automatisch von selbst.

Jetzt, wo ich wieder zuhause und frei bin, hätte ich ja Zeit und

Musse, all die Schikanen und Scheusslichkeiten dieses verlorenen Jahres niederzuschreiben. Aber wozu? Soll ich die ganze Misere in der freiwilligen Rückschau nochmals durchmachen?

19. Oktober 1948

Jetzt, wo sich das Alltagsleben wieder einigermaßen zu normalisieren beginnt, wo wir zwar nach wie vor das Maul halten müssen aber genug verdienen und kaufen können, es wenigstens jeden Tag zu stopfen, wo wir uns zwar nicht in der Öffentlichkeit so produzieren dürfen, wie wir gerne möchten, aber wenigstens wieder ins Theater gehen können, wo andere nach der Pfeife der löblichen Volks-Obrigkeit tanzen, leiste auch ich mir wieder ab und zu den Luxus einer solchen Schaustellung, besonders da die Vorstellungen vom Staat subventioniert oder gar unterhalten werden und nur geringen Eintritt kosten. Ich habe mir sogar schon überlegt, ob ich nicht versuchen sollte, selbst wieder Anschluss ans Theater zu finden, da im Arbeiter- und Bauernstaat kein Arbeiter und kein Bauer so gut verdient und mit so hohen Renten in Pension geschickt wird wie ein darstellender Künstler. Die Frage ist nur, wo in dieser neuen Hierarchie mein Platz wäre. Klassiker sind wenig mehr gefragt, und von der Bühne aus marxistische Weltanschauung zu verkörpern, ist auch nicht gerade mein Traumziel. Und ausserdem bin ich erstens aus der Übung und zweitens vermutlich als politisch unzuverlässig eingestuft, so dass ich ohnehin nichts Anständiges zu spielen bekäme. Und ein eigenes schweizerisches Radio gibt es auch längst nicht mehr, wir beziehen alles direkt aus Wien.

Ein Weg stünde mir vielleicht offen, aber dazu bin ich mit meinem steifen Bein kaum der Richtige: Volkstanz wird wieder ganz gross geschrieben. Aber man muss sich ja nicht unbedingt selbst produzieren, es gibt am Theater auch andere Beschäftigungen, in die man sich relativ rasch einarbeiten könnte. Als Requisiteur zum Beispiel, oder als Regieassistent. Ich muss einmal mit Wer-

ner Zäch darüber sprechen, den ich gestern nach langer Zeit wieder angetroffen habe. Als Lehrer hat er natürlich unter dem roten Regime keine Chance mehr, drum ist er jetzt Bühnenarbeiter am «Theater des Volkes» (früher Corso-Theater) am Sechseläutenplatz in Leningen. Der Sechseläutenplatz scheint dem Umbenennungswahn diesmal entgangen zu sein. Da er zu weit von Kulturpalast, Leninhaus und Stalinallee entfernt ist, wurde der ursprüngliche Gedanke, ihn in Stalinplatz umzubenennen, bald wieder aufgegeben. Möglicherweise könnte auch der Brauch, dort alljährlich einen Popanz zu verbrennen, die als besonders witzig verschrienen Zürcher zu unangebrachten Scherzen und Vergleichen verleiten.

27. Oktober 1948

Es ist soweit. Es ging leichter als ich dachte: Ich bin am «Theater des Volkes» als Garderobier engagiert. Auch nicht gerade das, was ich mir immer gewünscht hatte, aber es ernährt wenigstens seinen Mann, d.h. mich. Und vor erotischer Nachstellung pseudo-männlicher Balletteure bin ich jetzt auch sicher, nachdem ich gleich am ersten Tag einen dieser warmen Brüder zurechtgestutzt habe, als er es sichtlich und offenkundig genoss, von mir sein Trikot angepasst zu bekommen. Im Staat der Arbeiter und Bauern hat man in jeder Beziehung, politisch wie sexuell, «entweder – oder» zu sein, Männlein oder Weiblein. Zwischenglieder sind als Klassenfeinde und dekadent eingestuft und laufen Gefahr, genau wie im Dritten Reich in einem Lager zu enden.

29. Oktober 1948

Wie gesagt: Volkskunst und Volkskultur werden jetzt ganz gross geschrieben; Sitten, Bräuche, Trachten und Tänze werden richtiggehend gehätschelt und bis zum Exzess perfektioniert. Anders gesagt: Bis zum Exzess verfälscht. Sogar unsere schönen alten Volkslieder haben zum Teil neue Texte bekommen, die aber

kaum eine Chance haben, populär zu werden, obschon das Radio nicht müde wird, sie landesweit unters Volk zu bringen. Wer zum Beispiel wäre schon freiwillig bereit, zu singen: «Mei Muetterl war a Schaffnerin» oder «niene geihts so schön u luschtig wie bi üs im Kombinat»?

5. November 1948

Gegeben wird im Augenblick in unserem Theater eine von Paul Burkhard instrumentierte und von Rolf Liebermann inszenierte Schau «Mer sönd halt Appezöller». Also – alles was recht ist – die Sache hat schon irgendwie «Faden», wie man bei uns zu sagen pflegt. Musik und Bühnenbild (Perrotet von Laban) sprühen und funkeln, dass es eine wahre Lust ist. Die Kostüme sind den alten Volkstrachten verblüffend täuschend nachempfunden, berücksichtigen aber natürlich die tänzerischen Anforderungen, die an ihre Träger gestellt werden. So sind zum Beispiel die roten Sennenkittel der Männer boleroartig in die Taille geschnitten, die Lederhosenträger aufs Trikot aufgemalt und die groben «Holzböden» durch schwarze leichte Escarpins ersetzt, auf die die Schuhschnallen bereits andeutungsweise angenäht wurden.

Ersetzt worden sind natürlich auch die echten Sennen und Bäuerinnen durch professionelle Tänzer und Tänzerinnen, die nichts anderes mehr produzieren als eben «Volkstanz». Das ist, wie man mir sagte, nicht einmal so einfach, weil die für das klassische Ballett so typischen Attitüden und Positionen zugunsten eines eher schlichten, scheinbar ungekünstelten Gehabens zurücktreten müssen. Allerdings geht man doch nicht soweit, das traditionelle typische Stampfen und Trampeln in kleinen Schritten beizubehalten, es wird grossräumig gesprungen und federleicht gehüpft...

Die Volks-Balleteuse, bei der Trachtenhaube und Zopfperücke untrennbar miteinander verbunden sind, muss sich drehen und hochwerfen lassen können, der Volkstänzer Sprünge und Hocke-

stellungen aus dem FF beherrschen. Übrigens: Zöpfe müssen bei einem sozialistischen Volkstanz sein, echtes Brauchtum hin oder her.

Gezeigt werden choreographisch veredelte alte Tänze wie zum Beispiel das «Mölräd», bei dem die Herren sich in der Mitte mit den Füßen berühren, im Übrigen aber an den kräftigen Armen der sich im Kreise bewegendenden Damen hängen. Drehte sich aber dieses Mühlrad früher auf Alpstubeten und im Vereinskreise noch in gemächlich-beschaulichem Tempo, wirbelt es heute in wahren Stachanow-Tempo rundum, wobei die hängenden Tänzer ihre Damen mit jenen hektischen Urschreien wie «chomm, säsä!» anzufeuern bemüht sind, mit denen der echte Appenzelersenn sein «Veechli» in den Stall zu treiben pflegt.

Neu war ein Tanz, der laut Programmheft «Landsgmäändler» genannt wird und von einem Choreographen extra für diese Schau erfunden wurde. Er wird eingangs nur von Männern getanzt und erinnert irgendwie an kaukasische Säbeltänze. Die Darsteller treten hier nämlich in einer Art Bauerntracht mit schwarzer Zipfelmütze und gelben Hirschlederhosen und mit einem sogenannten Degen an der Seite auf. Dieser Degen wird symbolisch gezückt, sobald die «Appenzellerinnen» (Mieder, kurzer Rock, geringelte Socken und eine Art Haube aus gefärbtem, gestärktem Stramin) von beiden Seiten der Bühne hereinstürzen und mimisch zu erkennen geben, dass sie wünschten, sich ebenfalls an dem Geschehen zu beteiligen. Die Männer wehren aber den Frauen mit herrischer Gebärde den Zugang in den Kreis und vollführen nun unter sich mit Imponiergehabe eine Art Schwerttanz, bei dem es anfänglich, solange auch tänzerisch begabte, aber ungeübte Amateure auftreten durften, fast in jeder Probe Verletzte gab. Jetzt jedoch, wo auch die letzte Spur von Dilettantismus im Ensemble getilgt ist, klappt der «Landsgmäändler» einwandfrei und findet

vor allem auf den Tourneen durch die sozialistischen Bruderländer grossen Anklang. Besonders sensationell soll er anlässlich der Weltausstellung in Chicago auf das Publikum gewirkt haben. Die bourgeoise Presse schrieb unter anderem, so beschwingt und leichtfüssig habe man sich die Schweizer nicht vorgestellt. Wor-auf unsere diplomatische Vertretung in den Vereinigten Staaten postwendend in allen Zeitungen berichtigen liess, es gebe keine Schweizer mehr, es handle sich vielmehr um Bürger der Sozialistischen Alpenrepublik.

6. November 1948

Neben den tänzerischen Darbietungen kommen natürlich auch Volkslied, Jodel und Streichmusik zum Wort. Leider musste auf das weltberühmte «Talerschwingen» verzichtet werden, weil es in unserem Lande keine Münze mehr gibt, die dem alten Fünfliber auch nur einigermaßen an Gewicht, Umfang und Silberklang gleichkäme. Jodel wird in unserer Appenzellerschau nur als Naturjodel, das sogenannte «Zäuerlen», dargeboten. Da er ausschliesslich aus unartikulierten Lauten besteht, kann er ja auch textlich nicht reaktionär wirken. Dass die Appenzeller Streichmusik, bestehend aus Geige, Hackbrett, Bass und eventuell Handharmonika, auf so grossen internationalen Bühnen wie dem Bolschojtheater, dem Theater an der Wien oder der Volksoper Berlin Gefahr läuft, klanglich nicht «über die Rampe» zu gehen, sondern im Gestampf der Tänzer zu ersticken, mag begreiflich sein. Dass aber als Zusatz-Instrumente ausgerechnet Schalmeien gewählt wurden, das scheussliche Hupenungeheuer roter Radfahrervereine von anno dazumal, geht meines Erachtens zu weit. Schalmeien mögen volksaufwiegelnd laut und schrill sein – schön und wohlklingend sind sie nicht.

29. November 1948

Ich scheine mich unter meinen neuen Theaterkollegen irgendwie bekannt und vielleicht sogar ein bisschen beliebt gemacht zu ha-

ben, weil ich die Gabe besitze, in besonderen Situationen immer einen passenden Vers zu dichten. Das trägt jetzt Früchte. Heute suchte mich ein bekannter Theaterkritiker in der Pause auf und fragte mich, ob ich nicht bereit und imstande wäre, für die Hauptausgabe der «Volksstimme» regelmässig etwas Werktägliches zu dichten, etwa ein Lobgedicht auf Arbeit, Frieden und Sozialismus oder so. Ich konnte nicht gut nein sagen. Aber wie mühsam das sein wird, kann nur einer ermessen, der einmal versucht hat, auf diese Wörter einen passenden Reim zu finden.

Ich werde es wohl trotzdem einmal versuchen müssen. Dem Überleben zuliebe. Ich habe die Wahl zwischen zwei Sprichwörtern: «Wes Brot ich ess', des Lied ich sing» oder «In der Not frisst der Teufel Fliegen.» Ich muss sogar gestehen, dass mich die Aufgabe irgendwie reizt. Ich muss an meinen alten Freund Dr. Steinfurth denken: «Zwischen den Zeilen, zwischen!»

6. Dezember 1948

Man sollte es nicht für möglich halten! Der Zeitungsmensch von der «Volksstimme» hat Wort gehalten. Heute erhielt ich einen Brief von ihm, in dem unter anderem auch zu lesen stand:

«Lieber Genosse, Wie Sie vielleicht wissen, ist unser grosser Arbeiterführer Genosse Jossip Wissarionowitsch Stalin in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, so dass wir leider nicht einmal sein genaues Geburtsdatum kennen. Im Arbeiter- und Bauernparadies Sowjetunion hat sich deshalb der Brauch herausgebildet, dieses historisch so wichtige Datum auf den 25. Dezember zu verlegen und damit gleichzeitig den Feiertag der inzwischen verbotenen Sekte der Christen, die ja jetzt zum Glück auch in den von ihm befreiten Ländern kaum mehr eine Rolle spielt, in Vergessenheit geraten zu lassen.

Wir beauftragen Sie hiermit, eine nicht allzu umfangreiche Lobeshymne auf Väterchen Stalin für uns zu dichten, und darin un-

serem Wunsch Ausdruck zu verleihen, unser Genosse Stalin möge uns noch recht lange erhalten bleiben.»

9. Dezember 1948

Nun, wie gesagt, einfach war es nicht, besonders da ich, wie befürchtet, die zu besingende Hauptperson nicht in einen Reim zu pressen vermochte. Was hätte ich auch reimen sollen ?? Stalins **Gemahlin** wird erstens als Genossin angedredet und zweitens weiss niemand so ganz sicher, ob sie noch am Leben ist. Infolgedessen kann sie auch nicht seine **Prinzipalin** sein, und eine **Vestalin** ist sie ganz sicher nicht, da sie ja mindestens eine Tochter geboren hat. Nach langen, mühsamen Versuchen aber ist nun endlich etwas gelungen:

Geburtstagswunsch für Väterchen Stalin

Er hat so etwas furchtbar Gütiges
um seinen dichten Hängeschnauz,
Vertrautes, beinah Heldenmütiges.
Mit einem Wort: Uns allen graut's
bei dem Gedanken, dass vielleicht auch ER
die neuerwachten Roten Paradiese
(falls er wie alle andern sterblich wär)
und uns somit schon bald einmal verliesse.
Doch fehlt zum Glück, wie ihr ja alle wisst,
die Garantie, dass er unsterblich ist.

24. Dezember 1948

Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Auf alles war ich gefasst, auf Zuchthaus, Verbannung und auf ewiges Schreibverbot, bloss auf eins nicht: Dass die Brüder meinen Vers wirklich drucken! Aber sie haben es getan! Heute ist er erschienen, in der «Volksstimme»! Auf der Titelseite! Fettgedruckt! Keiner hat die Ironie zu spüren gewagt, keiner hat die Doppelsinnigkeit gemerkt. Wenn das nur gut geht!

3. Januar 1949

Also doch, ich wurde (nicht unfreundlich, aber sehr bestimmt) aufs Hauptkommissariat in Leningen gebeten. Dort entwickelte sich etwa folgender Dialog (ich konnte mir während des Verhörs keine Notizen machen):

«Was soll das, Genosse?» – «Ich hatte von der «Volksstimme» den Auftrag, dem Genossen Stalin ein Loblied zu singen. Und das ist mir, glaube ich, gelungen.» – «So! Meinst Du? Und was bedeutet denn der Satz, dass angeblich allen Leuten vor dem Genossen Stalin graue??» – «Das habe ich nicht geschrieben! Der Satz geht ja weiter und besagt, dass uns allen vor dem Gedanken graue, Väterchen Stalin könnte einmal das Zeitliche segnen... ich meine: «liquidieren», oder wie sagt man das?» – «Faule Fische! Wenn der Satz weitergeht, ist der Zeilenabstand falsch, er gehört nicht hierher.» – «Natürlich gehört er hierher. Wie anders sollte ich denn die erste von der zweiten Strophe trennen?» – «Das ist noch nicht alles. Du schreibst: «Glücklicherweise fehlt die Garantie, dass Genosse Stalin unsterblich ist!»« – «Das habe ich keineswegs geschrieben. Ich schrieb: «Zum Glück fehlt sie, zu **unserem** Glück,» das heisst, ohne diese wäre unser Glück nicht vollkommen, da etwas fehlt.» – «Dummes Zeug, nichts als Haarspaltereien. Du kannst nicht bestreiten, den Grossen Stalin lächerlich gemacht zu haben.» – «Lächerlich machen kann man nur sich selbst. Vermutlich wollten Sie sagen, Genosse Kommissar, ich hätte mich über ihn lustig gemacht.» – «Sag ich ja!» – «Nein, sagten Sie nicht. Sie sagten «lächerlich», das ist nicht dasselbe. Gehen Sie gern in den Circus?» – «Lächerliche Frage, jeder Werktätige geht gern in den Circus.» – «Na also! Ist ein Clown lustig oder lächerlich?» – «?» – «Na also, Ihre Beschuldigungen entbehren jeder Grundlage!»

Und nochmals ein Wunder: Sie liessen mich laufen. Weil sie nicht gelernt haben, zwischen den Zeilen zu lesen. Und ich – ich

weiss jetzt noch nicht, wo ich den Mut herhahm, so aufzutreten. Aber ich habe begriffen, dass das die einzige Möglichkeit ist, mit Brutal-Banausen fertig zu werden.

12. Januar 1949

Ob Krieg oder Frieden, Nazis oder Rote – es ist immer so gewesen: Einmal oben, einmal unten, einmal Schwein und einmal Pech. Jetzt hat es statt mich den armen Jost Meister erwischt, einen Schriftsetzer bei der «Volksstimme», den ich kürzlich an einem (natürlich obligatorischen) Betriebsabend kennengelernt hatte. Er arbeitet an einer Linotype-Maschine. Das ist ein Ding, das unten wie eine Schreibmaschine und oben wie ein Galgen aussieht. Wenn man zum Beispiel die Taste A drückt, löst sich aus dem Galgenkasten eine Matrize mit dem Buchstaben A und fällt herunter, dann kommt vielleicht ein doppeltes L dran, dann ein **E**, bis die Zeile voll ist. Die könnte etwa lauten: **Alle Katzen miauen**. Und wenn die Zeile komplett ist, fliesst irgendwoher heisses Blei und giesst die miauenden Katzen zu einem kleinen Barren, der abgekühlt wird und in eine Schale heruntergepoltert kommt. Der Metteur reiht dann die Zeilen aneinander, damit er sie mit Druckerschwärze einfärben und einen Probedruck abziehen kann. Nun kann es die Tücke des Schicksals wollen, dass beim Tastendrücker ein falscher Buchstabe herunterfällt, zum Beispiel ein **U** statt eines **A**. Und wenn dann der Metteur nicht genau hinschaut und der Korrektor einen solchen Schnupfen hat, dass er nicht mehr richtig aus den Augen sehen kann, mag es vorkommen, dass das passiert, was dem armen Meister widerfahren ist. Er setzte nämlich folgenden Abschnitt: «Die gestrige Verunstaltung in Stuns gegen den verdummenswerten Russismus, bei der eine hundliche Fussung des murxistischen Munifests vorgestellt wurde, erbrachte den stuttlichen Betrug von Fr. 3'624.50.»

Meister wurde noch am selben Tage vom BUSI (Bundes-Sicherheitsdienst) abgeholt und soll wegen Sabotage abgeurteilt wer-

den. Die arme Setzmaschine aber wurde als Schrott demontiert, da niemand aufzutreiben ist, der sie reparieren könnte.

21. Januar 1949

Das Neueste aus dem Bruderparadies: Heute wird in Moskau ein «Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe» ins Leben gerufen, dem alle von den Russen besetzten Länder angehören sollen, natürlich ohne dass man sie zuvor gefragt hätte. Einzelheiten sind noch nicht bekannt, nur fürchtet hier jedermann, dass es kaum ein Geben und Nehmen auf Gegenseitigkeit, sondern ein einseitiges Nehmen seitens des Mutterlandes der Bruderländer geben wird. Wir wenigstens haben ausser dem Marxismus-Leninismus und den Besatzungstruppen noch herzlich wenig von Importen gespürt.

23. Januar 1949

Jetzt ist die Katze aus dem Sack. Es ist so, wie ich gefürchtet hatte: Wer schon hat, dem wird gegeben, und wir, denen man alles, sogar die Hoffnung auf bessere Zeiten, genommen hat, wir sollen den Polen, Tschechen, Ungarn, Rumänen und Bulgaren die Produkte liefern, die früher einmal unsere Spezialität waren, und an denen es «drüben» mangelt: Uhren, Milchprodukte, Pharmazeutika, elektrischen Strom und Schokolade. Von Werkzeugmaschinen ist diesmal nicht die Rede, weil ja alles demontiert und weggeschafft ist. Und die Schokolade hätten sie sich auf ihrer Liste auch sparen können, denn meines Wissens wird zwischen Karl-Marx-Stadt und Wladiwostok noch immer kein Kakao gepflanzt, und Afrika müsste erst einmal von den roten Brüdern erobert sein.

Dass im Gegensatz zu den Bestimmungen zum Ukas vom 13. März 1947 die Lodenjoppen, Diskantzithem und Mehlspeisen in unserem Pflichtenheft fehlen, ist nicht uninteressant. Der Osten scheint die unhaltbare Fiktion einer schweizerisch-österreichischen Doppel-Volksdemokratie allmählich ad acta zu legen. Ge-

blieben im Zwangs-Export-Register sind die Alphörner, denen sich neuerdings auch die Schwyzerörgeli beigesellt haben, die vor allem in der sowjetisch besetzten Zone, aber auch in Polen das als kapitalistisch verschrieene Akkordeon ersetzen sollen, weil sie so volkstümlich klingen.

Sogar Details enthält unsere Soll-Liste. Zum Beispiel werden die einzelnen chemischen Grundstoffe und Fertigfabrikate namentlich aufgezählt. Wir gewöhnlichen Sterblichen können mit dem Fachlatein natürlich wenig anfangen, aber mich dünkt, da seien nicht wenig Insektizide und andere gefährliche Stoffe dabei, mit denen sich bei guter Gelegenheit, wenn der Klassenfeind nicht spuren sollte, auch ein netter kleiner Giftgaskrieg führen liesse.

Erschütternd finde ich die Tatsache, dass man in Moskau noch nicht realisiert hat, dass unsere einst weltberühmte Uhrenindustrie nur zum kleinsten Teil in unserer eigenen Sowjetzone zuhause war, sondern im früheren «Welschland», wo jetzt die Franzosen den Daumen draufhaben. Aber Geographie und Geschichte waren ja nie die grosse Stärke der Bolschewisten.

Oha! Da ist mir aus Versehen ein Ausdruck aus dem ehemaligen Nazi-Vokabular dazwischengeraten: «Bolschewisten» lassen sich die Genossen nicht gerne nennen, obwohl die Bezeichnung denkbar harmlos ist: die «Mehrheitler» im Gegensatz zu den seinerzeit besieigten «Menschewisten», den «Minderheitlern», die mit Menschlichkeit so wenig gemein hatten wie die Bolschewisten mit dem Bolschoj-Theater.

Und was schliesslich die Milchwirtschaft angeht: Unsere schönsten Kühe sind zwar weg, aber in Asien gibt es Yaks! Und wenn sich viele unserer Landsleute wegen irgendeiner Lappalie an sibirische Verhältnisse gewöhnen mussten, so ist es wohl auch nicht zuviel verlangt, dass mongolische Büffelkühe sich an Schweizer Melkerknoden gewöhnen. Die anderen Bullen, die wir

schon im Lande haben, lassen sich von uns ja nicht melken, im Gegenteil: Sie melken uns.

11. Februar 1949

Wir haben es natürlich auch diesmal nur indirekt erfahren – über das Klassenfeind-Radio in Stuttgart und allen Störsendern zum Trotz: Die West-Alliierten haben im Kreml dagegen protestiert, dass die Sowjetunion die von Hitler vergewaltigte Schweiz genau wie Österreich als Feindesland behandelt und sich als «Befreier» aufspielt. Präsident Truman richtete eine persönliche Botschaft an Stalin, in der es unter anderem heisst: «Die Schweiz hat sich, wie ihre Verfassung es verlangt, auch in diesem Konflikt streng neutral verhalten und in ihrer Presse schon mindestens 5 Jahre vor Ausbruch des Krieges keinen Zweifel darüber gelassen, dass sich die Schweizer unter keinen Umständen als «Volksdeutsche», sondern als unabhängige Eidgenossen betrachten. Im Gegensatz zu Österreich haben sie die deutschen Truppen auch nicht freundschaftlich als «Volksgenossen» aufgenommen oder gar selbst ins Land gerufen, sondern sich zur Wehr gesetzt, wenn auch, wie man weiss, mit wenig Erfolg. Wir ersuchen Sie deshalb, unverzüglich ihre Hefte zu revidieren und den Schweizern ihre Souveränität wieder zu geben, besonders da ja auch die Sowjetunion die Annexion dieses Landes durch das Deutsche Reich zu keiner Zeit anerkannt hatte. – Harry S. Truman»

15. Februar 1949

So etwas **musste** ja in die Hosen gehen! Auch Truman hätte wissen müssen, dass man so nicht mit Väterchen Stalin reden kann. Die Partei hat schliesslich immer recht, und Stalin **ist** die Partei. Die Antwort an Truman war kurz und bündig: «Wir verbitten uns jede Einmischung in innersowjetische Verhältnisse. Diese Volksgruppe in den Westalpen ist und bleibt deutsch, faschistisch und reaktionär und bedarf einer gründlichen Umerziehung!»

8. März 1949

Was die Russen in die Wege geleitet haben, das führen die Franzosen und die Italiener jetzt zu Ende. Italien denkt nicht im Traum daran, Tessin, Engadin, Misox, Bergell und Puschlav zuhanden einer wiederherzustellenden Schweiz aus seinem Staatsgebiet auszuscheiden und diesen Gebieten eine Art Selbstverwaltung zu lassen. Es handle sich um Mitglieder der romanischen Sprachgruppe, die im Mittelalter ihrer angestammten Heimat brutal entrissen worden seien. Und die Franzosen schwadronieren von «Ethnie» und «Francophonie», berufen sich auf Rousseau, Neket und Michel Simon als vorbildliche Franzosen und verleiben unser schönes altes Welschland gleich mit Haut und Haaren der Franche Comté ein. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte: Genau so, wie vor ein paar Jahren die Deutschen plötzlich ihr Herz für die längst assimilierten und aus der Geschichte verschwundenen Burgunder entdeckten, tun es jetzt de Gaulle und seine Trabanten. Das «Wunder Schweiz», das europäische Vorbild für ein friedliches Zusammenleben verschiedener Völker, ist nicht mehr. Und wird auch nie mehr auferstehen. Wir sind jetzt das Vorbild europäischer Zerrissenheit.

25. März 1949

Der Kreml hat auf die französische Annexion prompt reagiert. Aussenminister Molotow richtete ein Telegramm an das State Departement, in dem er dem Westen (meiner Meinung nach nicht einmal ganz zu Unrecht) Heuchelei und Doppelzüngigkeit vorwirft:

«Präsident Truman betonte in seinem persönlichen Schreiben an unseren geliebten Genossen Stalin, er betrachte die ehemalige Schweiz als nach wie vor unteilbares Staatsgebilde. Wie können dann aber die Vereinigten Staaten es zulassen, dass der schwächste seiner Bundesgenossen, Frankreich, diese Unteilbarkeit missachtet, indem es den Westen der ehemaligen Schweiz nicht nur

besetzt hält, sondern neuerdings sogar zu okkupieren versucht? Die Sowjetunion verlangt von Frankreich die unverzügliche Räumung des französischsprachigen Teiles dieses Landes und die Überlassung an die Sowjetunion als Besatzungsgebiet zwecks späterer Angliederung an die Sozialistische Alpenrepublik. Gez. Molotow.»

27. März 1949

Soeben vernehmen wir über unser Staatsradio, dass Genosse Molotow gestern zurückgetreten sei und sich ins Privatleben zurückziehen werde. Sein Protest in Washington scheint also seine letzte Amtshandlung gewesen zu sein. War Molotows Reaktion zu scharf gewesen? Oder zu wenig scharf? Jedenfalls scheint sie nicht im Sinne des Genossen Stalin gewesen zu sein. Besonders da die sowjetische Hierarchie bisher einen freiwilligen «Rückzug ins Privatleben» nicht kannte, und ein Rücktritt bis heute noch immer gleichzeitig ein Abtritt in bodenlose Tiefen war. Günstigstenfalls wird der alte Fuchs eine unkomfortable, zügige Datscha in Ost-Sibirien beziehen müssen.

2. Mai 1949

Dass in den ersten Tagen und Wochen der russischen Besetzung Hunderttausende von Armbanduhren ihre Besitzer wechselten, ohne dass wir auch nur «piep» dazu sagen konnten, haben wir längst verschmerzt. Immer noch besser, eine goldene Damenarmbanduhr zu verlieren, als vergewaltigt zu werden, sagten sich unsere Frauen und Mädchen damals. Sehr oft liessen die Siegerhorden es aber nicht bei dem einen bewenden, sondern bedienten sich gleich mit beidem. Heute hört man dieses rauhe «Uri! Uri!» (das erste deutsche Wort, das die Kerle gelernt hatten) kaum mehr auf der Strasse, dafür aber seit ein paar Tagen umso öfter in unseren Wohnungen und auf eine etwas weniger brutale Weise. Heute kann es passieren, dass plötzlich ein Parteifunktionär vor der Wohnungstüre steht und dir erklärt, er habe im Auftrag der

Partei sein Soll im Uhrenbeschaffungssektor des Fünfjahresplanes zu erfüllen und müsse zu diesem Zwecke um alle Armband-, Taschen- und Wanduhren samt Weckern bitten, da die vorgeschriebene Zahl der abzuliefernden Zeitmesser nicht auf andere Art beschafft werden könne. Mit Protesten ist da kaum etwas auszurichten, es sei denn, du bist zufällig Mitglied der Partei. Dann begnügen sich die Herren Genossen vielleicht mit einem einzigen Exemplar pro Haushalt. Vorausgesetzt, es tickt und ist mindestens aus vergoldetem Silber. Was mich angeht, ich bin seit heute morgen zeitlos glücklich.

30. Mai 1949

Ich muss leider noch einmal auf diesen idiotischen Fünfjahresplan und seine utopischen Zahlen zurückkommen. Dass in Sachen Neuproduktion auf dem Sektor Uhren kaum etwas zu holen ist bei uns in der Deutschschweiz, haben sie endlich eingesehen. Aber Fünfjahrespläne sind nun einmal unflexibel und für die Ewigkeit konstruiert wie das Matterhorn. Auch wenn diese Ewigkeit nur fünf Jahre dauert. Aber da gibt es doch ein Hintertürchen: Kann die eine Produktionszahl nicht erreicht werden, stockt man eben dafür eine andere auf. Wichtig ist nur das Total. In unserem speziellen Falle heisst das: Wenn wir auch nicht mehr das Land sind, wo Milch und Honig fliessen, könnten wir vielleicht die sozialistische Alpenregion werden, die in ihrer eigenen Milchschwemme ersäuft. Mit anderen Worten: Der Grosse Bruder verlangt von uns, dass wir unsere Produktion an Milch und Milchprodukten innerhalb von zwei Jahren verdoppeln sollten. Jede freie Hand werde jetzt in der Milchwirtschaft benötigt. Aber was sollen freie Hände melken, wenn kein Vieh da ist? Und von der Aufzucht sibirischer Yaks kann natürlich keine Rede sein. Die Sowjetunion kann nicht auf ein einziges ihrer zahllosen Rindviecher verzichten. Aber wie sonst sollte man das Problem lösen?

4. Juni 1949

Das Problem ist bereits gelöst – auf die denkbar einfachste Weise: Man hat uns, der sozial-alpinen Zivilbevölkerung, bei Todesstrafe ab sofort den Genuss von Vollmilch, Butter und vollfetterm Käse verboten. Magermilch, Margarine aus Nordmeer-Wal-Tran und Magerkäse-Ersatz tun es auch. Ausserdem haben unsere lieben Freunde und Beschützer herausgefunden, dass wir zu üppig leben, im Winter zu stark heizen und vor allem zu viel einheimischen Alkohol saufen, statt uns der Wodka-Überproduktion Osteuropas anzunehmen. Das lasse auf einen bedauerlichen Mangel an Solidarität mit den Werktätigen der übrigen Welt schliessen.

18. Juni 1949

«Du hast ja schon eine saudumme Schnorre!» flüsterte mir heute unser Melk-Instruktor zu, ein Bäuerlein aus dem Zürcher Oberland, «pass nur auf, dass sie dich nicht einmal hops nehmen!» Wie die angefügte Warnung deutlich zeigt, ist eine «saudumme Schnorre» bei uns in der Schweiz (Verzeihung: in der SAR) nichts Ehrenrühriges und hat mit Beschränktheit überhaupt nichts zu tun. Ein etwas Gebildeterer hätte an seiner Stelle gesagt, ich hätte eine freche Ausdrucksweise und sei eigentlich der geborene Satiriker.

Nun ist aber leider Satire das Allerletzte, was in einem Arbeiter- und Bauernstaat gefragt ist, und Geld lässt sich damit unter keinen Umständen verdienen, höchstens freie Kost und Logis mit dauergesperrtem Ausgang.

Heute hatten wir übrigens Glück. Unser Kurs dauerte bis in die späte Nacht hinein und musste bei elektrischem Licht abgehalten werden. Und oh Wunder, der Strom wurde uns nicht abgestellt wie das neuerdings fast immer und sozusagen überall der Fall ist. Aus Sparsamkeitsgründen, denn Elektrizität ist ein kostbares Exportgut und vor allem in Westdeutschland sehr begehrt. Eigent-

lich sollte ein neuer grosser Stausee im Grimselgebiet entstehen, aber es fehlt an Betonmischmaschinen und spezialisierten Ingenieuren. In dieser Reihenfolge.

29. Juni 1949

Wir geben uns Mühe – oder tun wenigstens so –, die in uns gesetzten Plansoll-Erwartungen zu erfüllen. Stachanowscher Ehrgeiz ist hierzulande allerdings höchst selten. Auch die eingefleischtesten Alpen-Kommunisten finden, so ein ganz kleines bisschen müsse der Mensch auch an sich selbst denken. Was beweist, dass wir Schweizer wohl nie hundertprozentige Sozialisten werden können, es sei denn auf der Stufe eines Funktionärs.

Es bleibt uns auch gar nichts anderes übrig, als nahrungstechnisch linientreu zu bleiben. Denn wer von uns Städtern hat schon eine Kuh im Hinterzimmer, die ihm Vollmilch liefert, und wer kann im Laden noch etwas anderes erwarten als kondensierten Fusschweiss, wenn er Käse haben will! Es soll jetzt zwar etwas besser werden. Unter den Plansoll-Zielen der chemischen Industrie figurieren auch gewisse Hormone, die dem Rindvieh unters Futter gemischt werden und die Milchproduktion erhöhen sollen. Es ist allerdings noch lange nicht gesagt, dass diese Mittel auch wirklich im Land bleiben. Wahrscheinlich wird wieder alles exportiert. Was meine Person angeht – ich musste einen Melkkurs belegen, habe aber, wie gesagt, vorläufig nichts zu melken. Möglicherweise werde ich jetzt auf Ziegen umgeschult. Wie sagt doch der Volksmund?: «Es ist zum Mäusemelken.» Mäuse hätten wir allerdings genügend, denn die Ratten- und Mäusevertilgungsmittel, die wir aus der Sowjetunion geliefert bekommen, bringen grundsätzlich nur Katzen um. Die Mäuse werden höchstens fett und träge davon. Und ausserdem fehlt es an passenden Melkschemeln, die in einem salzburgischen volkseigenen Betrieb fabriziert werden sollen.

3. Juli 1949

Arbeitslose gibt es bei uns nicht. Keine Arbeitslosen zwischen Düdingen und Wladiwostok! Drum sitzt mein alter Bekannter Dietschi, jetzt Parteigenosse, im Kombinat «Magerquark» sein Gehalt täglich 8 Stunden ab und wartet. Manchmal wartet er sogar im Übersoll. Entlassen kann man ihn nicht, obschon er von Magerquark so wenig versteht wie die produzierende Kuh, weil es keine Arbeitslosen geben darf. Aber vielleicht tue ich ihm unrecht. Vielleicht verfasst er in seiner Dienstzeit Parolen für westliche Genossen, oder er spielt «Mensch, ärgere dich nicht». Schach spielen mit einem Akademiker kann er nicht, das hat er nie gelernt. Vielleicht dreht er einfach Däumchen. Links herum. Solche Zustände kosten natürlich Geld. Aber da gibt es zum Glück NOWAK. Nicht den aus dem Schlager «Aber der Nowak lässt mich nicht verkommen». NOWAK ist die Abkürzung für das Nationale Opfer-Werk für Arbeitskraft-Kapazitäten.»

24. Juli 1949

Die Milch hat wieder ganz schön zu fließen begonnen, dank unserer unfreiwilligen Enthaltbarkeit, die uns langsam zum Skelett abmagern lässt. Und Butter wird auch wieder produziert. Nicht für uns, sondern für die riesigen Kühlhäuser.

Dass die Stimmung der Bevölkerung angesichts unserer neuesten landwirtschaftlichen Attraktionen, des Milchsees und des Butterberges, nicht allzu rosig ist, kann man sich ja vorstellen. Und trotzdem ist man in den Planstellen von Wien noch nicht zufrieden. Wahrscheinlich, weil sie auf Druck der Oberplanstelle Moskau nicht zufrieden sein dürfen. Vor allem auf dem Elektrosektor würde noch viel zu wenig produziert, respektive zuviel verbraucht. Unsere eigenen Leute in Wien, die ja einige Kilometer näher am Geschütz sind, warnen. Man dürfe den Bogen nicht überspannen, weil sonst die eigene Wirtschaft gefährdet sei.

27. Juli 1949

Moskau ist Sieger geblieben. Und wir natürlich wieder einmal die grossen Verlierer. Weil wir jetzt den fürchterlichen Gestank der ranzigen Butter und der geronnenen Milch in der Nase haben, die der rigorosen Stromdrosselung zum Opfer fielen. Ich weiss nicht, wie die Russen ohne Strom gekühlt und damit das Zeug frisch erhalten hätten. Wahrscheinlich mit Eis, indem Sie den Rhonegletscher demontieren, oder mit dem sibirischen Erdgas, das sie uns jetzt statt der Elektrizität zu horrenden Preisen aufschwätzen wollen.

Aber Moskau weiss Rat. Die ranzige Butter wird nach Afrika exportiert. Dort fetten sich scheint's ganze Völkerstämme das Haar damit ein. Oder sie wird nach der Mongolei verfrachtet. Dort würzt man den Tee damit. Früher musste es allerdings Stutenmilch sein, denn die Mongolen sind ein Reitervolk. Aber warum sollen die sich nicht auch ein bisschen anpassen und umgewöhnen müssen? Wir müssen es schliesslich auch.

12. August 1949

Das Milchwirtschafts-Projekt ist gescheitert, der Plan, die gesamte Bevölkerung unserer sozialistischen Alpenrepublik um fast zweitausend Jahre seiner Geschichte zu bringen und auf den Stand der Helvetierzeit zurückzuwerfen, wo es ausser Bauern und Hirten bei uns nur noch ein paar Handwerker und Gastwirte gab, ist nicht aufgegangen. Wir sind unserer zu viele. Und allmählich habe ich das Gefühl, auch zu wenige, die sich solchen sozialistischen Unsinn gefallen lassen.

Was aber soll man mit so vielen Beschäftigungslosen anfangen, denen Handwerks- und Rüstzeug für das fehlen, was sie gelernt haben und was sie wirklich können? Der Staat weiss auch hier Rat. Er hat sich zum Ziel gesetzt, seine unsicheren Kantonesen zu bespitzeln, in jedem Augenblick genau zu wissen, was sie tun und denken, ihnen in die Kochtöpfe und wenn möglich sogar in

die Nachttöpfe zu gucken und daran herumzuschnuppern.

Kein sehr edles Ziel, wenn man's genau nimmt, aber immerhin ein Ziel und ein Mittel, das Ausland glauben zu machen, es gebe bei uns keine Arbeitslosigkeit. Denn all das Schnuppern, Belauschen, Schlüssellochgucken und Rapporte-Schreiben muss von irgendjemandem getan werden. Es braucht Telefon-Abhörer, Postsack-Durchsucher, Wanzen-Installateure, scharf hörende Eckensteher und liebe Nachbarn. Und vor allem einen Riesentross von fleissigen Bienen, die das zusammengetragene Material sichten, vergleichen und an den Bundes-Sicherheitsdienst «Busi» weiterleiten. Besonders begabten «Freiwilligen», etwa ausrangierten Schauspielern, winken einträgliche Posten als Agents provocateurs. Da wird man gar nicht lange gefragt, man wird einfach kassiert, geschult und dann auf den ahnungslosen Mitbürger losgelassen. Mich machten sie zum Überwacher verdächtiger Telefon-Anschlüsse.

16. August 1949

Meine Aufgabe ist einfach. Ich habe eine Liste von Abonnenten, deren Gespräche ich Stichprobenhaft abzuhören und, wenn sie mir verdächtig vorkommen, niederzuschreiben habe. Daneben habe ich aber die Möglichkeit, mich in jedes beliebige Gespräch auch von Anschlüssen, die nicht auf der Liste stehen, einzuschalten. Offen gesagt – das sind sogar die weitaus interessanteren. Und da vielen potentiellen Klassenfeinden der Anschluss ohnehin weggenommen wurde, sind die Apparate der Privilegierten sogar in der Mehrzahl und schreien förmlich nach Abgehörtwerden. Was da alles an mein züchtiges Ohr kommt! Man würde es nicht für möglich halten. Galante Geflüster zwischen Besatzungsoffizieren und den Ehefrauen anderer Besatzungsoffiziere sind da noch recht harmlos. Weit pikanter sind die in die Muschel gehauchten Liebes- und Absichtserklärungen zweier stadtbekanntere Kommissare des Komitees für vormilitärische Jugendertüchti-

gung. Wenn ich die einmal aufzeichnete und meldete, müsste es einen saftigen Skandal geben. Aber sie stehen leider beide nicht auf meiner Liste, weil sie linientreue Verbreiter der Reinen Lehre sind.

Nein, meine Kunden sind Kombinati-Direktoren, Universitätsdozenten, Schauspieler und Schulungsleiter, kurz Leute, die den Grips hätten, gelegentlich selbst zu denken. Sie tun es dann wirklich auch ab und zu, wenn auch in vorsichtige Wendungen gekleidet wie etwa: «Bekommen Sie auch immer kalte Füße, wenn Sie an den nächsten Winter denken?» oder: «Wenn es bloss nicht so furchtbar teuer wäre, sich auf indirektem Wege hochgestellte Gönner zu verschaffen!»

26. August 1949

Das hat man nun davon, wenn man sich getreulich an die Vorschriften hält. Der Staatssicherheitsdienst hat mir einen Rüffel erteilt. Einen sanften zwar, aber eben doch einen Rüffel. Ich hatte nämlich geglaubt, einen dicken Fisch im Netz zu haben, als ich einen Metzgermeister abhörte, der im Verdacht des Schwarzschlachtens steht. So peinlich es mir ist, harmlose Bürger per Draht zu belauschen (ich pflege einfach, wenn das kontrollierte Gespräch allzu kritisch wird, mich laut und vernehmlich über mein Mikrofon zu räuspern, das lenkt die Konversation blitzschnell und ganz von selbst in harmlose Bahnen), so sehr einverstanden kann ich mich mit meinem Auftraggeber erklären, wenn er es auf Schieber und Konjunkturgewinnler abgesehen hat.

Ich konnte also folgendes Gespräch abhören: «Können Sie mir das Besprochene liefern?» – «Ich weiss nicht recht, fünf Kilo Kalbfleisch für eine Einzelperson sind doch ein rechter Happen.» – «Ich muss eine Einladung geben, verstehen Sie, Genosse. Zwölf Personen, die ganze Parteiprominenz! Sie können mich jetzt nicht hängenlassen. Ich werde mich natürlich erkenntlich zeigen. Sie wissen,

ich habe da so ein paar Briefe, unterschrieben mit «Heil Hitler» und Ihrem Namen bei meinen Akten, von denen Sie sicher nicht wünschen, dass sie an die Öffentlichkeit gelangen.» – «Schön, Genosse Richter, ich ...» – «Sind Sie verrückt? Mensch! Doch keine Namen!» – «Also abgemacht, ich liefere.»

Diese Meldung wurde anscheinend höherenorts nicht weitergeleitet. Es ging ja plötzlich nicht mehr nur um einen kleinen Metzgermeister, sondern auch um ... aber das schreibe ich besser nicht.

5. September 1949

Es ist stinklangweilig, ewig arme kleine Würstchen abzuhören und sich immer wieder räuspern zu müssen. Ausserdem könnte es dem Genossen, der beauftragt ist, uns Abhörer abzuhören, mit der Zeit auffallen. Ich leiste mir also allen Verboten zum Trotz den Luxus, ab und zu auch höhere Amts- und Parteileitungen zu vernaschen.

Bei dieser Gelegenheit habe ich heute ganz zufällig mitbekommen, dass ab Mitte September Geheimtransporte aus der Sowjetunion mit Destination Göschenen rollen werden. Um was es sich handelt, wurde natürlich nicht gesagt. Die Gesprächspartner benutzten ein Codewort, das ich als alter Chiffreur, unschwer in Klartext übertragen konnte: «Ziolkowski». Ziolkowski war ein russischer Wissenschaftler, der sich schon im letzten Jahrhundert mit dem Rückstossprinzip befasste und 1903 das Projekt einer Weltraumrakete vorlegte. Der Transport muss also etwas mit Raketen zu tun haben. Das hatte ich übrigens längst vermutet: Unsere Berge wären eine ideale Abschussrampe für eine russische V2. Wenn das der Klassenfeind wüsste! Ich finde, man müsste es ihm zu Wissen tun. **Ich** müsste es ihm zu Wissen tun. So hätte ich der Welt doch wenigstens **einmal** einen Dienst erwiesen. Das heisst:

Genau genommen hatte ich ja schon einmal das Vergnügen, gewissen Fernlenk- Bombenlegem ins Handwerk zu pfuschen. Aber wie?? Wie bekomme ich den heissen Tip über die Zonengrenze? Und wie kann ich erfahren, ob meine Vermutung stimmt?

14. September 1949

Die Universitäten in Leningen und Bern sollen auf Beginn des Wintersemesters wieder geöffnet werden. Basel, die älteste Universität unseres Landes, bleibt aus Sicherheitsgründen (zu nahe an der Grenze zur neugegründeten Bundesrepublik!) geschlossen, ausserdem ist die ehrwürdige alte Humanistenstadt aus eben diesen Gründen seit 1945 systematisch entvölkert worden, und in den alten Patrizierhäusern in der «Dalbe» (St. Alban-Vorstadt) hausen jetzt hohe Staatsbeamte, Bonzen und linientreue Schieber. Von den alten Professoren und Lektoren ist kaum einer mehr da, dafür steht jetzt an oberster Stelle des Lehrplanes und als Pflichtfach «Marxismus-Leninismus».

Ich hätte eigentlich gerne mein vor neun Jahren jäh unterbrochenes Philosophiestudium wieder aufgenommen und meinen Doktor endlich gemacht. Aber erstens ist die jetzt gelehrte Philosophie nicht die meine, und was hier als Geschichtsunterricht geboten wird, kann ich mir etwa vorstellen. Und zweitens war mein Grossvater mütterlicherseits Akademiker, und Akademikerabkömmlinge haben an einer roten Universität nichts verloren. Da werden nur Arbeitersöhne und -töchter in die Bankreihen der Hörsäle hineingepfercht, egal, ob sie sich eignen oder überhaupt studieren wollen, oder nicht. Übrigens: Zulassungsprüfungen wie etwa eine Matura oder sonst irgendein Diplom gibt es nicht mehr. Von den neuen Erstsemestrigen hätte wohl kaum einer den früher erforderlichen Durchschnitt geschafft. Das alte Greuelmärchen, in einem kapitalistischen Staat (und das waren wir scheint's vor dem Krieg!) habe man Arbeiterkinder ohnehin von jeder Bildung ausgeschlossen, grassiert wieder und wird sogar geglaubt.

1. Oktober 1949

Unser Staatsradio verkündet es laut und immer wieder, stundenlang, und in der «Volksstimme» nimmt die Schlagzeile fast die ganze Frontseite ein: **«China ist Volksrepublik. Reaktionär Tschiang-kai-Schek aus dem Lande gejagt.»**

Liest man dann aber auf Seite 2 ein bisschen zwischen den Zeilen, ergibt sich ein etwas anderes Bild. Der Lang-Marschierer und Polit-Dichter Mao-Tse-Tung hat zwar eine Volksrepublik ausgerufen, aber im Lande wird noch überall gekämpft. Und Tschiang ist nicht hinausgeworfen worden, sondern hat sich mit seiner National-Armee und Zehntausenden von nicht-kommunistischen Chinesen fast ungestört nach Taiwan absetzen können. Die «Volksstimme» nennt die Insel zwar nach wie vor «Formosa», als ob Japan nie einen Krieg und damit diese Insel verloren hätte. Jetzt soll es in allen grösseren Städten des kommunistischen Machtbereichs russisch-chinesisch-europäische Verbrüderungsfeiern geben. Datum: 12. Oktober, Tag der Oktoberrevolution.

12. Oktober 1949

Zu einer Verbrüderung braucht es bekanntlich Brüder. Nahöstliche haben wir übergenug im Land, bloss die Fernöstlichen sind in unseren Breiten rar. Mit Mühe und Not waren sieben ehemalige Inhaber chinesischer Restaurants mit Familien und ein Betreiber eines Wäschesalons aufzutreiben. Ihre Betriebe sind natürlich verstaatlicht und dürfen in Staatsregie weitergeführt werden, weil weder wir noch unsere Waffenbrüder chinesisch kochen und waschen können. Die lächelnden Söhne der Mitte witterten auch gleich ihre grosse Chance und sicherten sich die Regie und Belieferung aller Festwirtschaften am 12. Oktober. Sie sind ja jetzt Brüder unserer «Aufsichtsbehörde!»

15. Oktober 1949

Es war wirklich ein exquisites Fest, das die Helveto-Chinesen bo-

ten. Ausgesuchte Speisen (weiss der Kuckuck, wo sie die hergezaubert haben), chinesische Musik, chinesische Kostüme und furchterregende Drachen und Löwen, aus je zwei Mann bestehend, wobei der jeweilige Hintermann ausnahmsweise Nicht-Chinese sein durfte. Auch mich kommandierten sie vom Abhörtisch zu den Kostümproben und damit natürlich auch ans grosse Verbrüderungsfest auf dem guten alten Zürich-Hom, das seither «Hom des himmlischen Friedens» heisst. Allerdings gab es dann einige Tage später grossen Ärger, weil die Chinesen unter dem Begriff «ein Fest ausrichten» etwas ganz anderes verstanden, als ihre neuen Busenfreunde. Sie verstanden darunter, wie gesagt, liefern, bedienen, organisieren und unterhalten, während das Zentralkomitee natürlich auch berappen meinte. Protest hinterher nützte wenig. Die Chinesen mussten zahlen, obschon sie sich dabei das letzte Unterhemd ausziehen mussten.

Dem Vernehmen nach sollen sie inzwischen alle zu Tschiang-kai-Schek übergelaufen sein und in Taiwan eine Rückerstattungsklage zuhanden der Zentralregierung eingebracht haben. Ich fürchte, nicht mit grossen Erfolgsaussichten. Allein das von mir bewegte Hinterteil des Schreckdrachens muss mehr gekostet haben, als ich in einem ganzen Jahr als lebende Wanze verdiene.

8. November 1949

Wieder einmal ein neuer Ukas von oben: Massensport ist schön und gut sozialistisch. Spektakulär und prestigebringend ist aber nur der Leistungssport. Leistungssportler, die überdurchschnittliche Resultate erbringen, werden ohne Rücksicht auf Wissen oder gar Intelligenz in die neue Hochschule für Leibesübungen in Brestenberg aufgenommen. Anscheinend wissen die Urheber dieser Glanzidee nicht, was «Bresten» bedeutet. Wer die von ihm erwartete Leistung, resp. einen neuen Welt- oder mindestens Europarekord bringt, erhält automatisch den Titel eines Dr. phys., was

natürlich nichts mit Physik zu tun hat, sondern mit Physiokratie, was man etwa mit «Faustrecht» oder «Herrschaft des Bizeps» übersetzen könnte.

Auch gibt es natürlich so etwas wie einen sportlichen Fünfjahresplan, nur kürzer. In mindestens 3 Jahren müssen die «Studenten» der verschiedenen sportlichen Disziplinen an der Weltspitze stehen. Vor allem auf den Wintersport haben es die Funktionäre der «Sozialistischen Alpenrepublik» abgesehen. Ski-Abfahrt, Slalom und Riesenslalom werden bis zur Erschöpfung trainiert, Tag und Nacht, Winter und Sommer (die Russen haben kürzlich wieder eine ihrer sensationellen Erfindungen freigegeben: Die sog. «Schneekanone», die jede gewünschte Menge künstlichen Schnees produziert, allerdings unter einem ungeheuren Stromaufwand). Aber für die Klassenehre ist nichts zu rar und nichts zu teuer. Und auch hier wieder rationelle Arbeitsteilung: alle anderen Wintersportdisziplinen wie Eislauf, Eishockey, Triathlon, Langlauf, Bobsleigh, Rodeln etc. dürfen in der SAR nicht ausgeübt werden, die sind reserviert für die Sowjetunion, Finnland und das neue Gebilde östlich der Elbe, das sich «Deutsche Demokratische Republik» nennt. Einzig im Paarlauf konnte man sich nur schwer einig werden. Es zeichnet sich aber bereits ein Kompromiss ab: Nur die Partnerin darf aus unserem alpinen Arbeiterparadies stammen, der Mann jedoch muss slawischen Geblütes und Parteimitglied sein.

10. November 1949

Wir gewesenen Eidgenossen gelten (oder vielmehr: galten einmal) als recht kräftiger und wehrhafter Menschenschlag. Aber einen derartigen Kult mit unseren Muskeln wie die Östler und vor ihnen auch schon die «nordischen Übermensen» haben wir doch nie getrieben. Und ich möchte nicht die Hand umdrehen, wer von beiden extremer sei. Nur der Zweck, der ja bekanntlich die Mittel heiligt, ist verschieden. War es im Dritten Reich die Deutsche Nation, deren Ehre es zu verteidigen galt, ist es heute

die Klasse der Werktätigen. Sagen sie, meinen aber immer das gleiche: das recht zweifelhafte Prestige einer Massen-Verdummungs-Kaste. Die Nazis haben wenigstens unsere bodenständigen Sportarten in Ruhe gelassen, wir durften Schwingen und Steinstossen und Jassen, soviel wir mochten. Die Roten haben uns aber nicht nur unseren geliebten Unspunnenstein geraubt und nach Moskau verschleppt, um ihn dort als Kuriosum im Museum des Volkes zur Schau zu stellen, sie haben nicht nur unsere Jasskarten – und zwar die deutschen so gut wie die französischen – alle konfisziert und den Verkauf neuer Jasskarten verboten, um uns dafür das Tarokieren beizubringen, nein, jetzt versuchen sie, das Homussen, das bisher nur in gewissen mittelländischen Gegenden zuhause war, zu einem internationalen Sport hochzustilisieren, der das kapitalistisch-degenerierte Golfspiel ersetzen soll.

Der Schweizer Homusser-Verband stand der Idee zunächst eher skeptisch gegenüber, machte aber dann voll mit und erweiterte an einer regionalen Homusser-Tagung seine Statuten wie folgt; a) Das Homussen ist ein Volkssport par excellence, der wie kein anderer in der Lage ist, sozialistische Emotionen zu wecken und freizusetzen. Es ist deshalb unsere Aufgabe, ihn voll und ganz in den Dienst der gerechten Sache der Arbeiter- und Bauernklasse zu stellen.

- b) Die Schindeln, also die in die Luft geworfenen Fangbretter, die den hochgepeitschten Homuss herunterholen sollen, werden in Zukunft als Symbole des gnadenlosen Klassenkampfes aufgemalte sozialistische Parolen und Embleme tragen, die allein imstande sind, kapitalistische Ausbeutung in ihrem Höhenflug zu stoppen und gnadenlos auf den Boden des realen Sozialismus herunterzuholen.
- c) Die Partei wird unseren Anteil an der Sozialisierung der Zuschauer mit Subventionen unterstützen, deren Höhe noch festzulegen ist.

Dieses Konzept wurde im Sportausschuss der Partei ernsthaft beraten, scheiterte jedoch an den Bedenken des Genossen Hinterflüh, der schon einmal beim Homussen zugeschaut hatte und wusste, dass die Schindel mit einer derartigen Wucht getroffen wird, dass die schönsten aufgemalten Parolen über kurz oder lang unleserlich würden. Man machte dem Homusserverband in diesem Sinne und mit Bedauern Bescheid. – Eigentlich schade, die Homusser hätten mit einem grossen Publikum rechnen können. So haben sie nun gar nichts – kein Publikum und keine Subventionen.

19. November 1949

Ein unerwartetes freudiges Wiedersehen im Schützengartensaal: Kloter, mein alter Chiffrier-Kumpel aus der Zeit der Grenzbesetzung 1939 bis 40. Wir sitzen uns am Tisch direkt gegenüber und haben beide an der sozialalpinen Kontrolleurstagung (wie der Anlass offiziell heisst, der in Wirklichkeit schlicht eine Arbeitstagung der Telephonabhör-Beamten ist) anscheinend wenig Interesse. Kloter lebt heute im Glamerland und ist hauptberuflich im Rahmen des Fünfjahresplanes mit Herstellung und Vertrieb von Glarner Schabziger beschäftigt. Eigentlich mehr mit dem Vertrieb, was ich sehr schätze, denn der Geruch dieses Kräuterkäses geht jedem, der intensiv damit zu tun hat, nicht nur unter die Haut, sondern auch in die Kleider und ist kaum mehr wegzubringen. Export, ganz genau gesagt, das interessiert mich. Ja wohl, meint Kloter stolz, Hauptabnehmerland sei Grossbritannien. Er habe gehört, dass sogar der englische Premierminister Liebhaber dieser würzigen Spezialität sei.

Jetzt ist es aber Zeit, die Ohren zu spitzen, und ich kenne meinen alten Dienstkameraden zu gut, um nicht zu merken, dass er nicht einfach so ins Blaue hinein plaudert. Wir beide haben damals gemeinsam das kulinarische Telephon-Buchstabier-System erfunden, das bald vom ganzen Nachrichtenstab übernommen wurde.

Ob Kloter sich erinnerte? Ich liess mitten unter den abhörge-
wohnten aber heute völlig ahnungslosen Konferenzteilnehmern einen
Versuchsballon steigen. «Salat – Tomate -Anis – Lauch - Ingwer-
Nuss?» fragte ich. Und die Antwort kam prompt: «Salat-Côte-
lette-Holunder-Wein». Ich wusste genug. Auf Kloter war nach
wie vor Verlass. Einem unserer Tischnachbarn war unser seltsa-
mer Dialog anscheinend aufgefallen. «Was soll das?» fragte er.
«Bscht! Streng geheim!» grinste Kloter, «wir tauschen Kochre-
zepte aus.» Ich erkundigte mich bei Kloter nach dessen Abhör-
dienstzeiten, und auf welcher Dienststelle ich ihn erreichen konn-
te. Jetzt können wir ungestört miteinander chiffrieren, wie einst
im Mai. Mai 40!

23. November 1949

Heute habe ich meinen alten Kameraden tatsächlich am Draht ge-
habt. «Ich wüsste ein neues Würzrezept für deinen Schabziger,»
bemerkte ich so ganz nebenbei. «Das könnte man vielleicht auf
der Verpackung irgendwie anbringen, was meinst Du?» –
«Schiess los, ich schreibe mit.» – «Rosmarin – Anis – Knoblauch
– Estragon – Traubenzucker – Essig – Nelken – Basilikum –
Asant – Salbei – Eisbein – Nieswurz.» – «Interessant», tönte es
zurück, «und weiter? Wo und wieviel davon?» – Ich: «Gugelhopf
– Orange – zweimal Tee – Hackbraten – Apfelmost – Rhabarber
– Dill. Genau 200 Gramm!» – «Verstanden, Rezept wird auspro-
biert. Ende. Machs gut!» – «Du auch!»

25. November 1949

«Amerikanisches Spionageflugzeug über der Sozialistischen Al-
penrepublik abgeschossen. Pilot hat überlebt und ist geständig.»
Das muss es sein! Endlich hat es geklappt. Mit grosser Wahr-
scheinlichkeit ist es dem «Klassenfeind» gelungen, die russischen
Raketenbasen im Gotthardgebiet zu photographieren. Unsere
Presse schweigt sich natürlich über das «Wann und Wo» aus, wie
immer, aber was hätten die Aufklärer denn anderes, als unsere

Basen da droben finden wollen? Solange die sowjetischen Abfangjäger nicht schneller sind als jetzt, haben die Westlichen keinerlei Schwierigkeiten mit Aufklärungsaufnahmen. Wenn sie im süddeutschen Raum starten, sind sie schon über italienischem Gebiet, bevor noch eine einzige MIG gestartet ist. Diesen einen Vorteil wenigstens hat die Wurmfortsatzlage der Ex-Schweiz.

8. Dezember 1949

Es stimmt! Unser angebliches Schabziger-Rezept hat seinen Weg ins kapitalistische Lager tatsächlich gefunden! Gestern haben die Botschafter der USA, Grossbritanniens und Frankreichs im Kreml offiziell Protest gegen die Raketen-Bedrohung aus dem Gotthardgebiet eingelegt. Moskau, Wien und die übrigen roten Hauptstädte schweigen. Nicht einmal zu einem Protest gegen die westliche Demarche haben sie sich aufgerafft. Was wir zu lesen und übers Radio zu hören bekommen, sind lediglich Wutschreie über die Luftspionage. – Was jetzt wohl Freund Kloter macht und denkt? Ist er überhaupt noch am Leben? Und wann werden sie **mir** auf die Sprünge kommen?

13. Dezember 1949

Nie wieder etwas von Kloter gehört. Wenn ich seine Zentrale anrufe und nach ihm frage, bekomme ich stereotyp die Antwort: «Zur Zeit nicht im Dienst.» – Heute lautete der Bescheid etwas anders: «Nicht mehr im Dienst!» Ich habe Angst um ihn. Und um mich dazu!

1. Januar 1950

Wieder ein neues Jahr. Wird es das letzte für die Menschheit sein?

1. April 1950

Wenn schon unsere Welt verrückt und aus den Fugen ist, sehe ich eigentlich nicht ein, warum ausgerechnet ich mich in diesem ro-

ten Paradies als einziger wie ein normaler Mensch benehmen soll. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und vor ein paar Tagen unter falschem Namen einen Beitrag an die «Volksstimme» geschickt, der heute (ausgerechnet am 1. April) tatsächlich abgedruckt wurde. Anscheinend sind Redaktoren in diesem Land wirklich so stur und abgestumpft, dass sie nicht mehr merken, wenn einer ihre Welt schamlos durch den Kakao zieht. Kakao! Was das wohl ist? Früher machte man Schokolade daraus, und die schmeckte herrlich. Lang, lang ist's her!

Also: mein Artikel. Unter dem Titel «Eine wahrhaft sozialistische Lösung der Alpenfrage» machte ich den Vorschlag, aus der Abgeschiedenheit unseres Landes und der «Konzentration unserer Industrie auf die grossen Bruderländer» endlich die einzig wahre Konsequenz zu ziehen. Man koste den einzigen Reichtum unseres Landes, nämlich seine Naturschönheiten, endlich bis zur Neige aus und mache aus dem ganzen Gebiet der ehemaligen Deutschschweiz vom Rheinfall bis zum Matterhorn und von Arosa bis zum Murtensee ein grosses Naturschutzreservat, den grössten Nationalpark Europas. Auf diese Weise liessen sich unsere seit Urzeiten hergestellten Produkte wie Milch, Käse und Rahm, aber auch jüngere wie etwa Alpenkräuterschnaps oder gefüllte Biberfladen ohne Transport- und Konservierungsschwierigkeiten an Ort und Stelle an die ferienmachenden Werktätigen aller sozialistischen Bruderländer absetzen.

Ich bin gespannt, ob auf diesen Unsinn irgendeine Reaktion erfolgt.

8. April 1950

Sie ist da, die Reaktion. Der stellvertretende Kreisleiter von Luzern hat sich die Mühe genommen, meinen Artikel genau zu analysieren und zu beantworten. «So bestechend für unsere in Urlaub

geschickten Genossen die Idee auch sein mag, und so kühn sie auch gedacht ist, müssen wir der Idee, dieses Land ganz der Natur und ihren Geniessern zu überlassen, doch widersprechen. Diese Westprovinzen der SAR sind strategisch zu wichtig, um einer ökologischen Idylle geopfert zu werden. Wir dürfen nie vergessen, dass wir sozusagen die Speerspitze der kommenden Weltrevolution sind.»

Danke, ich weiss genug. Das heisst im Klartext: Kurz- und Mittelstrecken-Raketenbasen in unseren Bergtälem und Kampfgas-Lager in den Kavernen und alten Festungsanlagen. Und es heisst vor allem: Schon wieder Krieg, schon wieder Hunger und Not und eine ungewisse Zukunft. Wenn überhaupt!

3. Mai 1950

Was genau passiert ist, werden wir wohl nie erfahren, denn wir sind ja nur das dumme Fussvolk, genau wie zu Hitlers Zeiten. Wenn wir etwas erfahren, dann nur auf Umwegen und hinterherum.

Aber es **ist** etwas geschehen in der Hauptstadt. Dr. Quadratzky ist anscheinend abgesetzt, in der Versenkung verschwunden. «Abgewählt» wird man ja kaum behaupten können, denn Wahlen sind für uns seit einem Jahrzehnt ein Fremdwort. Vermutlich waren es interne Eifersüchteleien und Rangeleien in der Spitze des Partei- und Staatsapparates, was ja mehr oder weniger dasselbe ist.

Man sagt gewöhnlich, es komme nichts Besseres nach, aber diesmal könnte es doch anders sein – hoffen wir es. Der Neue an der Spitze des Staatsrates heisst Kernen, schaut aus wie ein würdiger Lateinprofessor kurz vor dem Ruhestand und trägt einen Bart. Keinen ungepflegten Fussack wie Marx und kein Mephisto-Knebelbärtchen wie Lenin, sondern einen Zeusbart, wie ihn sich die alten Griechen gedacht haben. Er ist wie Quadratzky Wiener (der Volksmund sagt: zwanzig Minuten telegraphisch östlich vom

Stephansdom), muss aber seinem Namen nach aus einer alten Walliserfamilie stammen.

5. Mai 1950

Kernen, bis jetzt politisch kaum je in Erscheinung getreten – wenigstens nicht unangenehm –, hat als erste Amtshandlung eine Amnestie für politische Gefangene erlassen, die sich in Wort oder Schrift für eine Wiederbelebung überwundener Staatsgebilde wie Österreich oder die Schweiz eingesetzt und sich damit den Zorn der Stalinisten zugezogen hatten. Und noch am gleichen Tage kündigte er eine verwaltungsmässige Zweiteilung der SAR in zwei Gross-Bezirke namens Österreich und Schweiz an, die binnen zweier Monate realisiert werden und beiden Bezirken eine gewisse kulturelle Eigenständigkeit wieder geben soll.

Als dürftigen Ersatz unserer verlorenen und nur zum kleinen Teil wiedererlangten Souveränität hat die Obrigkeit das Gebiet der ehemaligen Deutschschweiz in zwei Unterbezirke aufgeteilt, die natürlich gleichgeschaltet bleiben und mit der Stellung unserer früheren Kantone nicht das geringste zu tun haben: in einen Aargau und einen Thurgau. Grenze Aare-Reuss. Das hatten wir doch schon einmal. Das ist allerdings schon sehr lange her. Als es nämlich wirklich noch ein Burgunderland und daneben ein Herzogtum Alemannien gab. Die Grenze wirkt allerdings noch heute fort, als Trennungsstrich zwischen deutschen und französischen Jasskarten. Ich fürchte, mit dieser Rekonstruktion ist uns kaum gedient.

28. Mai 1950

Tatsächlich! Die Abnabelung unseres Landes von Rot-Österreich scheint Realität zu werden. Als erstes will Kernen, der neue Mann in Wien, für beide Landesteile neue Schulbücher herausgeben lassen, die der Verschiedenheit unserer Völker besser Rechnung tragen sollen. Und sogar einen schweizerischen und

einen österreichischen Wirtschaftsrat plant Kernen, wobei wir uns allerdings keine falschen Hoffnungen machen dürfen. Sozialismus und Planwirtschaft wird es hüben wie drüben weiterhin geben. Vermutlich schwebt der neuen Regierung eine Art zweite Tschechoslowakei vor, denn Tschechen und Slowaken liessen sich weder vor dem Krieg noch jetzt, hinterher, unter einen Hut bringen. Und sowenig einer fragen kann: «Sprechen Sie tschechoslowakisch oder jugoslawisch?» sowenig könnte er behaupten, eine Ansprache auf Alpenländisch gehört zu haben. Das alles gibt es nämlich gar nicht.

1. Juni 1950

Eine Kommission aus Geologen, Ingenieuren und Eisenbahntechnikern soll gleichzeitig mit einer ähnlich zusammengesetzten italienischen Equipe in die Trümmer des verschütteten Gotthardtunnels vordringen und ein Gutachten erstellen, ob der Alpendurchstich eventuell wiederhergestellt und neu benutzbar gemacht werden könnte, um unsere Versorgungslage zu verbessern.

7. Juni 1950

Aus dem Kreml scheint ein unwilliges Grollen nach Wien gedrungen zu sein. Vor allem der Plan, die Verbindung mit der Lombardei wiederherzustellen, passt Stalin anscheinend absolut nicht ins Konzept, nachdem in Italien vor ein paar Wochen ein kommunistischer Putschversuch kläglich gescheitert ist, groteskerweise am energischen Widerstand des «Partito Socialista Italiano», das sich die erhofften Früchte einer sozialen Erneuerung nicht vor der Nase wegschnappen lassen wollte und sich nicht scheute, zusammen mit den Christdemokraten und den Republikanern militärisch gegen die marxistischen Brüder vorgehen zu lassen.

Über die anderen Neuerungen im Sinne einer Lockerung in unserem Alltagsleben schwieg sich Stalin aus. Das hat natürlich unse-

re SAR-Regierung bereits etwas übermütig gemacht, man spricht ganz allgemein im kapitalistischen Ausland von einem «Alpenfrühling» und kann sich nicht genug tun an zum Teil recht plumpen Anbietungen. Sogar von einer gemeinsamen Wirtschaftsallianz mit dem «Westen» (als ob wir im Osten zuhause wären!!) war die Rede. Man muss sich wirklich manchmal fragen, ob «die drüben» so naiv sind, oder ob sie «Väterchen Stalin» am Ende gar wirklich für einen hohlen Popanz halten, mit dem man machen kann, was man will.

9. Juni 1950

Die zurückgepiffene Gotthard-Kommission hat den Schwanz eingezogen und sich sogar öffentlich für ihr «unangebrachtes Vorpellen» entschuldigt. Moskau akzeptiert und schweigt. Wie lange noch?

10. Juni 1950

Wien hat sich etwas Neues einfallen lassen. Die SAR soll eine Volksbefragung organisieren, in der wir uns entscheiden dürften, ob wir künftig nicht lieber «Austro-Helvetischer Bund» heissen möchten. Das Wort «sozialistisch» würde auf diese Weise verschwinden. Ist Kernen der sprichwörtliche Esel auf dem Eise?

11. Juni 1950

Noch immer keine Reaktion aus dem Kreml. Die meisten jubeln und sind jetzt felsenfest davon überzeugt, dass es Kernen und seiner umgebildeten Regierung tatsächlich gelungen sei, Moskau eines Besseren zu belehren. Den anderen aber (und dazu gehöre ich selbst) wird bei dem Spiel bang und bänger. Da werden einfältige Bemerkungen herumgeboten wie «wir sind den Brüdern einfach zu weit vom Schuss», oder gar «schliesslich müssen die Russen ja aus der Geschichte gelernt haben, dass sie mit der Schweiz nicht so umspringen können.» O sancta simplicitas! Die und lernen!

12. Juni 1950

Auf den 23. Juni wurde ein grosses Volksfest unter dem Motto «Der eigene Weg – der richtige Weg» anberaumt. Der Grenzsperrre, die ja noch immer nicht gelockert oder gar aufgehoben ist, zum Trotz wurden bereits Gäste aus dem Ausland dazu eingeladen. Auch die Presse soll dabei sein, und sie soll schreiben dürfen, was sie von uns und unserer Reformpolitik hält. Zwei Schauplätze sollen das Riesenspektakel beherbergen: Wien als Hauptstadt der SAR und Zürich-Leningen. Was nun wirklich – Zürich oder Leningen?

Und noch eine kleine Sensation: In aller Heimlichkeit ist der sozialdemokratische Nationalrat und Ex-Kommunist Walter Brinngolf aus dem kapitalistischen Ausland in seine Heimatstadt Schaffhausen zurückgekehrt, deren Stadtpräsident er vor dem Kriege war. Er wurde gleichzeitig zum Kommissar für die Unterbezirke Aargau und Thurgau ernannt. Auch das gab es bis jetzt nicht!

18. Juni 1950

Die Farbe an unseren Fensterläden blättert ab. Wie so manches in unserem Paradies der Werktätigen. Handwerker sind kaum aufzutreiben, und Materialien noch viel weniger. Schon vor ein paar Monaten versuchte ich drei Kübel Lindengrün zu ergattern. «Lindengrün ist leider gerade ausgegangen», hiess es, «kommen Sie doch in etwa 14 Tagen nochmals vorbei.» – Nach zwei Wochen bedauerte die Verkäuferin: «Zu dumm! Vor einer Stunde ging das letzte Grün weg. Ein schönes Dunkelgrün wars.» Da ich wie gesagt Lindengrün brauchte, war das weiter nicht schlimm. Ich versuchte es die Woche darauf nochmals. Aber da hatte anscheinend ein Genosse, der die besseren Beziehungen hat als ich Nicht-Genosse, eben den letzten Topf abgeholt. Ich solle es doch gelegentlich wieder versuchen. – Zuletzt ging ich täglich vorbei, aber ich hätte wohl früher aufstehen sollen. Lindengrün war eben gerade

ausgegangen. Warum ich denn so auf Lindengrün bestehe, wollte die Verkäuferin wissen. Ein schönes sattes Rot sei praktisch immer an Lager. Ich hätte ihr gerne gesagt, dass ich dies ohnehin schon längst satt habe, beschränkte mich aber darauf, ihr zu erklären, dass satt-rote Fensterläden nicht zum bröckelnden Verputz passten.

Es ist eine verrückte Welt. Ein vernünftiger Mensch hält dieses Affentheater der Inkompetenz auf die Länge nicht aus. Ich habe beschlossen, künftig nichts mehr ernst zu nehmen. Dann halte ich vielleicht durch.

22. Juni 1950

Wir haben gestern fast den ganzen Tag damit verbracht, den Festplatz hinter dem Landesmuseum zu schmücken. Die Tribüne, von der aus die Amnestie nun auch offiziell verkündet werden soll, prangt in sommerlicher Blumenpracht, von der Balustrade hängen Fahnen mit dem Schweizerkreuz und blauweisse Zürcher Fahnen herab. Weiss der Kuckuck, woher die kommen. Einige sind offensichtlich extra für diesen Anlass in aller Eile neu genäht worden, indem man auf rote Parteifahnen zwei gekreuzte weisse Stoffbahnen applizierte. Zwar stimmt die Tönung des Rot nicht, das Material, eine Art billiger Kunstseide, noch viel weniger, und die Sozi-Bambusstangen sind für eine Schweizerfahne oder ein Kantonsbanner ein regelrechter Affront. Aber was tut's! Es sind wieder unsere lieben altvertrauten Embleme und nicht die Klassenkampfssymbole oder das lächerliche rot-weisse Zickzackemblem der SAR, die nun hoffentlich in den nächsten Tagen von der neuen Regierung zu Grabe getragen wird. Ich weiss – noch sind wir nicht frei. Noch sind ausser der AFAP als Staatspartei keine anderen politischen Gruppierungen zugelassen, aber man darf doch wieder ungestraft Kritik am Sozialismus üben, wenn einem danach zumute ist (und mir ist sehr wohl danach zumute!), man darf sich wieder Schweizer nennen, darf wieder einen Gottesdienst besuchen und auf der Strasse oder in der Beiz

einen Schwatz abhalten, ohne dass gleich ein Geheimpolizist seine Ohren spitzt, und Leningen heisst bald wieder Zürich! Was will man mehr. Der Rest wird sich bei Gelegenheit finden, wenn erst einmal freie Wahlen ausgeschrieben sind. Wer hätte das noch vor einem halben Jahr für möglich gehalten!

23. Juni 1950

Schon am frühen Morgen begannen die Glocken im ganzen Lande zu läuten. Auch das gab es seit Jahren nicht mehr. Das Volk strömt dem Platzspitz zu, um die Ansprache des neuen Bezirkskommissars Walter Bringolf zu hören, der nach dem Sturz Dr. Quadratzkys in Wien aus dem freiwillig gewählten Exil in seine alte Heimat zurückgekommen ist, um hier einige dringend notwendig gewordene Reformen durchzuführen. Vor allem die Versorgungslage ist durch unsere unmögliche geographische Situation unhaltbar geworden. Aber auch die extreme Beschränkung aller persönlichen Freiheiten muss einmal ein Ende haben.

Am Bahnhof drüben brandet Jubel auf. Bringolf ist angekommen und wird in wenigen Minuten hier bei uns sein. Vorausgesetzt, er und seine Begleiter vermögen sich durch die hysterisch schreiende Volksmenge eine Gasse zu bahnen. Der Jubel wird lauter und kommt näher: Brin-golf! Brin-golf! Brin-golf! Eine Frau neben mir bricht in Tränen aus, Tränen der Freude und der Begeisterung. Haben wir denn immer noch nicht verlernt, auf diesen verfluchten narkotisierenden Personenkult zu verzichten?

Nun ist er da, wird von der Menge förmlich auf die Tribüne gehoben und geschoben. Ein alter Mann mit wirrem grauem Haar, einer kleinen, aber kühnen Nase und feurigem Blick. Ein Volkstribun, wie er im Buche steht. Aber er ist müde geworden, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe, er hat nicht mehr die Kraft von einst. Er hält sich am Geländer mit der Linken fest, mit der Rech-

ten winkt er in die Runde. Man verstellt das Mikrophon auf die richtige Höhe (es war bezeichnenderweise zu hoch angesetzt gewesen). Und Bringolf spricht zu uns, die wir plötzlich sehr still geworden sind:

«Liebe Mitbürger, liebe Genossen, ja, ich darf wohl sogar heute wieder sagen: Liebe Eidgenossen!»

Ungeheurer Jubel brandet auf, ein Mädchen in der Uniform der Pioniere versucht sich an der Estrade hochzuhissen, wahrscheinlich um ihm die Hand zu schütteln oder das Feldblumensträusschen zu überreichen, das es an seiner Bluse angesteckt trägt. Ein Ordnungshüter neben dem Redner geht blitzschnell zu Boden und reisst dem Mädchen die Hände vom Geländer, sodass es mit einem Klagelaut zurückfällt. Bringolf hat es gesehen und macht eine entschuldigende Geste. So etwas geht wirklich nicht, drückt seine Handbewegung aus, das musst du verstehen.

Auch das versammelte Volk hat verstanden. Es spendet Beifall. Aus der Feme ist Motorengebrumm zu hören. Ist das Geschwader «Roter Stern» in Dübendorf aufgestiegen, um für Bringolf eine Ehrenrunde zu drehen? Alles blickt empört, sucht durch die Äste der mächtigen Platanen hindurch etwas zu entdecken, umsonst.

«Mit dem heutigen Tag», fährt Bringolf fort, «hat der Sozialismus seinen wohl schönsten und wertvollsten Sieg errungen – den Sieg über sich selbst, über den Wahn, nur eine starke Hand vermöge die Segnungen seiner Welt dem Mann auf der Strasse nahezubringen, über die hochmütige Einbildung, nur der Politiker verstehe, was Sozialismus wirklich ist. – Wir werden der Welt beweisen, dass Sozialismus nicht die Sache einiger weniger Ideologen ist, sondern eines freien Geistes in einem freien Lande ...»

Ungeheurer Jubel, der nur mit Mühe das immer näher kommende



Motorengeräusch zu übertönen mag, drohend und unheimlich. Und jetzt ein tausendstimmiger Aufschrei des Entsetzens: Panzer, russische Panzer sind es, nicht Flugzeuge! Wie habe ich die Geräusche nur verwechseln können! Sie haben die eisernen Umzäunungen des Platzspitz-Parkes von der Zollbrücke und der Museumstrasse her überrollt. Nicht nur das, jetzt kommen sie auch von der Walchebrücke her! Kleine Panzerspähwagen sind sogar durch den Torbogen des Landesmuseums durchgebrochen. Sie rollen langsam, im Schritt, als hätten sie die Aufgabe, niemanden in Gefahr zu bringen.

Jetzt stehen sie still. Und der Menge ist der Atem genommen. Eine fürchterliche Stille herrscht. Keiner glaubt mehr, dass sie nur als harmlose Festgäste gekommen sind. Man weicht zurück. Schritt für Schritt. Genosse Bringolf hat die Arme hochgerissen und schreit den Panzern etwas entgegen. Was er sagt, geht in einem Angstgeheul unter, das jetzt aufbrandet. Es ist ansteckend. Ich spüre, wie ich mitschreie. Zwei Frauen rennen mit Blumensträußen den Russen entgegen, rufen, winken. «Friede!» rufen sie, und: «Brüder! Brüder!» Ein junger Mann will sie zurückreisen, ein anderer setzt den rechten Fuss auf die Raupenkette eines Schützenpanzers. Der braune Lederhelm wächst aus der Luke heraus, wird zum brüllenden Kopf, dann zum gestikulierenden Oberkörper. Der junge Mann krallt sich fest. Warum bin ich das nicht?? Das könnte – das müsste doch **ich** sein!

Da heult der Motor auf, das Fahrzeug setzt sich mit einem Ruck in Bewegung, reisst den Mann zu Boden, überrollt ihn, zermalmt ihn.

Das müsste doch **ich** sein, schreit es in mir. Und: «Brüder! Friede!» Ich renne, stürze dem dröhnenden Unheil entgegen. Dann Feuer! Flammen! Es riecht nach Benzin und verbranntem Fleisch. Die Menge wird zum schreienden, veitstanzenden Fackelzug. Wir werden gegen die Rednertribüne gepresst. Wir

trampeln uns gegenseitig nieder. Vorne die unerbittlich heranrollenden Panzer, rechts die Sihl, links die Limmat, und der Fluchtweg wird immer enger. Alles versucht, sich über Matten- und Drahtschmidlisteg ans ennere Ufer zu retten, doch das altersschwache Brücklein bricht ein und reisst Hunderte in den Strudel. Ich spüre nichts mehr. Wasser schlägt über mir zusammen. Und erst als ich drüben die Böschung mit Händen greife, realisiere ich, dass mich einer der Flammenwerfer gestreift haben muss. Die Hose hängt verkohlt in Fetzen. Ich kann nicht mehr. Jetzt kriecht der Schmerz in mir hoch. Helft mir! Helft meinem Land! Das haben wir nicht gewollt! Das haben wir nicht verdient! ... Wir wollten doch nur ...

ein lichtiges Lindengrün ...

Freiheit...

kein blutiges Rot...

eine freie Schweiz!

Es tut so schrecklich weh ... !



Joseph Andermann starb in der Nacht auf den 24. Juni 1950, also auf den Tag genau zehn Jahre nach seinem Unfall auf der Rütliwiese, und zwar, wie der Arzt feststellte, an Herzversagen. Sein Gesicht zeigte einen seltsam gelösten und fast heiteren Ausdruck, wie ich ihn zu seinen Lebzeiten eigentlich nie an ihm feststellen konnte. Seltsam und medizinisch unerklärlich dagegen waren eine heftige Rötung und eine Art Brandblasen über die Haut seines ganzen Körpers mit Ausnahme des Kopfes verteilt. Der Arzt, der den Totenschein auszustellen hatte, schüttelte nur den Kopf und murmelte etwas von 'Rotlauf, eine Krankheit, die für gewöhnlich nur Schweine zu befallen pflegt, in seltenen Fällen aber durch Infektion auch auf Menschen übertragbar ist. « Ich versicherte Dr. Rufen-

ach, es könne keinerlei Kontakt mit irgendwelchen Virusträgern stattgefunden haben, da Joseph Andermann nach wie vor das Haus nie verlassen habe.

Ich hatte zu jenem Zeitpunkt die letzten Tagebucheintragungen Andermanns noch nicht gelesen und konnte mir die seltsamen Symptome genau so wenig erklären wie der Mediziner. Jetzt allerdings ist mir vieles klar geworden. So konsequent mein armer Freund sein Doppelleben zehn Jahre lang geführt hatte, so folgerichtig hat er es auch beendet.

Joseph Andermann war nicht zum Helden geboren, alles an ihm, Wesensart, Gesinnung, ja sogar sein Aussehen gehörten zu einem typischen Antihelden. Und doch ist er, um der verpfuschten Existenz seiner Heimat und seiner selbst ein Ende zu machen, tapfer seinen Weg gegangen.

Und ich weiss heute: Es hatte an einem feinen Fädchen gehangen, dass sein Traumleben unser wirkliches Leben hätte werden können.

Und keiner von uns hatte etwas davon bemerkt!

sig. G. Winkler

Joseph Andermanns Tagebuch in Stichworten

1940

24. Juni Die deutsche Wehrmacht marschiert ein, erreicht Neuchâtel, Kämpfe im Raum Sargans, Ruhe am Oberrhein
25. Juni Stab II. AK schlägt sich bis Seelisberg durch, Chaos auf den Strassen
26. Juni Gegenstoss über den Rhein. Die Deutschen vor Bern und in der Ostschweiz
27. Juni Stab II. AK ergibt sich, Generalstab gerät in Gefangenschaft
29. Juni Deutsche und italienische Truppen treffen sich auf den Alpenpässen. Angebliches Treffen Hitler-Mussolini auf der Gotthardpasshöhe
19. August Entlassung der Stabskompagnie
22. August Wieder zuhause
23. August BBC meldet Existenz eines Réduits am Gotthard
27. August Drei Sammellager für Juden in Betrieb
11. September Beschäftigung als Lokalberichterstatter
18. September Saurer wird von Hermann Göring-Werken übernommen
5. Oktober Andermann lernt, zwischen den Zeilen zu schreiben
4. November Kulturreferent im Rest. «Schelmen»
27. Dezember Christbaumschmuck dank Winterhilfswerk

1941

11. Februar Gefälschte Rationierungsmarken
19. März Rätselhaftes Zugsunglück im Umerland

- 20. April «Führers Geburtstag», Schweiz wird «Gau
Hochrhein»
- 22. April Der neue Gauleiter

1942

- 5. Januar Kleidersammlung für die Ostfront
- 7. Januar Raucherkarte
- 8. April Für einen Nichtarier gehalten
- 2. Mai Liechtenstein einverleibt
- 12. Mai Der «Jerusalem-Express»
- 27. Mai Attentat auf Gauleiter Leonhard
- 28. Mai Baron von Beisswächter zum Nachfolger
Leonhards ernannt. Fahndung
- 29. Mai Gurtzellen dem Erdboden gleichgemacht
- 9. Juni Bevölkerung von Gurtzellen anscheinend in
Sicherheit
- 24. Juni
- 28. Juni Führerparade in Zürich Erschiessung Ernst
Gisigers, Altdorf Aushebung, untauglich
- 1. August Altmetall-Sammlung
- 13. August
- 30. August Luxemburg einverleibt. Neue Gaue Mosel-
land, Lothringen und Burgund
- 13. September Luftangriffe auf Winterthur und Baden
- 16. September Luftangriffe im Berner Oberland und im
Wallis
- 30. Oktober Doch noch ausgezogen (zum Afrikacorps)

1943

- 28. März
- 11. April Verwundung vor Sfax Rücktransport nach-
hause Illegale Landsgemeinde, SA greift
ein, Beisswächter interveniert
- 25. April
- 1. Mai Genesungsheim Bürgenstock

10. Mai	Aufgebot Schulungskurs «neue Westgebiete» in Sonthofen
24. Juli	Entlassung aus Rekonvaleszenz Demonstrierter Bundesfeier. Einführung «Appenzeller Thing» statt Landsgemeinde
1. August	
31. August	Reise nach Obersdorf. Unterwegs Gebirgstruppen Richtung Schweiz
1. September	Burgunderkurs
21. September	Der Ehrendolch
30. November	Verhaftung wegen «Brot und Käs»
23. Dezember	Entlassung

1944

6. Januar	Aus der Reichs-Presse-Kammer ausgebootet
9. Januar	Versuch mit Poesie
25. Januar	Statist und Chorsänger am Stadttheater
21. Februar	Erste kleinere Rollen
22. März	Kein Ariernachweis. Arbeitsverpflichtet
1. April	Arbeitsbeginn bei Dürr & Sohn Stabilisatoren wozu?
8. April	
1. Mai	Der Verdacht: Wir helfen die «Vergeltungswaffe» bauen
17. Mai	Wieder Bomben
16. Juni	Invasion am Atlantik
9. Juni	Fabrik wird verlegt Schliessung der
1. Juli	Theater Das Attentat
20. Juli	Kinder-Landverschickung «Hitlerfingen»
28. Juli	Der «Alte» rät zum Wandern Flucht Richtung Gotthard, der Abschiedsbrief
16. August	
7. September	
8. September	
9. September	Rettung aus dem Berg

- 6. Dezember Im Réduit. Auftrag, Radiosendungen für die Bevölkerung zu gestalten
- 10. Dezember Kommunistische Politiker ausgeflogen
- 18. Dezember Vorbereitungen
- 21. Dezember Kontaktpunkt Göschenen
- 24. Dezember Die Weihnachtsbotschaft über den Schweizerischen Landessender Gotthard

1945

- 1. Januar Man will die Festung erstürmen
- 4. Januar Mein Mit-Radiomann Pünter, die «Stunde der Angehörigen»
- 27. Januar Folgen der Sippenhaft
- 2. März Energie- und Lebensmittelversorgung sichergestellt
- 4. März Premiere eines Hörspiels «Glorreiche Sowjetarmee»? Eine
- 4. April Verhaftung
- 5. April Die Russen stehen vor Salzburg
- 23. April Geteilte Meinungen im Réduit
- 27. April Die Russen treiben die Wlassow-Kosaken vor sich her, Richtung Schweiz
- 28. April Die Russen am Rhein?
- 29. April Blutbad bei Sargans
- 30. April Hitler tot
- 1. Mai Russischer Einbruch auf breiter Front. Die freie Schweiz greift ein
- 3. Mai Die Wehrmacht zieht sich zurück Warten auf russische Hilfe gegen die Deutschen
- 4. Mai
- 5. Mai Russen stehen Gewehr bei Fuss am Ufer der Reuss
- 7. Mai Alliierte reichen sich bei Windisch die Hand. Ohne uns!

8. Mai Pünter hat genug von seinen Genossen und zieht die Konsequenz
10. Mai Die Russen greifen endlich ein. Der Spuk ist vorbei
11. Mai Kontakte der Alliierten mit dem Réduit. Aber es fehlen Fahnen
12. Mai Erste Pourparlers. Andermann als Dolmetscher
8. Juni Die Russen requirieren Andermann als Übersetzer. Einsatz bei Freiburg, die Franzosen liefern die Wlassow-Kosaken aus Das Leck im ehemaligen Welschland
9. Juni Denunziantentum
3. August Der Major auf der Abtrittbrille
11. August Tram- statt Traumberuf
14. August Linke Hand am linken Griff. Das Massaker auf dem Bürgenstock
30. August
8. September
11. September Tonis Frau war zu leichtsinnig Kein Entrinnen mehr möglich Grenzbegradigung: der Rhein als Grenze Neues Geld und Teuerung
23. September Werkstätiger Alltag
5. Oktober Neue Mediengesetze. Zürich heisst Lenin- gen, weil Lenin hier seine Revolution in Gang setzte
15. Oktober
10. November Demontage und Deportation
15. Dezember Entnazifizierung ohne Nazis auf Russisch
- 1946**
4. Januar Stalins «Zwei-Weiten-Theorie»: Sozialismus und Kapitalismus. Dazwischen gibt es nichts
3. März Mehr Besatzung, weniger Nahrung

- 18. Juni Alles wird abtransportiert, zurück bleibt der Hunger
- 1. August «Sozialistische Alpenrepublik» vom Neu-siedler- bis zum Bielersee
- 29. August Andermann liest Heiratsannoncen
- 12. September Vorsitzender des Staatsrates: ein gewisser Quadratzky
- 3. Oktober Planwirtschaft
- 23. Oktober Zürichs Wandlungen
- 12. November Braun oder rot – kein grosser Unterschied

1947

- 6. Januar Sibirien ist nahe. Tausche Panzer gegen Wodka
- 14. März Der Fünfjahresplan
- 1. Juni Die St. Galler Strassenbahn wird nach Tschmogorsk verfrachtet
- 15. August Arbeitslos? Gibt es nicht in der SAR
- 16. August Offiziersschulung auf Arenenberg
- 10. September Die Grenze lockt
- 13. September Schiefgegangene Republikflucht

1948

- 13. September Wegen guter Führung entlassen
- 19. Oktober Theaterleute haben es im roten Paradies relativ gut
- 27. Oktober Garderobier am «Theater des Volkes»
- 5. November «Mer sönd halt Appezöller», Volkstheater in Reinkultur
- 6. Dezember Der Auftrag: «Eine Hymne auf Väterchen Stalin»

1949

- 12. Januar Die subversive Setzmaschine
- 21. Januar Ein «Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe», bloss der Schweiz hilft keiner

11. Februar	Truman protestiert in Moskau gegen die Behandlung der Schweiz als feindliches Territorium
15. Februar	Die Sowjetunion verbittet sich jede Einmischung
9. März	Frankreich und Italien annektieren, was die Russen übrigliessen
25. März	Molotow protestiert gegen westliche Eroberungsgelüste
26. März	Molotow zurückgetreten
2. Mai	Der Eroberer konfisziert alle Uhren
30. Mai	Im Rahmen des Fünfjahresplanes muss die Produktion von Milchprodukten verdoppelt werden
4. Juni	Der sozialistisch-alpinen Bevölkerung wird der Genuss von Milchprodukten bei Todesstrafe verboten
18. Juni	
29. Juni	Lindengrün ist ausgegangen
24. Juli	Es mangelt an Melkschemeln Ersaufen im Milchsee am Rande des Butterbergs
27. Juli	Ranzige Butter nach Afrika und in die Mongolei
12. August	Arbeitsbeschaffung durch «Busi» (Bundes-Sicherheitsdienst)
5. September	An der falschen Stelle abgehört und Interessantes erfahren
14. September	Keine Wiederaufnahme des Studiums, da nichtproletarischer Herkunft
1. Oktober	China wird Volksrepublik
15. Oktober	Verbrüderungsfest mit chinesischen Restaurateuren in Leningen

- 8. November Gründung einer Hochschule für Leibesübungen auf Brestenberg. Massive Förderung des Winter-Leistungssports, aber nur alpine Disziplinen
- 10. November Homussen im Dienste der sozialistischen Weltanschauung
- 19. November Spionage mittels Schabziger
- 8. Dezember Die Westmächte werden über Lenkwaffenpläne der UdSSR informiert

1950

- 1. April Die Ex-Schweiz taugt nur noch als Riesen-Nationalpark
- 3. Mai Quadratzky gestürzt. Lenzt es in der SAR?
- 5. Mai Generalamnestie. Die SAR wird wieder in einen schweizerischen und einen österreichischen Teil rückgestaltet
- 28. Mai Ein bisschen mehr Freiheit, aber nach wie vor Planmisswirtschaft
- 1. Juni Sie wollen den seit Jahren unbrauchbaren Gotthardtunnel wiederherstellen
- 7. Juni Stalin sagt nein. Grenze bleibt dicht
- 12. Juni Bringolf aus dem Exil zurück, wird zum Kommissar für die Unterbezirke Aargau und Thurgau ernannt.
- 22. Juni Man rüstet zu einem Volksfest auf dem Platzspitz in Leningen
- 23. Juni Bringolf verkündet Hoffnung, aber Stalins Panzer schlagen zu
- 24. Juni Todestag Joseph Andermanns